pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Straumann, Martin

Berufsleben. Eine hermeneutische Interpretation der Berufsbiographien von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren und Mechanikern in der schweizerischen Elektro- und Maschinenindustrie

Bern : Universitätsdruckerei 1987, xvi, 300 S. - (Dissertation, Universität Bern, 1987)

Quellenangabe/ Reference:
Straumann, Martin: Berufsleben. Eine hermeneutische Interpretation der Berufsbiographien von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren und Mechanikern in der schweizerischen Elektro- und Maschinenindustrie. Bern : Universitätsdruckerei 1987, xvi, 300 S. - (Dissertation, Universität Bern, 1987) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-261006 - DOI: 10.25656/01:26100

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-261006
https://doi.org/10.25656/01:26100

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

pedocs
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

BERUFSLEBEN

Eine hermeneutische Interpretation der Berufsbiographien von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren und Mechanikern in der Schweizerischen Elektro- und Maschinenindustrie

Inauguraldissertation
der Philosophisch - historischen Fakultät
der Universität BERN
zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von
MARTIN STRAUMANN
von Bubendorf BL

Universitätsdruckerei Bern 1987

BERUFSLEBEN

Eine hermeneutische Interpretation der Berufsbiographien von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren und Mechanikern in der Schweizerischen Elektro- und Maschinenindustrie

von
MARTIN STRAUMANN

Bern Universitätsdruckerei 1987

Von der Philosophisch-historischen Fakultät angenommen auf Antrag der Herren Prof. Dr. Traugott Weisskopf und Prof. Dr. Hans Aebli, M.A..

Bern, den 27. Februar 1987 Der Dekan: Prof. Dr. H.E. Herzig

Meiner Tochter EVA gewidmet

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist eine Spätlese zweier Forschungsprojekte, die am Pädagogischen Seminar der Universität Bern im Auftrag des Nationalen Forschungsprogramms 10: "Bildung und das Wirken in Gesellschaft und Beruf", unter der Verantwortung von Prof. Dr. Traugott Weisskopf im Zeitraum von 1982 - 1985 durchgeführt worden sind und die durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurden.
Das erste Forschungsprojekt "Innovation und Qualifikation" setzte sich zum Ziel, mit Hilfe von Arbeitsplatzgesprächen, Gruppengesprächen und narrativen Interviews den Einfluss des technologischen Wandels auf die beruflichen Qualifikationen von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren (FEAM, seit 1986 heisst der Beruf neu Elektroniker) und Mechanikern zu untersuchen.
Das zweite Forschungsprojekt mit dem Titel "Der Ausbilder in der Schweizerischen Maschinen- und Elektrobauindustrie" war als Folgeprojekt konzipiert. Wir versuchten mit dem gleichen methodischen Ansatz, teilweise auch in den gleichen Betrieben, die im ersten Projekt erarbeitete Sichtweise der betroffenen Berufsarbeiter zu ergänzen mit der Sichtweise der verschiedenen Ausbildungsverantwortlichen in den Betrieben. Gleichzeitig wollten wir die Ausbilder mit den Ergebnissen des ersten Projekts konfrontieren. Damit war die Hoffnung verbunden, in den Gruppendiskussionen mit den Ausbildern nicht nur die Einstellung zu den Lehrlingen heute zu analysieren, sondern in der Diskussion gleichsam ein szenisches Abbild zu gewinnen über die Art und Weise, wie die Ausbilder mit der vorgebrachten Kritik umgingen. Während wir im Projekt "Innovation und Qualifikation" nur mit Grossbetrieben der Maschinen- und Elektrobranche zusammengearbeitet haben, haben wir im Folgeprojekt zusätzlich mittelgrosse Betriebe mit anderen Ausbildungsstrukturen einbezogen. Ueber beide Projekte haben wir abschliessende wissenschaftliche Schlussberichte vorgelegt, (BALMER, GONON & STRAUMANN 1986 und GONON, KARRER & STRAUMANN, in Vorb.).
In beiden Projekten bildet das Kernstück die Erhebung der Berufsbiographien mit Hilfe von narrativen Interviews. Die qualitative Analyse der Biographien war jedoch nie Selbstzweck, sondern unterlag dem zeitlichen und thematischen Zwang, innert nützlicher Frist zu Aussagen zu kommen, das erste Mal bezüglich dem Einfluss des technologischen Wandels, das zweite Mal bezüglich der pädagogischen Qualifizierung der Ausbilder im Betrieb. Mit Hilfe des Interpretationsansatzes der "objektiven Hermeneutik", die einer qualitativen, sozialwissenschaftlichen Interpretationsmethode verpflichtet ist, versuchten wir, dem zeitlichen Dilemma zu entkommen. Im Projekt "Innovation und Qualifikation" sind wir schrittweise vorgegangen: Ueber eine repräsentative Auswahl von Einzelfallinterpretationen versuchten wir zu idealtypischen Gruppenbildungen zu kommen, die wir in Anlehnung an KERN & SCHUMANN (1984) Rationalisierungsgewinner, Rationalisierungserdulder und Rationalisierungsausweicher genannt haben. Im "Ausbilderprojekt", das auf ein Jahr beschränkt war, haben wir von Anfang an, die objektiven Kategorien der verschiedenen Ausbildergruppen in die Auswertung übernommen und diese Gruppe einem Alters- und Berufsvergleich unterzogen. Soweit zur Vorgeschichte dieser Arbeit.

Die Arbeit ist in der Wir-Form geschrieben. Damit möchte ich zum Ausdruck bringen, dass der Entstehungszusammenhang des Projekts und die theoretische Perspektive stark mit den Kollegen und Kolleginnen der Projektgruppe am Pädagogischen Seminar der Universität Bern verbunden ist. Es sind dies: Kathrin Balmer, Philipp Gonon, Dieter Karrer und zeitweise auch Marianne Progin, die in zahllosen, manchmal nicht endenwollenden Sitzungen die theoretische Begründung diskutiert und über die Gültigkeit einer Interpretation mit mir gestritten haben. Es versteht sich, dass ich für die hier vorgelegten Ergebnisse die alleinige Verantwortung trage. In den Dank der Projektgruppe miteingeschlossen ist Prof. Dr. T. Weisskopf, der die Arbeit betreut hat und der mich stets zur Weiterarbeit ermutigt hat.

Die vorliegende Arbeit wäre nicht möglich geworden ohne die Mitarbeit der Berufsarbeiter in den Betrieben. Ihnen und den Ausbildungsverantwortlichen, die die Gespräche vermittelt haben, möchte ich in erster Linie für ihre Unterstützung danken. Ferner sind aus dem Kreise des Pädagogischen Seminars die Kollegen und Kolleginnen zu nennen, die aus den Lehrveranstaltungen heraus die Mühsal der qualitativen Sozialforschung auf sich genommen haben und mit eigenen kleineren Forschungsarbeiten zum Projekt beigetragen haben. Es sind dies: Barbara Geiser, Hanspeter Mathys, und Käthy Schneitter. Ferner gilt der Dank der unübersehbaren Schar von Studenten und Studentinnen, die in den letzten Jahren mitgeholfen haben, die über 200 Interviews ab Band zu transkribieren. Nicht zuletzt möchte ich meinen Dank aussprechen an Barbara Neugel, die das Manuskript in der letzten Fassung gelesen hat.

Liebefeld / Wabern / Bern, im Dezember 1986 M. S.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung		ix - xvi
1.	Von der Soziographie zur biographischen Methode	1
1.1.	Das öffentlich - politische Interesse an Biographien	2
1.2.	Das historische Interesse an Kollektivbiographien	9
1.3.	Das anthropologische Interesse am menschlichen Lebenslauf	17
1.4.	Pädagogische Biographieforschung	25
1.5.	Zusammenfassung und Begründung des Untersuchungsansatzes	33
2.	Die Interpretation von Biographien	39
2.1.	Die Kritik an der empirischen Forschung	39
2.2.	Das Verstehen und das Interpretationsmodell der Hermeneutik	46
2.3.	Das interpretative Paradigma der Sozialforschung	50
2.3.1.	Das biographische Portrait	53
2.3.2.	Biographieforschung als Lebensweltanalyse	58
2.3.3.	Der Ansatz der objektiven Hermeneutik	62
2.4.	Zur Untersuchungsanlage	70
2.4.1.	Die schriftliche Kurzumfrage über Beruf und Arbeit	74
2.4.2.	Das Arbeitsplatzgespräch	74
2.4.3.	Das Gruppengespräch	75
2.4.4.	Das narrative Interview	78
2.4.5.	Die Erhebung der Lebenskurve	80
2.5.	Zum gewählten Interpretationsansatz	82
3.	Thesen zur Interpretation des Berufslebens	89
3.1.	Der Lebenslauf als Strukturmerkmal entwickelter Arbeitsgesellschaften	89

3.1.1.	Erwerbsarbeit als biographischer Orientierungsrahmen	92
3.1.2.	Der Beruf als biographischer Orientierungsrahmen	95
3.1.3.	Allgemein-strukturelle Lebenslaufmuster	97
3.2.	Das Berufsleben in biographischer Perspektive	106
3.2.1.	Biographische Perspektive als lebenszeitliche Orientierung	107
3.2.2.	Fragmentierung als Strukturmerkmal biographischer Perspektive	108
3.2.3	Segmentierung des Berufslebens	114
3.2.4.	Lernen als Thema der subjektiven Rekonstruktion	121
3.3.	Zusammenfassung: Thesen zur Analyse des Berufslebens	131
4.	Berufsbiographische Portraits von FEAM und Mechanikern	143
4.1.	Patrick Müller, Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur, 1962	143
4.2.	Werner Schneider, Elektroniklaborant, 1956	148
4.3.	Fritz Holzer, Industriemeister, 1950	153
4.4.	Bernhard Stocker, Werkmeister, 1938	157
4.5.	Hans Steiner, Detailkontrolleur, 1934	164
4.6.	Ernst Strahm, Mechaniker, 1923	168
5.	Die diachrone Analyse des Berufslebens	175
5.1.	Erster Rückblick: Die Berufseinmündung	177
5.1.1.	Der strategisch-intentionale Berufseinmündungsverlauf	178
5.1.2.	Der traditional-soziale Berufseinmündungsverlauf	180
5.1.3.	Der distributive Berufseinmündungsverlauf	181
5.2.	Der zweite Rückblick: Die Berufslehre	186
5.2.1.	Der Lehrverlauf und die Krise der Berufsmotivation	187
5.2.2.	Die Sozialisation zum Berufsarbeiter	189
5.2.3.	Die Berufslehre und das spätere Berufsleben	193
5.3.	Der dritte Rückblick: Das Berufsleben nach der Lehre	198
5.3.1.	Die Uebergangsphase von der Lehre in den Beruf	199
5.3.2.	Die Entwicklung eines beruflichen Themas und der Aufbau einer biographischen Linie	206
5.3.3.	Die Bedrohung des Berufslebens	217

5.4.	Der Blick in die Zukunft	228
5.4.1.	Die Zukunftsbilder der jüngeren Generation: Von der Verweigerung bis zum gezielten Titelerwerb	230
5.4.2.	Die mittlere Generation: Die Angst vor der Zukunft	234
5.4.3.	Die ältere Generation: Das Erdauern der Zeit bis zur Pensionierung	239
6.	Fallübergreifende Interpretation und Folgerungen	243
6.1.	Biographische Verlaufsformen im Berufsleben	243
6.1.1.	Die Entwicklung beruflicher Identität	246
6.1.2.	Die Suche nach einer alternativen beruflichen Zukunft	249
6.1.3.	Arbeitsidentität als Ausdruck von Arbeiterkultur	253
6.1.4.	Erwerbsidentität	259
6.2.	Das typisch Allgemeine und das individuell Besondere	265
6.3.	Folgerungen und Schluss	274
6.3.1.	Zusammenfassung der Ergebnisse	274
6.3.2.	Schlussfolgerungen	283
7.	Literaturverzeichnis	289
7.1.	Projektmaterialien	289
7.2.	Unveröffentliche Schriften	289
7.3.	Literatur	289
	Verzeichnis der Abkürzungen	300
	Lebenslauf	

Verzeichnis der Abbildungen:

Abb. 1:	Untersuchungsanlage	71
Abb. 2:	Die Einsatzbereiche von FEAM und Mechanikern	73
Abb. 3:	Beispiel eines Grundreizes für das Gruppengespräch	76
Abb. 4:	Beispiel einer Lebenskurve	81
Abb. 5:	Interpretationsmodell für die Einzelfallanalyse	84
Abb. 6:	Berufliche Identität aus diachroner und synchroner Sicht	87
Abb. 7:	Vier Verlaufsformen von Berufsleben bei gelernten Mechanikern und FEAM	245
Abb. 8:	Berufliche Identität als Resultante aus Berufs- und Zukunftsorientierung (Verlaufsform A)	247
Abb. 9:	Das Suchen einer beruflichen Alternative in der Zukunft (Verlaufsform B)	251
Abb. 10:	Arbeitsidentität als Resultante aus Arbeits- und Gegenwartsorientierung (Verlaufsform C)	255
Abb. 11:	Erwerbsidentität als Resultante aus Freizeit- und Gegenwartsorientierung (Verlaufsform D)	260
Abb. 12:	Berufstätigkeit von 143 FEAM-Absolventen	267

"Das Leben bildet"

Johann Heinrich Pestalozzi
Schwanengesang (1825)

Einleitung

Ungefähr im Alter von 65 Lebensjahren (vgl. SPRANGER, 1959, 118ff.) formuliert Pestalozzi in Yverdon seine Idee der Elementarbildung um und stellt sie unter den Fundamentalgrundsatz: "Das Leben bildet" (PESTALOZZI, 1949, 284). Es ist gewiss kein Zufall, dass Pestalozzi den Fundamentalgrundsatz im Schwanengesang mit einer Lebensrückschau verbindet. Nach der Entdeckung der Elementarmethode ist seine Pädagogik allzusehr zu einer Kunst, wir würden heute sagen, zu einem Schulungsprogramm für die Bildung der Geisteskraft geworden. Diese Einseitigkeit will er richtigstellen: "Die Entfaltung der menschlichen Kräfte (...) geht in ihren wesentlichsten Punkten weit mehr aus dem Leben als aus der Kunst hervor" (453), schreibt Pestalozzi am Schluss des Schwanengesangs. Mit dem Fundamentalgrundsatz weist Pestalozzi auf die Grenzen von Erziehung und Bildung hin. Im Menschen sind 'von Natur aus' Bildungskräfte angelegt, die sich nicht allein schulisch, sondern 'im Leben' ausbilden. Damit thematisiert Pestalozzi bereits den Sozialisationsaspekt, der jeder Bildung auch eigen ist.

Auch auf einer anderen Ebene ist das Spätwerk Pestalozzis für unsere Arbeit ein Modellfall. Pestalozzis Versuch, in einer grossen Kraftanstrengung die letzten Dinge, die seinem Denken zugrunde liegen, zu formulieren, fallen seltsam chiffrenhaft aus und sind heute nur noch schwer zu verstehen: Er spricht von der "göttlichen Mitgift", dem "göttlichen Funken in uns" und dem Ziel "Geist und Leben" als dem Zentrum der Idee der Elementarbildung. Gewiss kann man diese Zielsetzung mit hermeneutischen Mitteln zu verstehen versuchen, indem man Pestalozzis Methode als Unterstützung einer Bildungskraft interpretiert, die direkt aus dem Leben wächst (vgl. SPRANGER, 1959, 134ff). Von der Intention her verstehen wir aber den Fundamentalgrundsatz besser, wenn wir auf die Biographie Pestalozzis und seine Selbstdarstellung im selben

Werk rekurrieren. Der Fundamentalgrundsatz ist auch gelebte Lebenserfahrung, Rückkehr zu den Anfängen der "Abendstunde", wie auch Ausdruck für das persönliche Scheitern seiner Erziehungsbestrebungen in Yverdon. Das Leben Pestalozzis selbst, die Wandlung vom Bauern zum Philosophen und Pädagogen birgt den Schlüssel für das Verständnis des Fundamentalgrundsatzes. Wenn wir das ganze Leben Pestalozzis betrachten, dann wird die Einseitigkeit der Methode durch die frühe Periode und das Alterswerk korrigiert. Hier liegt auch das Motiv für die intensive autobiographische Tätigkeit von Pestalozzi, der oft in einer selbstanklagenden Art und Weise mit seinem Leben abrechnet, so auch im Schwanengesang. Aus heutiger Sicht kann sie als Versuch gewertet werden, Sinn und Kontinuität in ein Leben voller Wandlungen zu bringen, eine biographische Linie zu legen, auch wenn vieles, was an Erziehungsunternehmungen, zum Beispiel auf dem Neuhof oder in Stans, gescheitert ist, eher den Umwälzungen und den Wirren der historischen Zeit angelastet werden muss als dem persönlichen Versagen Pestalozzis.
Von diesem Grundverhältnis zwischen Sozialisationsaspekt - "das Leben bildet" - und Autobiographie - "Schwanengesang" - geht die vorliegende Arbeit aus. Sozialisation im Erwachsenenalter, Bildung und Qualifizierung auch nach Schule und Berufsausbildung - das ist der eine Ansatzpunkt; Reflexion über das vergangene Berufsleben, der Zusammenhang zur heutigen beruflichen Existenz und die Pläne für die Zukunft, das ist der andere Ansatzpunkt.

Wir sind uns bewusst, dass wir in einer berufsbiographischen Erzählung berufliche Sozialisation nicht direkt, sondern nur vermittelt über die Erinnerung, als subjektive Darstellung vor uns haben. Der Aufwand biographischer Recherchen lohnt sich jedoch u.E. nicht, um dieses methodische Handicap nachzuweisen. Uns geht es vielmehr darum, aus der Darstellung eines erinnerten Berufslebens etwas Produktives zu machen, indem wir zum Beispiel die Erinnerung in Bezug setzen zur beruflichen Stellung heute und dann nach den Unterschieden fragen.
Abgesehen von den methodischen Schwierigkeiten ist es für die Interpretation eines vergangenen Berufslebens unwichtig, ob die Erinnerung die Darstellung des beruflichen Sozialisationsprozesses "verfälscht", oder ob die Art des Sozialisationsprozesses

zu einer spezifischen Erinnerungsweise führt. Für beide Phänomene gibt es plausible Hypothesen: Man erinnert sich ungern an schlechte Zeiten und weit zurückliegende Ereignisse. Oder: Wer sich schon während der Lehre anpasst, hat weniger Schwierigkeiten und bewältigt sein Berufsleben besser. Die Erinnerung ist wegen der besseren Anpassungsleistung entweder positiv besetzt oder in dem Sinne "leer", dass sich der Betreffende an keine nennenswerte Schwierigkeiten erinnern kann. Mit guten Gründen können wir deshalb von einem gegenseitigen Wechselverhältnis von Erinnerung und beruflicher Sozialisation ausgehen. Um einen bildlichen Vergleich zum Berufsleben zu wagen: Wir wissen, dass man eine Treppe von oben herab oder von unten herauf begehen kann. Wichtig scheint uns aber nicht die Richtung allein, sondern die Art und Weise, wie die Leute Treppen steigen und wie die heutigen Treppen beschaffen sind: Gibt es morsche Bretter an bestimmten Stellen, warum sind an gewissen Stellen die Stufen so hoch, warum benutzen die einen gerade Treppen und die anderen eher Wendeltreppen usw.?

Die Darstellung eines Berufslebens ist immer mit Erinnerungs- und Sozialisationseffekten verbunden. Wir versuchen mit den Mitteln der hermeneutischen Interpretation nicht die Anteile der einzelnen Faktoren zu eruieren, uns geht es vielmehr um die Veränderung der "äusseren" Berufswege und die Struktur des Berufslebens als individuelle Reaktion auf die äussere Veränderung.

Wenn wir Berufsleben als die rekonstruierte Lebenszeit eines Berufsarbeiters zwischen 16 und 65 Lebensjahren betrachten, die dieser mit beruflichen Tätigkeiten verbringt, so ergibt sich die Frage nach dem Verlauf schon aus dem definierten Zeitraum. Ein Berufsarbeiter in einem nichtakademischen Beruf verbringt in seinem Berufsleben ungefähr 90 000 Stunden in beruflicher Tätigkeit. Nur der geringste Teil davon, weniger als ein Zehntel, ist Aus- oder Weiterbildung, wobei der Anteil an qualifizierter Schulung und Bildung, der über das einfache Einüben von manuellen Fertigkeiten hinausgeht, noch einmal nur ein Bruchteil der gesamten Ausbildungszeit beträgt. Kein anderer wach durchlebter Lebensbereich, weder Kindheit, Schule, Freizeit oder Alter kommt auch nur annähernd quantitativ an die Zeit heran, die ein Mensch

im Berufsleben verbringt. Für diesen grossen Sozialisationsbereich haben wir eine berufliche Sozialisationstheorie, die immer noch fast ausschliesslich auf die berufliche Erstausbildung konzentriert ist. Seit Charlotte BÜHLER (1959, 86ff) gilt als Strukturmodell für den Lebenslauf die "Post-Adoleszenz-Maximum - Hypothese": Die physische und geistige Leistungsfähigkeit ist nach der Jugendzeit am Höchsten und fällt dann kontinuierlich ab. Wenn wir nun auf der Ebene einer naiven Alltagstheorie dieselbe Modellstruktur bei unseren Befragten wiederfinden, meistens in der Form einer Begründung dafür, dass sie im fortgeschrittenen Lebensalter keine Weiterbildung mehr betreiben, beweist das keineswegs, dass die zeitliche Phase des Berufslebens nur so differenziert werden kann.

Auch die Berufspädagogik lebt heute noch weitgehend von einem dreistufigen Entwicklungsmodell "Lehrling - Geselle - Meister", was sich in zahlreichen Berufsbezeichnungen wie Werkmeister, Industriemeister, Mechanikermeister heute noch ablesen lässt. Die klassische Zweiteilung des Lebenslaufs in Ausbildungsphase und Berufsphase wird aber in ihrer orientierenden Funktion überholt. Qualifizierung und berufliche Weiterbildungen strukturieren den Lebenslauf auch nach der Berufslehre und die kollektive Organisation von beruflichen Lebensformen geht im Zuge der Tertiärisierung der Wirtschaft über in eine Lebensform, in der jeder Berufsarbeiter selber und in Konkurrenz zu den anderen sich seinen Berufsweg suchen muss, sofern er nicht unter die Räder kommen will. Neben der erinnernden Darstellung interessiert uns also inhaltlich die diachrone Struktur des Berufslebens und die subjektiven Bewältigungsformen, die im Zuge der veränderten Berufsarbeit bei den Betroffenen entstehen.

Das berufliche Selbstverständnis als Mechaniker und FEAM wird zwar durch die Lehre vermittelt, in vielen Fällen nachweisbar auch anerzogen, die Entwicklung des beruflichen Selbstverständnisses ist damit aber keineswegs abgeschlossen. Die berufliche Praxis eines gelernten Mechanikers von 35 Jahren unterscheidet sich heute enorm von der beruflichen Tätigkeit des 20jährigen Jungarbeiters. Der soziale und technologische Wandel hat in unseren Tagen ein derartiges Ausmass erreicht, dass der einzelne Berufsarbeiter sich u.U. innert 15 Jahren beruflich völlig umstellen muss und statt als Arbeiter an einer konventionellen

Drehbank, nun als Angestellter vor einem Programmierarbeitsplatz in einem Büro sitzt.

Der Fundamentalgrundsatz Pestalozzis weist uns auch auf die praktischen Gefahren jeder biographischen Analyse hin: Die Gefahr der Pädagogisierung des Berufslebens, die Gefahr, die Welt zur Schule zu machen. Aus der Tatsache, dass einige Berufsarbeiter ihr Berufsleben besser meistern als andere, dürfen nicht nur individualisierende und pädagogische Schlüsse gezogen werden. Die Restriktionen, die der einzelne im Berufsleben erfährt, sind vielfach Ergebnis einer zweckrationalen Gestaltung der Arbeit und der Technik, für die die Betroffenen kaum verantwortlich gemacht werden können. Auch wäre der Schluss verfehlt, neben der berufsspezifischen Weiterbildung mit verstärkten Anteilen einer kompensatorisch wirkenden Allgemeinbildung, Lebensbewältigung schulisch vermitteln zu wollen. Auf die Bewältigung von einzelnen spezifischen Statusübergängen bezogen, ist ein Training von Sozial- und Selbstkompetenz situationsbezogen allenfalls noch denkbar, aber generell kann die Bewältigung des Berufslebens nicht gelernt werden. Die Gestaltung des Berufslebens ist deshalb nicht allein eine Frage der Aus- und Weiterbildung. Interessen und berufliche Perspektiven konkretisieren sich erst auf der Grundlage der Berufspraxis, durch Arbeits- und Technikerfahrung. In diesem Sinne gilt die Grundthese, dass das Bewältigen des Berufslebens von der Bewältigung des Berufsalltags abhängt: Die Erfahrung von Autonomie resp. die Erfahrung von Restriktivität überträgt sich aus dem Berufsalltag auf den Vergangenheitsbezug und auf die Zukunftsvorstellungen.

Im Bewusstsein um diesen soziologischen Rahmen der Arbeits- und Technikgestaltung fragen wir nach der subjektiven Reaktion, soweit sie sich in der Berufsbiographie als Berufsleben rekonstruieren lässt. Aus der Berufserfahrung heraus entstehen thematische Interessen, Bindungen, Perspektiven einerseits, Desinteresse und Minimierung des Beruflichen auf den Gelderwerb andererseits. In der Erstinterpretation war das der ungeklärte Punkt, dem im folgenden nachzugehen ist: Wie lässt sich verstehen, dass der eine bei annähernd gleichen Sozialisationsbedingungen und gleicher Ausbildung aus dem Beruf sein Leben macht und die Frei-

zeit dem Beruflichen völlig unterordnet, während der andere Beruf und Freizeit als zwei verschiedene Lebensprojekte betrachtet und schliesslich Dritte Leben nur noch mit der Freizeit, aber nicht mehr mit dem Beruf verbinden ? Dies waren Grundidee und Anlass für die Zweitinterpretation: 1. Die Fragmentierung des Berufsverlaufs führt bei einem Teil der Berufsarbeiter zu einem Verlust an beruflicher Perspektive und zu einem Senken des Anspruchsniveaus. 2. Die Unzufriedenheit mit dem Beruf und die berufliche Perspektivenlosigkeit übertragen sich auf den Freizeitbereich, führen zu einer Abkoppelung vom Beruf, zur Verschiebung der Interessen in den Freizeitbereich, zuweilen auch zum Versuch, die berufliche Existenz in der Freizeit perspektivisch zu ändern, indem man sich für eine alternative berufliche Zukunft in der Freizeit weiterbildet.

Die hier vorgelegte Arbeit versucht, stärker als das in den Forschungsprojekten möglich war, auf eine hermeneutische Interpretation der erhobenen Berufsbiographien einzutreten und das "Spiel: Biographie", wie es Max Frisch genannt hat, selbst zum Gegenstand wissenschaftsorientierter Betrachtungen zu machen. Unter diesem Aspekt wird in der Arbeit versucht, sechs Einzelfälle von Berufsarbeitern, die alle einmal eine Lehre als FEAM oder Mechaniker gemacht haben und nun an den verschiedensten beruflichen Positionen gelandet sind, einer Zweitinterpretation zu unterziehen in der Art, dass das Berufsleben phasenweise gesamthaft über alle Fälle sukzessiv dargestellt und interpretiert wird.
Warum haben wir uns gerade mit Mechanikern und FEAM beschäftigt ? Einesteils hatten wir ursprünglich die Idee gehabt, den technologischen Wandel unter den objektiv fortgeschrittensten Bedingungen zu analysieren. Im Kontakt mit Verantwortlichen aus den Grossbetrieben sind wir recht bald auf die beiden Berufsbilder gestossen, die in ganz unterschiedlicher Weise in den letzten Jahren von einem technologischen Wandel betroffen sind, den wir nun deskriptiv und in seinen Auswirkungen auf die Subjekte erfassen wollten. Anderenteils spielte die Untersuchungsanlage eine Rolle: Im Rahmen gleicher Betriebsstrukturen (Grossbetriebe) und der gleichen Branche (Maschinen- und Elektroindustrie) sollte eine möglichst grosse Varianz in der erhobenen Stichprobe

abgebildet werden.
Neben den naheliegenden Kriterien Alter, Stellung in der Produktion und Einsatzbereich versuchten wir über die Berufsbilder des FEAM und des Mechanikers auch zwei unterschiedliche Erscheinungsformen des technologischen Wandels zu erfassen. Einmal wirken sich die Neuen Technologien bei den FEAM als Innovation des Arbeitsprodukts aus. Während früher in der Fernmeldetechnik ausschliesslich mechanische Bauteile und Röhren Verwendung fanden, hat mit der Erfindung des Transistors und den integrierten Bauteilen eine Entwicklung in der Elektronik eingesetzt, die mit einer extremen Miniaturisierung und Verdichtung der Produkte verbunden ist. Für den einzelnen Berufsarbeiter bedeutet dies vor allem ein Verlust von Gegenständlichkeit in der Arbeit: Statt sinnlichen Handwerksmethoden und "heuristischen" Verfahrensweisen ist nun eine elektronische Messmethodik notwendig, die nur noch über abstrakte Begriffe und theoretisch begründbare Messtechniken zugänglich ist. Im Berufsbild des FEAM ist abgesehen von den computerisierten Mess- und Prüfarbeitsplätzen die technische Innovation in den Arbeitsmitteln, zum Beispiel in der Montage, ein sekundäres Phänomen. Umgekehrt sehen sich die Mechaniker zum Beispiel auf dem Gebiet der Zerspanungstechniken vor allem mit einer Innovation der Arbeitsmittel konfrontiert: Gedreht und gefräst werden immer noch die gleichen Werkstücke, nur die Bearbeitungsverfahren und damit auch die Tätigkeitsbereiche der Berufsarbeiter haben sich völlig verändert. Die Produktinnovationen sind dann wiederum bei den Mechanikern eher ein sekundäres Phänomen, das allerdings in der Zukunft an Bedeutung gewinnen könnte. Vor allem im Montagebereich sieht sich der Mechaniker heute öfters in eine Situation versetzt, dass er ganze Komponenten montieren oder ersetzen muss, die in sich zunehmend auch elektromechanische und elektronische Baugruppen enthalten. Deshalb werden auch beim Mechaniker der Zukunft nicht allein Fertigungstechnik und spezifische Informatikkenntnisse von zunehmender Bedeutung sein, sondern in bescheidenem Rahmen auch elektronisches Basiswissen.

Der Aufbau der Arbeit folgt dem klassischen Muster von theoretischer Einleitung, Darstellung, Interpretation und kritischer Würdigung der Ergebnisse. In einem ersten Kapitel werden die

historischen Hintergründe der biographischen Forschung beleuchtet, um zu zeigen, dass die Analyse von Biographien heute interdisziplinär mit den Methoden der qualitativen Sozialforschung betrieben wird. In einem zweiten Kapitel wird auf die Methode der Datengewinnung und die Auswertungsstrategie eingegangen. Das dritte Kapitel stellt den theoretischen Ansatz der Biographieforschung vor, aus dem die Thesen für die Interpretation abgeleitet werden. In einem vierten Kapitel wird das Berufsleben von sechs Berufsarbeitern dargestellt. Neben dem Versuch, im Hinblick auf Alter und berufliche Position eine möglichst grosse Varianz zu bewahren, habe ich nur Berufsarbeiter ausgewählt, die ich persönlich interviewt hatte. Dieser Teil bildet die empirische Grundlage für die diachrone Interpretation der verschiedenen Phasen im Berufsleben im fünften Kapitel. Im sechsten Kapitel wird versucht, in einer fallübergreifenden Interpretation anhand des beruflichen Selbstverständnisses biographische Verlaufsformen zu unterscheiden. Die Arbeit endet mit einer kritischen Würdigung der hypothetischen Ergebnisse und mit Schlussfolgerungen.

Eine besondere Schwierigkeit stellt der Bezug zu den Quellen der hier vorgelegten Interpretation vor. Zusammengefasst kann die Auswertungsstrategie gegliedert werden in eine erste Phase der Transkription der Interviews, die zu ca. 1900 Protokollseiten geführt hat. In einer zweiten Auswertungsphase haben wir die Interviews zu Einzelfallanalysen verarbeitet, die in einem dritten Schritt fallübergreifend und vergleichend zu einem wissenschaftlichen Schlussbericht verarbeitet wurden. Die hier vorgenommene Zweitinterpretation fusst insbesondere auf den schriftlichen Protokollen der ersten beiden Auswertungsphasen, die unveröffentlicht geblieben sind. Aus dem Vorgehen ergibt sich ein umfangreiches Projektmaterial, das nur selektiv in die vorliegende Arbeit einbezogen werden kann, auf das jedoch im Literaturverzeichnis hingewiesen wird. Die Zitatverweise im Bericht beziehen sich aber in jedem Fall auf die transkribierten Interviewprotokolle.

KAPITEL 1: VON DER SOZIOGRAPHIE ZUR BIOGRAPHISCHEN METHODE

In einem ersten Ueberblick möchte ich die Geschichte der biographischen Methode als Instrument für die wissenschaftliche Ergründung des Lebensalltags des "niederen Volkes" darstellen. Die historische Bestimmung der Möglichkeiten und der Grenzen einer sozialwissenschaftlichen Methode ergibt sich im 19. Jahrhundert aus der Dialektik von positivistischer Tatsachenforschung, - Durkheims 'faits sociaux' und quasi staatlicher Macht- und Herrschaftsausübung. Damit der Staat eine wirkungsvolle Sozial- und Bildungspolitik überhaupt sinnvoll konzipieren und anwenden kann, ist er auf gesellschaftliche Analysen angewiesen, die über die Lebensumstände der einfachen Leute Auskunft geben. Die Bedeutung der aufklärerischen Maxime 'Wissen ist Macht' haben vor der Arbeiterbewegung die herrschenden Machteliten begriffen: revolutionäre Veränderungen in der Gesellschaft lassen sich am besten durch eine möglichst lückenlose soziale Kontrolle ganzer Bevölkerungsgruppen vermeiden und durch eine Politik, die immer dann Reformen verspricht, wenn der Druck von unten zunimmt. Soziographie ist somit vorwiegend ein Instrument des Staates zur sozialen Kontrolle bestimmter ihn interessierender Bevölkerungsteile.

Die Geschichte der biographischen Methode kann den Blick schärfen für das Erkenntnisinteresse biographischer Forschung heute: Die Dialektik von "System" und "Lebenswelt", wie Habermas das gesellschaftliche Grundverhältnis kategorisiert hat (HABERMAS, 1980), darf nicht mit Hilfe empirischer Methoden einseitig zu Gunsten des Systems verändert werden, indem die Lebenswelt vollständig kolonialisiert wird. Technische Verfügbarkeit und soziale Kontrolle sind heute kaum mehr Begründungen für biographische Forschungsvorhaben. Die politische Legitimation einer biographischen Untersuchung kann jedoch nur im Aufzeigen von individuellen und gruppenspezifischen Lebensmöglichkeiten gesehen werden. Emanzipatorisches Interesse ist nur da gegeben, wo der

Einzelne mehr Wahl- und Bewältigungsmöglichkeiten, also mehr Lebensalternativen zur Verfügung hat.
Ob biographische Forschung ein technisches Herrschaftsinstrument bleibt, oder ob sie dem Einzelnen bessere Chancen in Arbeit, Bildung und Freizeit ermöglicht, hängt schliesslich auch davon ab, wie stark die Betroffenen an der Forschung beteiligt sind und wieviel an gesammeltem Wissen an die Betroffenen zurückfliesst und diesen selbst Handlunsgsmöglichkeiten eröffnet.

1.1. Das öffentlich - politische Interesse an Biographien

FOUCAULT (1976) hat in seiner Mikrophysik der Macht dargestellt, wie in der Justiz, der Psychiatrie und dem Geheimdienstwesen eine Befragungstechnik zur Anwendung kommt, die bis zu den individuellen Lebensentscheidungen vordringen will und die dadurch Individualität normiert und dem Einzelnen als Lebensmuster vorgibt. Damit wird von staatlicher Seite das Besondere zum Allgemeinen gemacht: Aus der Chronik als einer historisch verfassten Erzählung einer Geschichte wird eine Erhebungsmethode, die in bezug auf das Erkenntnisobjekt zwar biographisch, von der historischen Herkunft aber ebenso inquisatorisch genannt werden kann.

> "Lange Zeit war die beliebige, die gemeine Individualität unterhalb der Wahrnehmungs- und Beschreibungsebene geblieben. Betrachtet werden, beobachtet werden, erzählt werden waren Privilegien. Die Chronik eines Menschen, die Erzählung eines Menschen, die Erzählung seines Lebens, die Geschichtsschreibung seiner Existenz gehörten zu den Ritualen dieser Macht. Die Disziplinarprozeduren kehren dieses Verhältnis um, sie setzen die Schwelle der beschreibbaren Individualität herab und machen aus der Beschreibung ein Mittel der Kontrolle und eine Methode der Beherrschung. Es geht nicht mehr um ein Monument für ein künftiges Gedächtnis, sondern um ein Dokument für eine fallweise Auswertung, und diese neue Beschreibbarkeit ist umso ausgeprägter, je rigoroser die Disziplinarverfassung ist : das Kind, der Kranke, der Wahnsinnige, der Verurteilte werden seit dem 18. Jahrhundert im Zuge des Ausbaus der Disziplinarmechanis-

men immer häufiger zum Gegenstand individueller Beschreibungen und biographischer Berichte. Diese Aufschreibung der wirklichen Existenz hat nichts mehr mit Heroisierung zu tun: sie fungiert als objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung. Das sorgfältig nachgeprüfte Leben des Geisteskranken oder der Deliquenten hat ebenso wie die Chronik der Könige oder die Heldensage der grossen volkstümlichen Banditen mit einer politischen Funktion der Schrift zu tun: jedoch mit einer ganz anderen Technik der Macht.

Als rituelle und zugleich 'wissenschaftliche' Fixierung der individuellen Unterschiede, als Festnagelung eines jeden auf seine eigene Einzelheit (im Gegensatz zur Zeremonie, in der Standeszugehörigkeit, Abstammungen, Privilegien, Aemter zu unübersehbarem Ausdruck kamen), zeigt die Prüfung das Heraufkommen einer neuen Spielart der Macht an, in der jeder seine eigene Individualität als Stand zugewiesen erhält, in der er auf die ihn charakterisierenden Eigenschaften, Masse, Abstände und 'Noten' festgelegt wird, die aus ihm einen 'Fall' machen " (FOUCAULT, 1976, 246f).

In der ersten Blütezeit der biographischen Methode in der Soziologie hat Hans ZEISEL (1933) eine Geschichte der Soziographie verfasst, die zwar eher deskriptiv als analytisch angelegt ist, die Sichtweise von Foucault aber bestätigt: 1641 vergleicht Sir William Petty in einer Vorrede zu einer sozialstatistischen und biographischen Studie über Irland - "The Political Anatomy of Ireland" - "die Praxis einer Politik, die keine Kenntnisse der sozialen Anatomie besitzt, mit den Kurpfuschereien eines alten Weibes " (JAHODA, LAZARSFELD & ZEISEL 1975).

Damit die unteren Schichten der Bevölkerung regierbar bleiben, muss der Staat wissen, wie diese Bevölkerung lebt, welche Sorgen und Nöte die Leute plagen und auf welche Art dieser Bevölkerung geholfen werden kann. Die Kenntnis der Lebensweise soll Grundlage einer Sozialpolitik werden. Das niedere Volk drückt jedoch seine Sorgen nur selten schriftlich aus, noch seltener legt es politische Programme oder Forderungen vor: Gerade weil aber die regierenden Mächtigen eine Sozialpolitik <u>für</u> die Armen formulie-

ren, geben sie Individualität vor. Auf die ständische Beschränkung der individuellen biographischen Wahlfreiheit im Feudalismus folgt der bürokratisch und staatlich vorgegebene Lebenslauf im 19. Jahrhundert, wie er zum Beispiel in der Beamtenlaufbahn Preussens bereits vorhanden ist und von Friedrich NIETZSCHE so treffend in der "Doktor-Promotion" ironisiert wird: "Wer ist der vollkommene Mensch ?" fragt da ein Professor, und die Antwort lautet: "Der Staatsbeamte. - " (NIETZSCHE, 1966, 1006).
Besonders im späten 19. Jahrhundert ist im britischen Parlament ein Höhepunkt an sozialpolitisch motivierten Enqueten festzustellen, so zum Beispiel der Bericht der parlamentarischen Kommission On Labor (1893-97). Mit ähnlicher Zielsetzung aber anderem theoretischem Fundament hat Engels seine Schrift über die Lage der arbeitenden Klasse in England verfasst. Zum ersten Mal wurde da eine theoretische soziologische Perspektive - nämlich der Aufweis der Wirksamkeit des Klassenkampfes - konsequent in die Auswertung übernommen.

Diese frühen Arbeiten waren noch wenig methodisch angelegt. Im wesentlichen beruhten sie in der Auswertung von Dokumenten, Tagebüchern von Pfarrern und Interviews mit Betroffenen. Trotz jahrelangen Interviews konnte jedoch ein repräsentatives Wissen und gesichertes Wissen im Sinne von gesetzmässigen Zusammenhängen zwischen Bevölkerungsentwicklung und Armut nicht gefunden werden. Die Methode musste rationalisiert und standardisert werden, damit in kurzer Zeit massenhaft Leute befragt werden konnten. Als Instrument für die Rationalisierung diente die Vermessung des menschlichen Verhaltens. Bei genauerem Hinsehen handelte es sich in der Sozialforschung meistens um die Quantifizierung einer Schätzung durch den Sozialforscher. Als erster hat Quetelet in seiner Physique Sociale von 1835 das Vorgehen erläutert: "Auch kann man sagen, ein Mensch sei mutiger als ein anderer. Dieses Urteil beruht darauf, dass man die beiden Individuuen in ihren Handlungen beobachtet und danach schätzt ... Nehmen wir an, man zählte bei einem jedes Jahr 500 mutige Handlungen und bei dem anderen nur 300... " (zit. JAHODA et al. 1975,121).
Mit der Quantifizierung der Umfragen war die Grundlage gelegt für die systematische Erhebung von sozialstatistischen Daten über interessierende Bevölkerungsteile. Interessanterweise hat sich

aber die heute dominant vertretene Survey-Technik erst spät zu einer reinen Fragebogentechnik entwickelt. Am Anfang gingen in die Zählung und Messung Materialien der verschiedensten Art ein, die in Behörden, Fabriken oder privaten Haushalten gefunden wurden.

Unter dem Begriff 'Soziographie' weist Zeisel (in JAHODA et. al. 1975) zwei Beispiele biographischer Kollektivforschung aus, die von der Obrigkeit als Grundlage für eine staatliche Sozialpolitik unternommen wurden: In Frankreich veröffentlicht Fr d ric Le Play 36 Familienmonographien als Ergebnis von fünfzehnjährigen Reisen unter dem Titel "Les Ouvriers Europ ens". Neben einer Darstellung der Arbeits- und Haushaltsformen und den Familienbeziehungen war die Untersuchung vorwiegend auf das "Inventar" ausgerichtet: für jede Familie errechnete Le Play das Jahresbudget, in dem nicht nur Ausgaben und Einnahmen, sondern sämtliche Leistungen und Nutzungen genau aufgeführt wurden.
Im Deutschen Reich gewann nach einer frühen Phase der Befragung von Bauern und Landarbeitern mit der sich allmählich durchsetzenden Industrialisierung ebenfalls die Arbeiterschaft an Bedeutung. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab zum Beispiel der Verein für Sozialpolitik eine Reihe von Betriebsmonographien von Alfred und Max Weber heraus mit dem Titel: "Ueber Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Grossindustrie". Auch in diesen Untersuchungen überrascht heute die starke Betonung des subjektiven "psychologischen" Moments. Die Autoren wollten unter anderem herausfinden,

> "welche Einwirkungen die geschlossene Grossindustrie auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und ausserberuflichen 'Lebensstil' ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt und wie sich diese in der Lebensführung der Arbeiterschaft äussern" (Weber, zit. JAHODA et. al. 1975).

Unter Lebensstil wurde damals verstanden: Arbeitsverhältnisse, Familienverhältnisse, Freizeit, Pläne, Wünsche und Arbeitsfreude. Mit mündlichen und schriftlichen Befragungen wurde die Arbeits-

leistung nach Qualität und Umfang gemessen, die soziale Herkunft, Alter und Geschlecht erhoben und das ausserberufliche Leben beobachtet. Allerdings finden sich keine Angaben über die Art und Weise der Beobachtung.

Erst im 20. Jahrhundert hat sich in der Soziologie von der öffentlich initiierten Auftragsforschung mit politischer Zweckbindung eine eigenständige Erforschung des Lebensalltags von interessierenden Bevölkerungsgruppen durchgesetzt. In diesen Studien überrascht die stark subjektorientierte Ausrichtung der Befragungen. Während in einer ersten Form von Surveys in den USA vor allem statistisch gearbeitet wurde und psychologische Probleme nur als in Verwaltungen dokumentierte Ereignisse (Ehescheidungen, Kriminalitätsfälle usw.) eingingen, lässt sich später eine zweite Form von qualitativen Surveys unterscheiden, in denen psychologische Probleme direkt erhoben wurden. In der Studie Middletown (Lind & Lind 1929, zit. JAHODA et al. 1975) wurde eine kleine amerikanische Stadt in seiner Gesamtheit dargestellt. Neben mündlichen Befragungen und der Auswertung von schriftlichen Dokumenten spielte vor allem die systematische Beobachtung des Lebensalltags in der Familie , der Schule und auf öffentlichen Plätzen eine wichtige Rolle. Zugleich zeigt die Studie über "zeitgenössische amerikanische Kultur" (so der Untertitel) auch die Grenzen der qualitativen Methoden auf. Während der Lebensalltag von bestimmten Bevölkerungsgruppen der Mittelschicht (eine Art "Durchschnitts - Familie") ausreichend porträtiert wurde, fehlen Schilderungen über die Leute in Middletown, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Das Fehlen jeden Zusammenhangs zu sozialpolitischen Fragestellungen verstellte den Blick für alles, was zum Beispiel mit Krankheit oder Kriminalistik zu tun hatte.

Ein zweiter Survey von Thomas und Znaniecki (1918 - 22) stellt den Beginn einer Kombination von Survey und biographischer Forschung dar. Während im Survey massenhaft der Lebensalltag einer Gruppe oder einer Schicht als Kollektiv rekonstruiert wird, gilt das Interesse in der biographischen Forschung dem Einzelfall, der Erinnerung und dem Erleben eines Individuums, das in eine Gruppe eingebettet ist. Die Einzelfallstudie wollte

aufzeigen, wie der einzelne Mensch die Gemeinschaft einer sozialen Gruppe sieht und erlebt.
Die Chicagoer Soziologen Thomas & Znaniecki wollten mit ihrer Studie "the polish peasant in Europe and America" das Einwanderungsphänomen als ein individuelles und sozialpsychologisches Problem der Assimilation darstellen. Zwar bezeichnen die Autoren des umfangreichen zweibändigen Werkes "social control" als den eigentlichen Zweck der Sozialwissenschaft, zugleich aber werden in der Untersuchung selbstreflexive Bezüge der Verfasser zu ihrem Erkenntnisinteresse sichtbar: Znaniecki selber ist ein emigrierter Pole und hat vor seiner Emigration polnische Auswanderungswillige beraten (KOHLI 1981). 1920 kehrt Znaniecki nach Polen zurück und gilt heute als Begründer einer polnischen Schule der Soziologie, die sich methodologisch durch die Sammlung und Interpretation von biographischen Dokumenten ausgezeichnet hat. Vom theoretischen Ansatz her, der von George Mead beeinflusst zu sein scheint, unterscheiden Thomas & Znaniecki objektive Tatbestände, die sie als 'values' bezeichnen, und individuelle, höchstens sozialpsychologisch fundierte Haltungen zu den values, die sie 'attidudes' nennen.
Das Zusammenwirken von individuellen Haltungen und Werten mit konkreten Situationen haben Thomas & Znaniecki an Hand von 15 000 Briefen und anderen biographischen Materialien ausgewertet, um das Bauernleben in Polen, die Uebersiedlung in die Stadt, später nach Amerika zu beschreiben. Anders als die meisten Surveys dieser Zeit interpretieren sie die Daten mit Hilfe eines ausgearbeiteten theoretischen Konzepts und knüpfen damit formal an die Tradition von Engels und Max Weber an. Für uns von Interesse ist aber der zweite biographische Teil des Surveys: er besteht im wesentlichen aus einer in Auftrag gegebenen Autobiographie von 300 Seiten, die nach Angaben der Verfasser um die Hälfte gekürzt wurde. Thomas & Znaniecki kontrastieren das umfangreiche biographische Datenmaterial mit bloss einer Lebensgeschichte, der Autobiographie von "Wladek Wisziniewski". Wie FUCHS (1979) dargestellt hat, gibt es zu dieser authentischen Lebensgeschichte verschiedene kritische Einwendungen. Zu fragen wäre zum Beispiel, ob sich die finanzielle Abhängigkeit eines sonst arbeitslosen Schreibers nicht auf die Darstellung der Lebensgeschichte auswirken müsste und zweitens wäre zu fragen, ob in die miteinge-

flochtene "Interpretation" von Thomas und Znaniecki statt einer vorgebauten sozialwissenschaftlichen Theorie schicht- und klassenspezifische Vorurteile der beiden Verfasser eingeflossen sind. In verschiedenen Kommentaren kommen Wertungen zum Ausdruck, die heute nur noch als mangelndes Einfühlungsvermögen und nicht überwundenes Fremdverständnis gewertet werden müssen. Erwähnenswert ist auch der Versuch der Verfasser, durch Kommentare in Fussnotenform allzu einseitig berichtete Ereignisse durch die Verfasser 'richtigzustellen'. Demselben Zweck dienen 'kritische' Anmerkungen zur Erinnerungsfähigkeit Wladeks. Abgesehen von den methodologischen Interpretationsproblemen gibt jedoch die Lebensgeschichte Wladeks ein ziemlich 'authentisches' Bild eines polnischen Einwanderers, der sich wegen einer 'alten' Sozialorganisation in der Heimat einer neuen Sozialorganisation nicht anpassen kann (vgl. FUCHS 1984,99).

Mit den Arbeiten von Thomas & Znaniecki hat sich eine sozialwissenschaftlich orientierte biographische Forschung unabhängig von öffentlicher Auftragsforschung mit oft sozialpolitischer Zielsetzung in den USA etabliert. Wie KOHLI (1981) mit Bezug auf die Entstehungsgeschichte der 'biographischen Methode' feststellt, hat das Werk von Thomas & Znaniecki eine beachtenswerte Wirkungsgeschichte. Der Social Science Research Council (SSRC) gab 1939 ein von Herbert Blumer verfasstes Gutachten über die Wirkungen und methodischen Entfaltungsmöglichkeiten des Ansatzes von Thomas & Znaniecki in Auftrag. Dass das Werk 17 Jahre nach dem Erscheinen noch einmal begutachtet wurde, verweist auf dessen Bedeutung als "outstanding work" in den Sozialwissenschaften der 20er Jahre. Gleichzeitig wurde mit dem Gutachten Kritik im methodologischen Bereich geübt. Die 'Chicagoer Soziologen' näherten sich 1939 immer mehr der quantifizierenden Sozialfoschung. In diesem Sinne bedeutete das Gutachten des SSRC (vgl. KOHLI 1981) das vorläufige Ende der biographischen Methode in den USA und den Beginn des Aufstiegs der empirischen, mit statistischen Methoden arbeitenden Sozialforschung.

1.2. Das historische Interesse an Kollektivbiographien

Neben dem gesellschaftlich-politischen Interesse an neuen Unterschichten und Minderheiten und neben dem anthropologischen Interesse, das nach der Entwicklungsgeschichte des Menschen, d.h. nach den Entwicklungsbedingungen des einzelnen Individuums fragt, lässt sich in der Geschichte der biographischen Methode ein zweites Interesse unterscheiden, das ich als Interesse am soziokulturellen Wandel, als historisches Interesse bezeichnen möchte.

Geschichtswissenschaft hat die Aufgabe, das soziokulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft zu rekonstruieren. Geschichtswissenschaft dokumentiert als Chronik einen bestimmten Zeitraum. Zeit wird dokumentiert durch Handlungen von Personen oder Gruppen; gleichzeitig verändern sich Handlungen, Gebräuche und kulturelle Formen in einem fast unmerklich langsamen Rhythmus : erst im Ueberblick über eine Epoche und im Vergleich der Lebensgewohnheiten von mehreren Generationen, stellen wir fest, dass Sinnorientierungen, Normen und Werte einem sozialen Wandel unterliegen. Um eine Zeit in ihrer besonderen Eigenart zu dokumentieren, um den Umbruch in Kultur und Gesellschaft festzuhalten, um Aufstieg und Niedergang von neuen Strömungen und politischen Kräften nachzuvollziehen, bieten Biographien ein hervorragendes Quellenmaterial. In der Literatur dokumentieren Autobiographien vergangene Kultur, aber auch vergangene Praxis. Wie SLOTERDIJK zu Recht bemerkt "ist lebensgeschichtliches Erzählen eine Form des sozialen Handelns, eine Praxis, in der individuelle Geschichten mit kollektiven Interessen, Werten, Phantasien und Leidenschaften zusammengewoben werden "(1978,6). Doch nicht allein in literarischen Autobiographien, sondern auch in Werken mit autobiographischem oder kollektivbiographischem Hintergrund, wird der Zeitgeist und die Zeitenwende dokumentiert, denken wir etwa an Thomas Manns 'Buddenbrook'. Insofern kann ein literarisches Interesse an Autobiographien oder Kollektivbiographien (Biographien von Schichten, Gruppen oder Minderheiten) hier für unsere Zwecke dem historischen Interesse beigeordnet werden.
In der Geschichtswissenschaft lässt sich mit dem Einbezug der Sozialgeschichte, die stärker differenziert zwischen Mächtigen, die über eine Geschichtsschreibung verfügen und Untergebene die

sprach- und geschichtslos bleiben, auch eine Veränderung der biographischen Tradition feststellen. Wie die Porträitmalerei hatte die Biographie einer politischen Berühmtheit vorwiegend Erinnerungswert, also eine dokumentarische Funktion. Mit der Konzeption der Geschichtswissenschaft als 'histoire totale' und der Verlagerung des Interesses weg von den Staatsgeschäften und hin zum politischen und kulturellen Alltag wird versucht, persönliche Dokumente und Archive von privaten Institutionen (Schulen, Verbänden, Fabrikarchive usw.) auszuwerten. Wie BRAUDEL (1985) in seinem Werk über den Alltag zeigt, wird die Arbeit mit biographischem Quellenmaterial nun auch in ihrer Bedeutung relativiert: die politische Ereignisgeschichte wird ergänzt durch eine ökonomisch ausgerichtete Betrachtung der Geschichte nach Wirtschafts- oder Konjunkturzyklen und - diese bei Braudel ausgeprägt- durch eine 'histoire de la longue durée', die nach langfristigen Veränderungen von physikalischen Umwelten, Kulturräumen und Gesellschaften fragt. Damit wird die Sozialgeschichte nicht mehr reduziert auf biographisch notifizierte Handlungen der Mächtigen. Biographisches Quellenmaterial, persönliche Dokumente und Autobiographien leisten einen Beitrag zur Alltagsgeschichte, die ergänzt werden muss durch eine strukturalistische, prozessorientierte Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte.

Unter dem Begriff der "Oral History" ist in den 70er Jahren methodologisch eine Richtung der Geschichtswissenschaft entstanden, die versucht, mit Methoden der Interviewforschung von älteren Personen nicht dokumentierte oder nicht dokumentierbare Alltagsgeschichte mündlich zu erfassen und anschliessend zu verschriftlichen. In der volkskundlichen Forschung hat diese Vorgehensweise zum Beispiel in der Familien-Stammbaumforschung bereits eine lange Tradition, wie SAMUEL (1980) feststellt. Die Chronisten früherer Jahrhunderte haben vielfach auch aufgeschrieben, was im Dorf mündlich berichtet wurde.In England berichtet SAMUEL von Lokalgeschichtlern im 19. Jahrhundert, die Aufstände der Maschinenstürmer biographisch dokumentiert hatten. Ebenso häufig haben im 19. Jahrhundert Volkskundler und Sprachforscher mit den persönlichen Dokumenten von befragten Personen gearbeitet. So ist die Darstellung einer Geschichte des Aberglaubens in hohem Masse auf Informanten angewiesen, die die

Tradition noch weitergeben können. Die Sprachforscher schliesslich sammelten die 'word books', die Glossare von lokalen Dichtern, um sprachliche Ueberreste und Archaismen festzuhalten (SAMUEL, 1980, 56ff).

Die 'Oral History' zeichnet sich heute eher durch ihre Orientierung an der Alltagskultur aus, als durch ein bestimmtes methodologisches Vorgehen. Mit der Oral History sollen Erfahrungen und Einstellungen von Leuten ergründet werden, die bisher nur als Objekte der Geschichtsschreibung gesehen wurden. Die Färbung der Darstellung durch die subjektive Darstellung des Informanten ergibt einen Anhaltspunkt für die Rekonstruktion des Alltags, wie er von den Betroffenen erlebt wurde. Nicht die Frage 'Wie es war' steht im Vordergrund, sondern die Frage 'Wie ein Ereignis erlebt wurde'. - Alltagskultur lässt sich über Interviews, aber auch über persönliche Dokumente wie Fotoalben, alte Platten, Tonband erinnerungen oder Bildersammlungen dokumentieren (vgl. SAMUEL,1980). Gemeinsam ist der Richtung, dass primäre Quellen erst mit der Geschichtsschreibung produziert werden und dass methodologisch neben der traditionellen Quellenkritik neu das Problem der Erinnerung als individuelles aber auch gesellschaftliches Problem auftaucht.
Oral History kann in zwei Aufmerksamkeitsrichtungen gegliedert werden: entweder ist der subjektive Deutungsrahmen einer einzelnen Erzählung - zum Beispiel einer erinnerten Lebensgeschichte - im Vordergrund, dann ist das Erinnerungsproblem methodologisch ein individuelles Phänomen. Richtet sich die Aufmerksamkeit auf die individuellen Deutungsmuster als Zeitdokument für ein alltägliches Kulturschaffen, so befinden wir uns in der Nähe der neueren pädagogischen Biographieforschung (vgl. SCHULZE 1978). So kann zum Beispiel der zweite Band der Autobiographie von Canetti "Die Fackel im Ohr" weitgehend als ein derartiges Zeitdokument aufgefasst werden. Eine zweite Aufmerksamkeitsrichtung wendet sich stärker an Kollektivbiographien von sozialen Gruppen. Hier wird das Erinnerungsproblem über das individuelle Phänomen des Vergessens hinaus zu einem gesellschaftlich - historischen Problem. Es existieren in der Sozialgeschichte auch der neueren Zeit offensichtlich "weisse Flecken", die von den Geschichtswissenschaftern mehr oder weniger bewusst aus-

gespart wurden, wo aber Material und Informanten vorhanden wären. Solche "weisse Flecken" stellen in jüngster Zeit etwa die feministische Sozialgeschichte dar oder die Geschichte von sozialen Bewegungen (Streiks, Fabrikaufstände usw.), die von der Geschichtsschreibung als staatsfeindlich klassiert wurde. Erinnerung wird hier zu einem gesellschaftlichen Phänomen, weil über die Geschichtsforschung aufgedeckt werden soll, warum bestimmte Themen in der Geschichtsforschung tabuisiert oder vergessen bleiben.

Das gesellschaftliche Phänomen des Erinnerns und Vergessens haben vor allem BERTAUX & BERTAUX - WIAME (1980, 1981) untersucht. In ihrem theoretischen Ansatz nehmen sie die Arbeiten eines Schülers von Emil Durkheim, Maurice HALBWACHS auf, der den Begriff des kollektiven Gedächtnisses geprägt hat. HALBWACHS hat 1939 als Jude im Konzentrationslager über das Gedächtnis und die mündliche Tradition der Geschichtsschreibung nachgedacht. Halbwachs unterscheidet das individuelle Gedächtnis, das ist "nur durch mich selber begrenzt" und das kollektive Gedächtnis, welches weiter gespannt, "in der Erinnerung nicht bloss innerlich sondern auch äusserlich ist" (HALBWACHS, 1967). Das individuelle Gedächtnis ist nach Halbwachs autobiographischer Natur. Wir schreiten damit in der Zeit zurück bis in die Kindheit, vielleicht je nach Ueberlieferung bis in die Kindheit der Eltern oder sogar der Grosseltern. Das autobiographische Gedächtnis ist über ein "Band der Generationen" zu einer Familienchronik erweiterbar, die immerhin bis zu 70 Lebensjahre umfassen kann (1).

Dem autobiographischen Gedächtnis steht das kollektive Gedächtnis als eine besondere Form eines historischen Gedächtnisses gegenüber. In der Erinnerung an die Kindheit sind auch histo-

---

1)

In der "Ohmenhausen"-Studie von HERRMANN und Mitarbeitern wurden alle älteren Personen eines ländlichen Dorfes interviewt. Trotz erheblichen methodischen Schwierigkeiten gelang es der Gruppe, Kindheit, Jugend und Familienleben in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, also vor etwa 70 Jahren, zu rekonstruieren. (HERRMANN, GESTRICH & MUTSCHLER, 1983; HERRMANN 1984a, 1984b)

rische Ereignisse vorhanden. Neben der Familie, den Eltern sind andere Bezugsgruppen wichtig, zum Beispiel Jugendgruppen oder soziale Bewegungen, an denen sich der Jugendliche oder der Vater beteiligt hat. Halbwachs erinnert sich zum Beispiel an den Tod von Victor Hugo, weil er mit seinem Vater den riesigen Trauerumzug besucht hat. Gleichzeitig ist sich Halbwachs im methodologischen Bereich bewusst, wie Erinnerungen durch damalige und heutige "Erfahrungsströmungen" mitgeprägt werden: "Die kollektiven Rahmen des Gedächtnisses bestehen also nicht nur aus Jahreszahlen, Namen und Formeln, sondern stellen Denk- und Erfahrungsströme dar, in denen wir unsere Vergangenheit wiederfinden, weil sie von ihnen durchzogen worden ist " (HALBWACHS, 1967, 52). Bemerkenswert scheinen heute die methodologischen Ueberlegungen zum Erinnerungsvermögen, die Halbwachs bereits in den 30er Jahren angestellt hat. Erinnern ist ein aktiver Prozess der Rekonstuktion. Wie RUTSCHKY (1985) mit Quellenmaterial zur Geschichte der Kindheit zeigt, unterscheidet die selbsterlebte Geschichte nicht, wie die traditionelle Geschichtsschreibung es fordert, zwischen dem Objekt, dem historischen Tatbestand, und dem Subjekt, dem 'Zeugen', der das Ereignis berichtet. In der Erinnerung ist beides im kollektiven Gedächtnis verquickt: heute würden wir sagen, kollektiver Deutungsrahmen und manifester Inhalt können im Gedächtnis nicht unterschieden werden. Heute gilt in der kognitiven Gedächtnisforschung der Psychologie als gesichert, was Halbwachs an Hand von psychologischer Literatur und Selbstbeobachtung von eigenen Kindheitserinnerungen vermutet hat: "Menschen reproduzieren ihre Erinnerungen nicht so, wie sie tatsächlich abgelaufen sind, sondern sie rekonstruieren sie - und zwar so, dass sie der augenblicklichen Sichtweise und dem eigenen Selbstbild übereinstimmen. ... Wir sind die Autoren unserer eigenen Biographie, im Guten wie im Schlechten" (MOEBIUS, 1986, 30). Im Unterschied zur modernen Psychologie bezieht Halbwachs die mitprägenden Denk- und Erfahrungsströme eher auf kollektive Sinnorientierungen von sozialen Gruppen. Halbwachs ist gerade deshalb für die Erinnerungsforschung wertvoll, weil er die kollektiven Anteile des 'Vergessens' aufzeigt und das Nichterinnern oder eine Erinnerungsverfälschung nicht zu einem individuellen Problem reduziert. In dem Sinne stellt er eine wichtige Ergänzung zur psychoanalytischen Traumalehre dar. Freud

hat bereits 1899 mit seinem Begriff der "Deckerinnerung" grundsätzlich dasselbe Phänomen beobachtet, dass sich Erwachsene vorwiegend an die Eindrücke erinnern, "welche einen mächtigen Affekt hervorgerufen haben oder durch ihre Folgen bald nachher als bedeutsam erkannt worden sind" (vgl. SCHULZE, 1979, 75ff). Allerdings zieht Freud mit dem Begriff der Deckerinnerung den Schluss, dass sich hinter erinnerten alltäglichen Situationen der frühen Kinheit, Traumata verbergen, die es in der Analyse aufzudecken gilt.

BERTAUX & BERTAUX (1980) haben die Theorie von Halbwachs aufgenommen und sie in eine historisch-materialistische Gesellschaftsanalyse von Klassengegensätzen integriert. Das kollektive Gedächtnis der Arbeiterklasse wird von den Betroffenen vergessen und von der Geschichtsschreibung der herrschenden Klassen überdeckt oder verfälscht. Die traditionelle Geschichtsschreibung verfügt über einen bürokratischen Machtapparat, der alle wesentlichen Ereignisse schriftlich fixiert. Das Gedächtnis der Arbeiterklasse jedoch ist nach Halbwachs ein kollektives Gedächtnis: es lebt von der mündlichen Ueberlieferung, richtet sich nach beteiligten Personen im Sinne von Zeugen, schriftliche Aufzeichnungen sind bezeichnenderweise nur in den Memoiren von Führern der Arbeiterbewegung zu finden. Vernichtet man die physikalische Umwelt, in der zum Beispiel ein wesentlicher Streik stattgefunden hat, versetzt man die Streikführer in Zweigbetriebe im ganzen Land und beschlagnahmt man die Flugblätter, die über die damaligen Ziele Auskunft geben könnten, so geht das kollektive Gedächtnis von Arbeitern eines Industriekonzerns zu Grunde: Man weiss heute nichts mehr von den damaligen Streiks und dem Kampf um die Arbeitsplätze. Erschwerend kommt dazu, dass die Arbeiter den Arbeitskampf damals verloren haben, das Stahlwerk wurde geschlossen. Wer erinnert sich in seiner Biographie gerne an eine schmerzliche Niederlage ?

Für ihre These liefern BERTAUX & BERTAUX (1981) einen in der Tat verblüffenden empirischen Befund: Im Rahmen einer Untersuchung über die regionale Mobilität von Bäckern im Grossraum Paris wurden die Lebensgeschichten von Bäckern erhoben. Bertaux & Bertaux haben mit selbständigen Bäckern, deren Ehefrauen, aber

auch mit Bäckergesellen gesprochen, um die Frage zu klären, warum das Bäckergewerbe überlebt, wenn doch nachgewiesenermassen die meisten Söhne von selbständigen Bäckern wegen der Härte dieses Berufs wenn immer möglich einen anderen Beruf ergreifen. In dem Zusammenhang finden sie einen zentralen Unterschied in der Erinnerung und der Art der Erzählung der eigenen Lehrzeit in der Lebensgeschichte:

> "Die einen sind ihr ganzes Leben lang abhängig Beschäftigte geblieben : alle ... erinnerten sich ungemein gut an die Härten der Lehre (das Aufstehen um Mitternacht, die lange Arbeitszeit, die Schimpfereien usw.). Anders die, die sich mit 25 oder 30 als Gewerbetreibende selbständig gemacht hatten; sie hatten den bedrückenden Aspekt dieses Lebensabschnittes aus ihrem Gedächtnis radiert. Sie erinnerten sich an diese Zeit als an den Lebensabschnitt, in dem sie ihren Beruf gelernt haben. Aus einer erstmals gleich erlebten Erfahrung formte der nachfolgende Lebensabschnitt unterschiedliche Erinnerungen, eine andere Wahrnehmung - ein anderes 'Gedächtnis'" (1980, 111f).

Bertaux & Bertaux interpretieren diesen Befund so, dass die heutige soziale Stellung als gewerblicher Kleinunternehmer den Erinnerungsprozess steuert. Klassenbewusstsein und Erinnerungsvermögen hängen nach Bertaux und Bertaux zusammen. Die Bäckermeister setzen deshalb in ihrer Lebensgeschichte einen anderen Schwerpunkt. Die Hauptschwierigkeit und der gleichzeitige Haupterfolg in ihrem Leben ist die Tatsache des sozialen Aufstiegs vom Bäckergesellen zum Bäckermeister, der eine Bäckerei übernehmen kann, oft weil er über die Heirat einer Bäckerstochter sich in die Familie hineinbringen und damit hohe Kapitalansparungen vermeiden kann. Das Meisterstück in ihrem Berufsleben ist demnach nicht die Lehre sondern der soziale Aufstieg.
Obwohl die Schilderung von BERTAUX und BERTAUX auch subjektiv unmittelbar plausibel scheint, gibt es auch dort gewichtige methodologische Einwände in der Art, dass die Bäckermeister schon während der Lehre die Angepassteren gewesen seien, die sich beim Patron möglichst in ein gutes Licht rücken wollten und die deshalb den Aufstieg schafften. Dagegen wenden die Autoren ein,

dass die Bäckerlehrlinge erstens ihre Lehre in der Provinz machen und nur nach Paris wandern, weil sie dort keine Bäckerei eröffnen können, und zweitens alle in ihrer Lebensgeschichte als Motiv für ihren Arbeitswechsel in den Grossraum Paris angeben, sie möchten in Paris eine Bäckerei übernehmen. Das Verhalten während der Lehre kann also nachweislich keinen Einfluss auf die Aufstiegschancen haben. Allerdings spielt in den Gesellenjahren Wohlverhalten oder Kritik an den harten Arbeitsbedingungen auch nach eigenen Aussagen der Betroffenen eine wichtige Rolle, ob die Einheiratung in eine Bäckersfamilie gelingt.

Es scheint kein Zufall zu sein, dass Bertaux und Bertaux mit Methoden der Oral-History Kollektivbiographien a) einer Berufsgruppe aufzeichnen, die um ihr Ueberleben kämpft und b) die kollektive Geschichte einer sozialen Gruppe verfassen, die mit traditionellen Quellen nicht erfasst werden können. Wie das Ueberblickswerk von SCHROEDER (1985) zeigt, ist auch mit traditionellen Methoden der Geschichtsforschung der Lebensalltag im Sinne einer kollektiven Biographie darstellbar. Wer sich jedoch, wie im Band von Schroeder, mit Nonnen, Juden, Hochschullehrern, Historikern, Parlamentarierinnen und Technikern befasst, wendet sich gewissermassen an den alphabetisierten Teil einer historischen Gesellschaft. Die heutige wie die vergangene Arbeits-, Industrie- und Berufswelt wird im Sinne einer Darstellung des Berufs- und Arbeitslebens von den Historikern kaum in Angriff genommen, vielleicht gerade auch deshalb, weil der Historiker nach einer Anzahl Jahren universitärer Ausbildung einen vebindlichen Zugang zu staatlichen Archiven hat, während die Fabrikarchive nur mit dem Einverständnis der Firmenleitung bearbeitet werden können und die Arbeit mit Interviews aufwendig, interessengebunden und in der Aussagekraft viel begrenzter erscheint.

1.3. Das anthropologische Interesse am menschlichen Lebenslauf

Die Memoirenliteratur und die biographischen Werke über wichtige Personen des öffentlichen Lebens gehören zu den ältesten Formen der Literatur überhaupt. Mit der Niederschrift des Erlebten, mit dem schriftlichen Festhalten der 'Taten' einer wichtigen Persönlichkeit soll der Nachwelt eine Geschichte, zugleich die Geschichte einer Epoche überliefert werden. Biographische Literatur hatte ursprünglich die Funktion einer Chronik. Erst mit dem Entstehen der philologischen Wissenschaften kam ein methodologisches Problem hinzu: Mit der methodischen Trennung von Werk und Autor, Text und Interpretation entstand auch in den Textwissenschaften das hermeneutische Grundproblem des Verstehens eines ursprünglich vom Verfasser in den Text hineingelegten Sinnes. Das Problem der biblischen Textexegese in der Theologie wurde dabei gewissermassen säkularisiert und in die Pädagogik übernommen, wie das etwa bei F.D. Schleiermacher besonders deutlich ist.
Um ein Werk auf Authentizität, Entstehungszeit und Bedeutung zu prüfen, war es sinnvoll, die biographischen Materialien des Verfassers wie Briefwechsel, Tagebücher, autobiographische Skizzen zu Hilfe zu nehmen, um das zu interpretierende Werk einzuordnen, zu datieren und besser zu verstehen. Biographische Materialien hatten also ursprünglich in den theologischen, historischen und philologischen Wissenschaften methodologische Hilfsfunktion.

Mit der 'Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft' (GSTETTNER, 1981) im 17. und 18. Jahrhundert, mit dem Entstehen einer Kinderpsychologie, besonders aber mit dem Aufblühen der Psychoanalyse im 20. Jahrhundert entsteht ein unmittelbares Interesse zuerst am kindlichen, später aber auch am ganzen menschlichen Lebenslauf. Wie Gstettner für das im Zeichen positivistischer Wissenschaftsauffassung stehende 19. Jahrhundert an Hand der neu entstehenden Völkerkunde und der experimentellen Kinderpsychologie zu zeigen versucht, besteht das anthropologische Interesse in einer genauen Beobachtung und Vermessung des menschlichen, kindlichen Verhaltens. Das Aufwachsen von Kindern und der menschliche Lebenslauf wurde nur von der objektiven Seite des beobachtenden

Wissenschafters betrachtet. Die Interpretation von Zeitreihen, also von wiederholten Messungen gleicher Experimente, zielt auf eine Entwicklungstheorie. Gstettner hat in seinen 'Störungsanalysen' (1979) zahlreiche Beobachtungsexperimente dieser Zeit nachgeprüft und kann zeigen, dass in die Konzeption der Untersuchung, die verwendeten Methoden und in die Interpretation der Befunde subjektive Vorannahmen des Wissenschafters selbst eingegangen sind, die die Ergebnisse wesentlich beeinflusst haben. Dennoch manifestiert sich in der experimentellen Psychologie ein wissenschaftliches Interesse in bezug auf die Entwicklung und die Entwicklungsgeschichte des Menschen.
Erst mit der Entdeckung Freuds, dass erstens Kindheit individuell über die Erinnerung rekonstruierbar ist und zweitens diese Erinnerung subjektiv - also von innen her - spezifisch 'gefärbt' ist, also mit der Entdeckung, dass Kindheit über eine 'verdeckte Erinnerung' therapeutisch erfahren werden kann, wird die Entstehung, Wandlung und Beschädigung von Subjektivität selber zum Anlass psychoanalytischer Forschung. Freud dynamisiert die noch selber praktizierte klinische Fallmethode als die Festschreibung eines äusseren Lebenslaufs durch die therapeutische Arbeit an der subjektiv phantasierten Rekonstruktion dessen, was für den Klienten Kindheit bedeutet hat und immer noch bedeutet. In der Psychoanalyse liegt eine Entwicklungstheorie vor, die nicht den äusseren Lebenslauf beschreibt, sondern den inneren Prozess der Entstehung einer Persönlichkeit, die "Ich"-Werdung, besonders aber die Hemmungen und Störungen dieser Entwicklung zu verstehen versucht.

BUEHLER & EKSTEIN (1973) unterscheiden in der experimentellen Lebenslaufforschung fünf Typen von Lebenslaufstudien, die die Spannbreite des anthropologischen Interesses am menschlichen Lebenslauf umreissen. Gemeinsam an diesen Typen ist erstens nur die Tatsache, dass die Entwicklung des Menschen selbst das Motiv hergibt für das Aufschreiben, Beobachten oder Sammeln von Lebensereignissen und spezifischen Situationen und dass zweitens der Lebenslauf mit dem Ende der Kindheit und Jugend nicht abbricht, sondern durch den ganzen Lebenslauf bis zum Lebensende weiterverfolgt wird.

a) Biographisch - entwicklungspsychologische Studien

Als grundlegend für eine strukturpsychologische Betrachtungsweise gilt die 1933 veröffentlichte Arbeit von Charlotte Bühler "Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem" (BUEHLER 1959). Lebenslaufforschung soll als Wissenschaft vom 'normalen Leben' die Bestimmung des Menschen aufzeigen. Mit dem Schwergewicht auf der Normalität des Lebenslaufs wendet sich Bühler gegen den psychoanalytischen Ansatz, der einseitig nur Fehlentwicklungen untersucht und von dort aus eine allgemeine Theorie der Persönlichkeit entwickelt hat. Der individuelle Lebenslauf wird durch eine Analyse des biologischen Verhaltens - gemeint ist der äussere Lebenslauf -, des individuellen Erlebens - meistens die Autobiographie - und des Werks analysiert. Bühler hat mit dieser kategorialen und in bezug auf das Werk rein quantifizierenden Methode 50 Lebensläufe in Wien erhoben und an die 200 Biographien und Autobiographien von berühmten Persönlichkeiten aus dem Bereich der Kultur, Politik und Wissenschaft untersucht. Die strukturpsychologische Lebenslaufanalyse wird damit als Forschungsparadigma grundlegend für die später stärker gestalttheoretisch ausgerichtete Kinderpsychologie, die ebenfalls mit einer Art dokumentarischen Beobachtung des Lebensalltags von Kindern arbeitet. Ferner hat die quantifizierende Lebenslaufanalyse im Sinne einer statistischen Auswertung der Verteilung von zentralen Lebensereignissen wie Schulabgang, Ausbildung, Heirat, Geburt eigener Kinder usw. in der qualitativen Sozialforschung ebenfalls bei Charlotte Bühler ihren Anfang.

b) Psychoanalytisch - klinisch orientierte Studien

Bühler & Ekstein (1973) unterscheiden drei Phasen psychoanalytisch orientierter Lebenslaufstudien: In einer ersten Phase steht die Entwicklung der analytischen Methode im Vordergrund: Krankengeschichte und Biographie fallen weitgehend zusammen. Biographie ist ein therapeutsiches Produkt einer verstandenen und in bezug auf das verursachende Leiden aufgeklärten Krankengeschichte.
In einer zweiten Phase wird versucht, das Schöpferische an Hand

von Biographien genialer Menschen zu verstehen und damit zu einer Psychologie der Sublimierung beizutragen. Erikson verwendete für die Analyse von grossen historischen Gestalten (vgl. "Der junge Mann Luther" und "Ghandis Wahrheit" von Erikson) den Begriff der psychohistorischen Methode. Er meint damit, dass das historische Umfeld und das Lebensalter des Schreibers der Autobiographie die Art der Deutung des eigenen Lebenslaufs beeinflussen. Das Interesse der humanistischen Psychologie an Biographien von grossen Persönlichkeiten hat hier seinen Ursprung.
In einer dritten Phase richtet die Psychoanalyse ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf das Kind und die erlittene Kindheit, sondern auch auf das spätere Leben als Erwachsener, das gleich wie die Kindheit in ein Phasenmodell gegliedert wird. ERIKSON (1959) hat mit seinem Konzept von Identität und Identitätskrise, die er an acht typischen Grundkonflikten im menschlichen Lebenslauf nachweist, wohl die bekannteste Entwicklungstheorie vorgelegt. Jeder Lebensphase ordnet Erikson einen typischen Identitätskonflikt zu, der zu diesem Zeitpunkt gelöst werden soll, damit die Persönlichkeit sich weiterentwickeln kann.

c) Soziologisch fundierte Lebenslaufstudien

Bühler & Ekstein (1973) beziehen sich nur auf die soziologischen Lebenslaufstudien, die nicht primär auf eine gesellschaftliche Gruppierung gerichtet sind, sondern mit empirischen analytischen Methoden versuchen, die Fraktionierung des menschlichen Lebenslaufs quantitativ und vergleichend zu beschreiben. Havighurst hat mit dem Begriff der Entwicklungsaufgabe versucht, zwischen physischer Reifung, kultureller Anpassung und Entwicklungsaufgaben zu unterscheiden. Entwicklungsaufgaben sind Ausdruck persönlicher Werte und Strebungen des Individuums. Auch Havighurst legt letztlich ein Phasenmodell der Entwicklung vor, wenn er feststellt, jedes Individuum müsse sich in einem bestimmten Alter einer vorgegebenen Entwicklungsaufgabe stellen.
Die soziologisch orientierte Lebenslaufforschung ist heute in der empirischen Sozialforschung eine etablierte Disziplin (vgl. KOHLI 1980), die aber methodisch weniger mit biographischen Dokumenten als mit Längsschnitt- und Time-lag-Studien arbeitet. Sie richtet

ihre Aufmerksamkeit stärker auf die Uebergänge zwischen den einzelnen Phasen und die sozialisatorischen Auswirkungen von atypischen Statuspassagen, wie sie sich durch Ehescheidungen, Todesfälle, Krankheit usw. ergeben (vgl. Lévy 1977). In der Nähe einer historischen Betrachtungsweise liegt die monumentale Längsschnittuntersuchung von Elder (ELDER & ROCKWELL 1978), die 1931 begonnen wurde und die den Einfluss der grossen Wirtschaftskrise auf das spätere Leben der betroffenen Generation im Verhältnis zu späteren Generationen untersuchte. Heute steht die soziologische Lebenslaufanalyse ganz im Zeichen von Kohortenanalysen (Gruppen gleicher Geburtsjahrgänge) wichtiger Statuspassagen. Hier trifft sie sich methodologisch mit der neueren psychologischen Lebenslaufforschung (FILIPP 1981), die die sozialisatorische oder psychologische Bedeutung von kritischen Lebensereignissen erforscht und nach individuellen oder gruppenspezifischen Bewältigungsmustern (coping styles) fragt.

d) Behaviouristisch - statistische Studien

Exemplarisch kann für diese Richtung das Werk von Hans THOMAE "Das Individuum und seine Welt" (1968) gelten. Thomae wendet sich gegen alle psychoanalytischen oder humanistischen Theorien, die in einer nomothetischen Reduktion den Lebenslauf von einem zentralen Prinzip wie Homöostase, Selbstverwirklichung oder Aufbau-Abbau-Hypothese her zu erklären versuchen. Stattdessen versucht er anhand von Explorationsprotokollen und Verhaltensbeobachtungen das Individuum in seiner Wechselwirkung mit der Situation nachzuzeichnen. Geschehen, Ereignis, Ablauf, Handlung oder Veränderung interpretiert Thomae als Ausdruck einer thematischen Strukturierung, die sich im Verlauf des Lebens individuell verändern kann. Deshalb ergibt sich für den Lebenslauf kein Entwicklungsschema, sondern eine Folge von thematischen Orientierungen. Im Sinne einer statistischen Zusammenfassung der gefundenen thematischen Orientierungen findet Thomae sieben fundamentale thematische Einheiten, mit denen das Individuum in seinem Lebensalter Uebereinstimmung mit seiner jeweiligen Situation erzielen kann:

" 1. Varianten einer regulativen Thematik. Auseinandersetzung mit "Störung" im Augenblick. Ausgleich der Störung und Wiederherstellung des Gleichgewichts.

2. Antizipatorische Regulation: Antizipation und Abwehr einer real noch nicht eingetretenen "Störung".

3. Daseinssteigerung (Aktivation): Erlebnisdrang, Betätigungsdrang, infolge hohen "Anregungswerts des subjektiven Lebensraumes".

4. Soziale Integration: soziale Anerkennung und Resonanz (Schutz, Abhängigkeit, Liebe und Zuneigung, Bedürfnis nach sozialer Billigung).

5. Soziale Abhebung als thematische Einheit: Unterscheidung von der zugewiesenen sozialen Umgebung. Handlungen, die nicht auf soziale Integration gerichtet sind.

6. Variationen der "creativen" Thematik: Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Zukunftsgerichtete Erwartungen, die von der sozialen Umgebung weitgehend unabhängig gefasst werden. Ausweitung und Intensivierung der Gestaltungsmöglichkeiten.

7. Variationen der normativen Thematik: Uebereinstimmung mit normativen Forderungen einer sozialen Gruppe oder Konstellation" (THOMAE, 1968, 311-328).

Mit ähnlichen Methoden hat Ursula LEHR Lebensläufe von Frauen analysiert. Mit Hilfe von repräsentativen Interview- und Fragebogenuntersuchungen wollte sie die Bedeutung der verschiedenen Lebensperioden erfassen. Auch bei ihr ist die Abwehr psychoanalytischer Spekulation über die Bedeutung der frühen Kindheit für die Persönlichkeitsentwicklung deutlich spürbar. Sie findet gleich wie zahlreiche andere Autoren, dass allgemein die mittlere Altersperiode von 25 - 45 als die glücklichste bezeichnet werden kann, während das spätere Alter nach 60 Jahren als das am wenigsten glückliche zu betrachten ist.

e) humanistisch - psychologische Studien

Die humanistisch-psychologische Lebenslaufforschung kann zum Teil als Fortsetzung einer Tradition der Psychoanalyse aufgefasst werden, dies obwohl Maslow die humanistische Psychologie als dritte Kraft zwischen Psychoanalyse und Behaviourismus begreift. MASLOW (1977) begründete eine Psychologie der Selbstverwirklichung und Stärkung der Gesundheit. Die theoretische Grundlage bildet hauptsächlich seine Lehre der Motivationsdynamik. Die menschlichen Bedürfnisse können hierarchisch in einer Motivationspyramide abgebildet werden, die unten aus Defizit- und oben aus Wachstumsbedürfnissen besteht. Seine These, dass die Defizitmotive zuerst befriedigt sein müssen, bevor die Wachstumsbedürfnisse aktuell werden, sind neben klinischer Beobachtung zu einem guten Teil aus Biographien von berühmten Persönlichkeiten geschöpft : Neben Jefferson und Lincoln stehen auf der Liste der mitverarbeiteten Biographien Leute wie "Einstein, Roosevelt, William James, Albert Schweitzer, Aldous Huxley und Spinoza". Unklar bleibt bei Maslow der Schritt von den studierten Biographien zur Theorie der Motivationsdynamik. An einzelnen Stellen finden sich allgemeine Hinweise auf gelesene Biographien, ohne dass aber deutlich wird, auf welchen Text sich Maslow jetzt genau bezieht. Schliesslich ist nicht bekannt, inwieweit eine weitere Liste von Biographien, die Maslow vorgeschlagen wurden, tatsächlich auch zur Entwicklung der Theorie beigetragen haben. Auf dieser Liste vorgeschlagener Biographien figurieren so illustre Gestalten wie "Danilo Dolci" oder "Peter Kropotkin", die im selben Zug genannt werden wie "Adlai Stevenson, Benjamin Franklin oder ... Goethe" (MASLOW,1977,219f).

Während bei den anderen Vertretern der humanistischen Psychologie klinische Methoden und eine therapeutische Orientierung sich mit dem Bemühen um eine Theorie der (gesunden) Persönlichkeitsentwicklung vermengen, also Lebenslaufforschung eher instrumentell für eine therapeutische Richtung wird (vgl. ROGERS 1973), ist das Interesse am menschlichen Lebenslauf bei Charlotte Bühler immer auch anthropologisch zentriert geblieben. Sie hat ihre biographischen Studien mit klinischem und Interview-Material ergänzt und unterscheidet nun die folgenden Grundlinien psycho-

logischer Lebenslaufforschung (vgl. Bühler & Ekstein 1973):

- Das biologische Fünfphasenschema (zwei Phasen des Aufbaus, Stabilisation und zwei Phasen des Abbaus) sowie die methodisch gesonderte Analyse von Verhalten, Erleben und Werk sowie die Höhepunktsperioden sind für die Theorie immer noch grundlegend.
- Neu dazu kommt der Versuch der Unterscheidung von thematischen "Lebensdimensionen", womit ähnlich wie bei Thomae inhaltliche subjektive Orientierungen einbezogen werden.
- Neu sind ebenfalls vier Grundtendenzen der Motivation, die von der humanistischen Psychologie beeinflusst sind: "Bedürfnisbefriedigung, Selbstbeschränkende Anpassung, Schöpferische Expansion und Aufrechterhaltung der inneren Ordnung".
- Dazu gesellen sich in der Analyse von Lebensläufen drei grundlegende Antinomien, die in jedem Lebenslauf gelöst oder ausgehalten werden müssen: "Integration und Konflikt", "Entwicklung und Wandlung", sowie bilanzierend am Ende des Lebenslaufs festgehalten "Erfüllung versus Verfehlung des Lebens".

Heute ist eine mit analytischen Methoden arbeitende psychologische Lebenslaufforschung auf die verschiedensten Einzelforschungen aufgesplittert. Viele Untersuchungen dienen dazu, die Bedeutung späterer Lebensphasen neu zu gewichten und zu einer Theorie der Erwachsenensozialisation vorzudringen, die nicht zwischen 25 und 30 Jahren abbricht, wenn der dann postadoleszent genannte Jugendliche spätestens in das Erwachsenenleben entlassen wird.
Dieser 'life-span psychology' steht methodisch die 'life-event'-Forschung gegenüber, die nach subjektiv bedeutsamen erlebten Einzelereignissen meistens im Zusammenhang mit Statusübergängen fragt. FILIPP (1981) zum Beispiel überträgt ein theoretisches Modell der gegenwartsorientierten Stress- und Beanspruchungsforschung, die zu einer Theorie individueller Bewältigungsmuster (coping styles) verallgemeinert wird, auf die Analyse der Bedeutung von kritischen Lebensereignissen, die allerdings methodisch eher in Längsschnittuntersuchungen beobachtet werden müssen und sich aus erzählten Lebensgeschichten ganz abgesehen von dem Erinnerungsproblem - nicht ohne weiteres ergeben.

Von diesen beiden theoretischen Grundorientierungen zu unterscheiden ist als dritte Möglichkeit sozialpsychologischer Lebenslaufforschung die thematische Eingrenzung der Analyse nach Geschlecht, Beruf oder sozialer Gruppierung. Diese Lebensweltstudien richten ihre Aufmerksamkeit nur auf eine Lebensphase oder eine soziale Gruppierung in einer bestimmten Lebensphase, wie Jugendliche oder Frauen in einer Zweitausbildung usw., orientieren sich theoretisch eher am Konzept der "Subkultur" und sind mit dem Herausarbeiten spezifischer Normen und Werte gerade der interessierenden Gruppe befasst. Damit wird im Sinne eines Nebeneffekts auch versucht, zu allgemein gefasste Sozialisationsmuster für eine soziale Gruppe zu spezifizieren und so die zu nomothetischen Phasentheorien partikulär zu widerlegen (vgl. Abs. 2.3.2).

1.4. Pädagogische Biographieforschung

Die Aufarbeitung der Geschichte der biographischen Methode in der Soziologie, Psychologie und Geschichtswissenschaft verdeutlicht die unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Interessen: Die biographische Methode wurde zuerst in der Soziobiographie eingesetzt, um einen Einblick in den Lebensalltag interessierender Bevölkerungsteile zu haben. Erst im 19. Jahrhundert, mit der Entstehung der Humanwissenschaften, entsteht ein inhaltliches und nicht nur methodisches Interesse an Biographien. Die Vielfalt bildet sich auch dort in der Pädagogik ab, wo mit Biographien gearbeitet wird. Pädagogik wird oft als eine Integrationswissenschaft gesehen. Die pädagogische Anthropologie zum Beispiel hat sich die Aufgabe gestellt, anthropologische Resultate aus anderen Human- und Sozialwissenschaften, die Grundfragen von Erziehung und Bildung berühren, in die Pädagogik zu integrieren.
Heute ist das Bild biographischer Forschungen in der Pädagogik relativ vielgestaltig. Soziologische, psychologische, historische und, nehmen wir die systematische Interpretation von Autobiographien dazu, literaturwissenschaftliche Ansätze der Biographieforschung dominieren die ältere geisteswissenschaftliche Tradition.

Nachdem mit der Entdeckung der Kindheit im 18. und 19 Jahrhundert der Gedanke einer allgemeinen Bildungstheorie, die sich auf den Menschen in allen Lebenslagen und Lebensaltern bezieht, wie sie zum Beispiel in der Pansophie von Comenius noch deutlich sichtbar ist, in den Hintergrund gerückt wurde, und die schulische Bildung der Kinder, v.a. im Sinne einer Alphabetisierung der Bevölkerung, zu einem unverzichtbaren Kulturelement moderner Industriegesellschaften wurde, stellt sich die wissenschaftlich ausgerichtete Pädagogik die Frage, wie menschliches Leben im allgemeinen und wie Bildung und Erziehung im speziellen mit wissenschaftlichen Methoden zu verstehen sei.

Wilhelm Dilthey hat im Rahmen seines Begründungsversuchs der Geisteswissenschaften, in Anlehnung an Kant, eine "Kritik der historischen Vernunft" verfasst, die einen Abschnitt über die "Selbstbiographie" und einen über die "Biographie" aufweist (DILTHEY 1973, 191ff und 246 ff).

Nach Dilthey ist menschliches Leben nur zu verstehen durch den radikalen Einbezug des Subjekts : "Die geistige Welt ist einerseits Schöpfung des auffassenden Subjekts, ... andererseits aber ist die Bewegung des Geistes darauf gerichtet, ein objektives Wissen ihn ihr zu erreichen" (191). Eine grundlegende kategoriale Bestimmung des Lebens ist die Zeitlichkeit, wie sie im Leben als "Lebensverlauf" zum Ausdruck kommt: "Dem Leben und den in ihm auftretenden äusseren Gegenständen sind die Verhältnisse von Gleichzeitigkeit, Aufeinanderfolge, Zeitabstand, Dauer, Veränderung gemeinsam" (192f). Als Subjekte verhalten wir uns gegenüber der Zeitlichkeit als verstehend, das Leben erhält erst durch den "Zusammenhang des Lebens" einen eigenen Sinn. Die Wirrnis der Zeitlichkeit und der laufenden Veränderung wird erst dadurch verstanden, dass ein subjektiver, individueller aber überdauernder Sinn dem Leben zugrunde gelegt wird. Diesen Sinn des individuellen Lebenslaufs findet Dilthey in der Selbstbiographie, die er als "die höchste und am meisten instruktive Form, in welcher uns das Verstehen des Lebens entgegentritt" (199) bezeichnet. Nur in der Selbstbiographie ist eine Identität des "Menschen, der den Zusammenhang in der Geschichte seines Lebens sucht", gegeben mit dem, was in seiner Erinnerung vorhanden ist.

"Unter diesen Erlebnissen sind diejenigen, die für sich und den Zusammenhang des Lebens eine besondere Dignität haben, in der Erinnerung bewahrt und aus dem endlosen Fluss des Geschehenen und Vergessenen herausgehoben; ... Einheiten sind als Erlebnisse geformt ... und zwischen diesen Gliedern ist ein Zusammenhang gesehen, der freilich nicht ein Abbild des realen Lebensverlaufs so vieler Jahre sein kann,... weil es sich eben um ein Verstehen handelt, der aber doch das ausspricht, was ein individuelles Leben selber von dem Zusammenhang in ihm weiss" (200).

In einem vierten Teil des Entwurfs einer Kritik der historischen Vernunft kommt Dilthey auf die Biographie zu sprechen, nachdem er die Methoden des Verstehens im Hinblick auf das " Verstehen von anderen Personen und deren Lebensäusserungen" dargestellt hat. Dilthey weist der Biographie eine vermittelnde Rolle zu. Der Gegenstand der Geschichte sind die "Objektivationen des Lebens", die es zu verstehen gilt. Die Objektivationen sind aber nicht alle fassbar: die rasch verschwindenden Gebärden und das flüchtige Wort sind im Gegensatz zu den unvergänglichen poetischen Werken und den Gesetzeswerken nicht festgehalten. "Die Dokumente, auf denen eine Biographie beruht, bestehen in den Resten, welche als Ausdruck und Wirkung einer Persönlichkeit zurückgeblieben sind. Eine eigene Stellung nehmen naturgemäss unter ihnen die Briefe derselben und Berichte über sie ein" (246). "Die Aufgabe des Biographen ist nun", so Dilthey, "aus solchen Dokumenten den Wirkungszusammenhang zu verstehen, in welchem ein Individuum von seinem Milieu bestimmt wird und auf dieses reagiert. Alle Geschichte hat Wirkungszusammenhang zu erfassen" (ebenda).
Dilthey verbindet also das Erkenntnisinteresse am - wie noch zu zeigen sein wird - genialen Kulturmenschen mit einem historischen Interesse. Der Mensch soll im Hinblick auf seine historischen Taten und den Einfluss des Milieus auf ihn verstanden werden. Die Biographie wird demnach funktionell für die Erkenntnismethode: Um die kulturellen "Objektivationen" zu verstehen, kann die Selbstbiographie oder die Biographie als Hilfsmittel benutzt werden. Dahinter steht ein Erkenntnisinteresse, wie es typisch für den Historismus von Droysen ist: An einer historischen Epoche

geistesgeschichtlichen Denkens interessiert weniger die Veränderung und der Uebergang, sondern das Typische an der Epoche selbst. Jede Zeitepoche soll nach Droysen 'für sich' individuell verstanden werden. Gleichzeitig wird auch die politische Geschichte und die Kulturgeschichte in hohem Masse personifiziert. Im Zentrum des Denkens steht bei Dilthey deshalb die Individualität; aus ihr heraus entsteht die Geschichte überhaupt. In der Interpretation hat der Biograph die Aufgabe, das individuelle Leben als "Realisierung von Zwecken" zu verstehen, um aus diesen Zwecken den allgemeinen Lebensplan zu folgern. Im Gegensatz zur Selbstbiographie verfügen wir im biographischen Material über Dokumente, die Bedeutungen wiedergeben, die in der Vergangenheit liegen, die gestatten zu fragen, wie sich die verschiedenen äusseren Dokumente zum inneren Thema, zum individuellen Sinn verhalten. Wenn der Biograph jedoch einen Beitrag zur Geschichte leisten will, dann muss er seinen Interpretationsansatz ändern:

> "Die Schranke der Auslegung des Individuums ist, dass dieses wie es sich selbst Mittelpunkt ist, so auch vom Biographen zum Mittelpunkt gemacht wird. ... Die Biographie als Kunstwerk muss nun den Standpunkt finden,in welchem der allgemeinhistorische Horizont sich ausbreitet und nun für einen Wirkungs- und Bedeutungszusammenhang doch dies Individuum im Mittelpunkt bleibt: eine Aufgabe, die jede Biographie nur annähernd auflösen kann" (250).

Zwar kann nach Dilthey "jedes Leben beschrieben werden, das kleine wie das mächtige, das Alltagsleben wie das ausserordentliche " (247). Aber, so fährt er fort, "der historische Mensch, an dessen Dasein dauernde Wirkungen geknüpft sind, ist in einem höheren Sinne würdig, in der Biographie als Kunstwerk fortzuleben" (ebenda). Gegen diese These Diltheys, die das historische Interesse mit dem genialen Machtmenschen verknüpft, hat später die Oral-History-Bewegung Einspruch erhoben. Dilthey interessiert sich erstens gerade nicht für die Biographien der Leute, über die es sonst keine geistigen Objektivationen gibt, und zweitens gibt er dem historischen Menschen, der über Macht verfügt und damit Wirkungen verursacht, den Vorzug vor den

historischen Menschen, die von Wirkungen betroffen wurden oder diese erlitten haben.

Diltheys programmatischer Einbezug der Autobiographie und der Biographie hat für die geisteswissenschaftliche Pädagogik praktische Folgen gehabt. Neben der Lektüre der klassischen Erziehungsdenker ist das Studium des Lebenslaufs getreten. Briefwechsel und Textfragmente liefern Anhaltspunkte dafür, in welcher Intention der Autor sein Werk geschrieben hat und welche Bedeutung sein Text hat. Dilthey selber hat eine monumentale Biographie über Schleiermacher mit dem Titel "Leben Schleichermachers" (2 Bände, insgesamt 800 Seiten) begonnen, aber nicht zu Ende geführt. Ferner existieren von ihm aus seinem Nachlass zahlreiche biographische Portraits und Skizzen über Autoren aus den Bereichen Philosophie, Literatur und Theologie, die er zu einer Anthologie der Geisteswissenschaft zusammengestellt hat.

Die geisteswissenschaftliche Pädagogik wurde von Dilthey stark beeinflusst: Obwohl man nicht von einer theoretisch einheitlich ausgerichteten geisteswissenschaftlichen Pädagogik sprechen darf, sind doch die persönlichen Schülerschaften in den Werken von Spranger, Nohl, Litt und Flitner deutlich spürbar. Sie alle haben sich denn auch fraglos an die Vorgabe gehalten, dass die Geschichte des Erziehungsdenkens von "historischen Menschen" und deren Werk geprägt wurde. Im fortwährenden Bemühen um textkritische Ausgaben der klassischen Pädagogen spielt das Analysieren von Briefwechseln und anderem biographischen Material naturgemäss eine grosse Rolle. Besonders bei Eduard Spranger, in seinen Arbeiten über Humboldt oder Pestalozzi, ist die Einbindung des Werks in das individuelle Lebensgeschehen des zu interpretierenden Autors zentral, so zum Beispiel auch in der Rede über Pestalozzi, die Spranger 1927 an der Universität Zürich gehalten hat (SPRANGER 1959).

Nach dem zweiten Weltkrieg hat der Einfluss der biographischen Methode, gleich wie die historische Tradition in der geisteswissenschaftlichen Pädagogik überhaupt, deutlich nachgelassen. Der Einbruch von Bezugswissenschaften wie Sozialgeschichte, Psychologie und Soziologie in die Pädagogik , aber auch das

Wiederaufleben alter phänomenologischer Tradition im Existentialismus, zum Beispiel bei O.F. Bollnow, bedeuten für die Disziplin eine Verlagerung des Erkenntnisinteresses weg von den historischen Gestalten und deren Lebenswerk und hin zur Erziehungswirklichkeit heute. Diese Bewegung hat sich letztlich schon in den erziehungstheoretischen Schriften von Herman NOHL, auch eines Schülers von Dilthey, angekündigt, der eine stärkere Fundierung der Pädagogik auf die Erziehungswirklichkeit und den pädagogischen Bezug fordert (NOHL, 1970, 119f). So finden wir denn eine Neuentdeckung der Biographie als Bildungsbiographie erst wieder bei Werner Loch, mit seiner Schrift "Lebenslauf und Erziehung" (LOCH,1979) oder bei Jürgen Henningsen, der bereits 1962 einen Artikel über "Autobiographie und Erziehungswissenschaft" (HENNINGSEN 1981) veröffentlich hat. Loch und Henningsen interessieren sich ausgesprochen nicht für den Lebenslauf eines pädagogischen Denkers, auch nicht primär für den Lebenslauf des Menschen als solchen. Sie sind viel stärker an einer phänomenologischen Analyse der Erziehung interessiert, wie sie vom Kinde erlebt und später als Erinnerung autobiographisch niedergeschrieben wird.

Ende der sechziger und die ganzen siebziger Jahre wurde die Pädagogik durch erziehungswissenschaftliche Forschung im Zusammenhang mit grossen Bildungsreformen (Gesamtschulreform, Integrierte Oberstufe usw.) beherrscht. Die kritische Pädagogik beschwor unter dem Etikett "Mündigkeit" die aufklärerische Utopie des emanzipierten Menschen, die einer neuen Generation von 'Wohlstandskindern' zum Aufbruch zu Handlungsfähigkeit und Selbstverwirklichung verhelfen sollte. Mit der wirtschaftlichen Rezession und dem neu auftauchenden Phänomen der Massenarbeitslosigkeit, nach dem Scheitern des Anspruchs der grossen Bildungsreformen, mit der neuen Unübersichtlichkeit in Gesamtschulen und Gesamtuniversitäten, d.h. mit der technokratischen Verwaltung eines ursprünglich kritischen Programms und dem Verlust fast sämtlicher sozialer oder pädagogischer Utopien stellte sich Ende der siebziger Jahre die Frage auch in der Erziehungswissenschaft, welchen Anteil der Einzelne an der Lage hat, und wie die von Erziehung und Forschung Betroffenen diese eigentlich erleben. In der erziehungswissenschaftlichen Forschung wurde mit dem Konzept

der Feldforschung (ursprünglich nach LEWIN), später unter dem Namen der Aktionsforschung (MOSER 1976) eine Demokratisierung der Forschungsprogramme unter Einbezug der Betroffenen und ein konsequenter Handlungs- und Anwendungsbezug propagiert.

Auf dem Umweg über die verstehende Soziologie kam die alte deutsche Tradition der phänomenologischen Betrachtung der Erziehungswirklichkeit neu zur Geltung. Der individuelle Deutungsrahmen in der Sprache des Symbolischen Interaktionismus, der Begriff der 'Lebenswelt' im Sinne von A. Schütz und das methodologische Vorgehen der 'grounded theory' (GLASER & STRAUSS 1967) bilden einen theoretischen Rahmen, der es gestattet, hermeneutische Forschung nach einem Kanon von methodologischen Regeln durchzuführen.

Blicken wir auf die erste Zusammenstellung autobiographischer Forschungen (BAACKE & SCHULZE 1979), so stellen wir unwillkürlich ein Nebeneinander aller bisher genannter Erkenntnisinteressen biographischer Forschungen fest: das Interesse am Verstehen und Interpretieren von einzelnen Bildungsbiographien steht neben dem Versuch, Sozialgeschichte über die Sammlung von Autobiographien zu betreiben. Ein autonom pädagogisches Interesse ist allenfalls bei SCHULZE (1979) sichtbar, der mit der Hilfe psychoanalytischer Methoden versucht, ein Erfahrungswissen von Erziehung und Bildung in Autobiographien aufzuspüren. In der Folgezeit ist die Erforschung kollektiver Lebenswelten - zum Beispiel von Subkulturen von Jugendlichen (SHELL Studie '81, FERCHOFF 1985, SANDERS & VOLLBRECHT 1985) der von Lehrer-Lebensläufen (GUENTHER, KOPF, MIEZNER, RÖMER & SCHONIG 1985) dazugekommen. Obwohl die Tradition hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Arbeitens in der Pädagogik im strengen Sinne nie abgebrochen ist, wird sie doch heute von einer neuen Generation von Pädagogen betrieben, die als 'Integrationswissenschafter' versuchen, die Erkenntnisse der Nachbardisziplinen zu nutzen und in die Erforschung von Lebensgeschichten und Autobiographien einzubringen.
Gemeinsam ist allen Richtungen ein hoher Anteil von Theorieaustausch und gegenseitigem Vermitteln von methodologischem Know-how: die Pädagogen haben wiederum zu einem lebendigen Verhältnis

zur Hermeneutik und der qualitativen Sozialforschung gefunden: Hermeneutik ist nicht bloss etwas für akademische Lehrübungen, sondern kann pragmatisch in der Feldforschung mit biographischen Methoden zu vertieften Erkenntnissen über Bildung und Erziehung führen.

Besonders intensiv verläuft der binnentheoretische Gedankenaustausch in der uns interessierenden Berufspädagogik und Berufsbildungsforschung. Die kaum endenwollende Diskussion um die Schulreform in diesem Bereich (Stichwort: Arbeitslehre und integrierte Oberstufe) wurde abgelöst durch eine empirisch-analytische 'Lehrlingsforschung', die praktisch bereits nur noch mit soziologischen oder psychologischen Theorien arbeitete (vgl. zum Beispiel MAYER, SCHUMM, FLAAKE, GERBERDING & REULING 1981). Während eine Gruppe am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (vgl. LEMPERT, HOFF und LAPPE 1979) in einem Längsschnitt die Sozialisationsprozesse nach der Lehre kontinuierlich untersucht, sind im engeren Bereich der Erforschung von Berufsbiographien nur noch Sozialwissenschafter, jedoch kaum Pädagogen anzutreffen. Sowohl SCHUMM (1983) wie auch HERMANNS, TKOCZ und WINKLER (1984) interpretieren Berufsbiographien mit Methoden der qualitativen Sozialforschung. Es scheint, dass besonders der Bereich der ausserschulischen oder nachschulischen Lebenswelt, akzentuiert aber der Bereich des Erwerbslebens heute sinnvollerweise nur noch interdisziplinär bearbeitet werden kann: Vom theoretischen Rahmen (Lebenswelt) und dem methodologischen Anspruch her ("interpretatives Paradigma", vgl. Abs. 2.3) unterscheiden sich einschlägig interessierte Berufsbildungsforscher, Arbeits-oder Betriebswissenschafter kaum. Insgesamt überwiegt das Interesse an kollektiven Lebenswelten von Berufsgruppen, Subkulturen oder anderen Minderheiten. Die historische Variante biographischer Forschung ist nach BERTAUX & BERTAUX (1981) bis heute relativ folgenlos geblieben, und die Interpretation von einzelnen Lebensgeschichten ist, abgesehen von den Interpretationsversuchen von Autobiographien, auf das Verstehen von Bildungsbiographien konzentriert (HEINZE, KLUSEMANN & SÖFFNER 1980).

1.5 Zusammenfassung und Begründung des Untersuchungsansatzes

In der Geschichte der sozio- oder autobiographischen Forschung sind verschiedene Erkenntnisinteressen und eine Vielzahl von sich beteiligenden Forschungsdisziplinen sichtbar geworden. Ohne eine komplexe historische Tradition vereinfachen zu wollen, kann man idealtypisch drei Entwicklungsphasen unterscheiden: Auf eine erste Phase, in der Biographien aus soziologisch-politischem Interesse erhoben werden, folgt eine weitere Phase des instrumentellen Gebrauchs von Biographien, um Werke und Taten von historischen Persönlichkeiten beurteilen zu können. Dieses historische Interesse an Biographien ist während langer Zeit auch für die geisteswissenschaftliche Pädagogik bestimmend gewesen. Das anthropologische Interesse am menschlichen Lebenslauf schliesslich fällt zeitlich zusammen mit dem Enstehen und dem Sich-Ausdifferenzieren der Humanwissenschaften. Das Interesse richtet sich hier erstmals weniger auf die Methode als auf den Inhalt einer Biographie. Die Analyse von Lebensläufen und Biographien wird mit dem theoretischen Vorsatz unternommen, die Entwicklung des Menschen zu beschreiben und zu verstehen. In diesem Sinne kann die neu enstehende Kinderpsychologie als ein Spezialfall einer allgemeineren Entwicklungstheorie verstanden werden.
Fragestellung und Zweck einer Untersuchung sind je nach dem Erkenntnisinteresse verschieden. Deshalb muss u.E. zwischen diesen drei Formen des Einsatzes biographischer Methoden unterschieden werden.
Versuchen wir, die Geschichte der biographischen Methode in der Zusammenfassung chronologisch zu ordnen, so ergibt sich das folgende Bild:

a) Zu den ältesten Formen biographischer 'Forschungstradition' gehört die biographische Literatur über angesehene Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und die Memoirenliteratur.
In der Chronik als Erzählung einer Geschichte von Ereignissen, an denen Personen des öffentlichen Lebens beteiligt sind, ist die Einheit von biographischer Methode und Erkenntnisgegenstand wesentlich. Die Geschichte wird von Einzelpersonen gemacht, das Geschichtsbild ist relativ stark personalisiert, strukturelle

Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen oder ökonomischen Ereignissen und den Handlungen der Personen, die als Geschichtsträger fungieren, werden in der Biographie nicht aufeinander bezogen. Zwar wird Misswirtschaft, Armut und Unterdrückung der Landbevölkerung oft dargestellt, die Geschichtsträger werden aber in einem biographischen Portrait für derartige Missstände nur selten verantwortlich gemacht. Im Gegenteil wurden oft die Barmherzigkeit der Machthabenden und der Kampf gegen Armut und Hunger beschworen, die harte Repression der 'geschichtslosen' Bevölkerung aber verschwiegen.

b) Mit dem Ende der Feudalgesellschaft und dem Aufstieg des Bürgertums an die Macht im 19. Jahrhundert verändert sich auch das Interesse biographischer Forschungen: Wie FOUCAULT in seiner "Mikrophysik der Macht" (1981) aufzeigt, wird die Macht der Obrigkeit nicht allein mit offener Gewalt durchgesetzt. Die zentralisierte Staatsmacht v.a. in Frankreich entwickelt gleichzeitig eine verdeckte Form zivilisierter Machtausübung. Der bürokratische Staat erarbeitet eine Technologie der Sozialkontrolle, die das Individuum der geschichtslosen Klassen in Beschlag nimmt. Paradoxerweise ist auf der Ebene der parlamentarischen Debatten das genaue Gegenteil wahrnehmbar: Man will einerseits den Bevölkerungsschichten, die wegen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert verarmt sind, helfen, man will diese Bevölkerung bilden, man will für hygienische Verhältnisse sorgen. Anlass für soziobiographische Untersuchungen waren damals wie heute jedoch politische Unruhen. In dem Sinne hatten die grossen Enqueten im England des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Funktion der Sozialkontrolle. Politische Instabilität kann dadurch verhindert werden, dass man die Bedürfnisse und die Beweggründe der Unruhestifter kennt, und soweit anerkennt, bis die politische Stabilität wiederhergestellt wird. Dies kann geradezu als ein Grundprinzip der liberalen Machtausübung im bürgerlichen 'Nachtwächterstaat' aufgefasst werden.

c) Mit der Bildung und Erstarkung der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert verändert sich biographische Forschung in die Richtung der Dokumentation des 'kollektiven Gedächtnisses' von Geschichtsbetroffenen. Heute versucht die 'Oral History' in der

Geschichtswissenschaft die einseitig personalisierende und auf die Mächtigen bezogene Geschichtsschreibung ("Siegergeschichte") zu korrigieren: Der Berufsalltag und das Familienleben von Industriearbeitern (JAHODA et al.1975), von Gewerbetreibenden, vgl. die Bäckerstudie von Bertaux und Bertaux, von Dorfgemeinschaften, so die Ohmenhausen- Studie von HERRMANN (1984), sollen einen Beitrag liefern zu einer Sozialgeschichte von Familie, Kindheit und Beruf, die von bis anhin geschichtslosen Subjekten getragen wird. Gleichzeitig können, wie das im Ansatz von BRAUDEL zum Ausdruck kommt, Alltagserfahrung und ökonomische Strukturgesetze nicht auf biographische Handlungen reduziert werden. Parallel zur biographischen Ereignisgeschichte muss eine ökonomisch orientierte Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte betrieben werden. Kritisch ist dieser letztlich noch jungen Disziplin anzulasten, dass sie noch kaum methodisches Bewusstsein in bezug auf die Interpretation von Ergebnissen entwickelt hat und ähnlich wie die biographische Modeliteratur in einem theoretischen Solipsismus haften bleibt. Tatsächlich besteht in der Analyse des Lebensalltags von Industriearbeitern die Gefahr, dass die politische Seite der berichteten Lebensentwürfe in den Details alltäglicher Interaktionen und Kommunikationsformen verlorengeht, und die Emanzipation ehemaliger Objekte der Geschichtsschreibung zu Handlungssubjekten verpasst wird.

d) Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird mit der Emanzipation der Human- und Sozialwissenschaften von der Philosophie ein anthropologisches Interesse an einer empirischen Erforschung des menschlichen Lebenslaufs sichtbar. In der Soziologie, der Psychologie und der Psychoanalyse entfaltet sich bis in die 30er Jahre eine intensive biographische Forschungstätigkeit, die für viele theoretische Schulen (Chicagoer Soziologie, Ich-Psychologie, humanistische Psychologie) fundamental wird.
Es würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen, zu erklären, warum in den 30er Jahren derart intensiv mit biographischen Materialien geforscht wurde. Eine zwingende und fächerübergreifende Begründung scheint es nicht zu geben: In der Psychologie mag die Gestaltpsychologie mit ihrem Hang zu einer ganzheitlichen Betrachtung des Menschen eine Rolle gespielt haben, in der Psychoanalyse mit Sicherheit die zweite Entdeckung

der Bedeutung der Kindheit durch Sigmund Freud. In der Soziologie werden mit dem Beginn der empirischen Sozialforschung gesellschaftliche Randgruppen wie Immigranten, Arbeitslose, ländliche Dorfgemeinschaften usw. entdeckt und in ihrem Lebensalltag beschrieben. In den Geschichtswissenschaften rufen die politischen Veränderungen, v.a. der Einbezug der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie in das Gesellschaftssystem nach einer Dokumentation von historischen Ereignissen, die in der offiziellen, staatlichen Geschichtsschreibung nicht erwähnt werden, und in der Volkskunde mag der romantisierende Versuch eine Rolle gespielt haben, das ländlich-bäuerliche Volksleben, auf das sich die präfaschistische Zeit so gerne berufen hat, und das durch die immer stärker wahrnehmbare Industrialisierung und Verstädterung auch bedroht wurde, aufzuzeichnen und der Nachwelt zu erhalten.

e) Die akademische Pädagogik, die nach Trapp und Herbart mit Wilhelm Dilthey nach einer wissenschaftlichen Begründung ihres Selbstverständnisses sucht, ist von dieser ersten biographischen Phase wissenschaftlicher Erkundung des menschlichen Lebenslaufs auch betroffen worden. Zwar hat Dilthey in Abwehr des naturwissenschaftlichen Modells des Erklärens durch systematische Beobachtung und Experiment, den Einbezug der Selbstbiographie und der Biographie für das Verstehen von kulturellen Objektivationen gefordert. Faktisch ist aus dem programmatischen Einbezug der Biographie in die historischen Wissenschaften in der folgenden geisteswissenschaftlichen Pädagogik, die zumindest an den Universitäten bis 1960 die dominante Strömung in der Pädagogik gewesen ist, eine Mittel-Zweck-Relation geworden. Um das Werk (die Objektivation) eines bedeutenden Pädagogen zu verstehen, muss der Lebenslauf und das biographische Material wie etwa der Briefwechsel studiert werden. Ein eigenständig anthropologisches Interesse am Lebenslauf, oder ein pädagogisches oder andragogisches Interesse an einer Bildungsbiographie im engeren Sinne, ist erst in den 60er Jahren, also in der zweiten Hochphase biographischer Forschungen, aktuell geworden.
Zwar setzt Dilthey in seiner Pädagogik als anthropologische Grundkonstante der Entwicklung die "Teleologie des Seelenlebens" voraus. Er versteht darunter die Tendenz jedes Geschöpfs "auf Erhaltung, ja Steigerung der eigenen Existenz wie der Existenz

seiner Gattung dahinzuleben" (DILTHEY, Band 12, 1973, 813). Interessanterweise wird die Teleologie des Seelenlebens gerade nicht an Hand einer Biographie oder eines Lebenslaufs belegt, sondern mit einem allgemeinen Verweis auf "Geschöpfe" und "Lebewesen".

Für die nachfolgende Analyse von Berufsbiographien lässt die Aufarbeitung der Geschichte der biographischen Methode die folgenden Schlussfolgerungen zu, die darstellen können, warum ein Rekurs auf die rein pädagogische Biographieforschung für eine Strukturanalyse von Berufsbiographien nicht genügt.

1. Die Berufspädagogik unterlag in den 60er Jahren dem gleichen paradigmatischen Wechsel (vgl. KUHN, 1976) wie die geisteswissenschaftliche Pädagogik überhaupt. Nach einer Zeit der Abspaltung und Ausdifferenzierung von Teildisziplinen wie Erziehungswissenschaft, pädagogischer Psychologie und Erziehungssoziologie setzt sich die Tradition der geisteswissenschaftlichen Pädagogik methodologisch gesehen als "interpretatives Paradigma" (vgl. Abs. 2.3.) in der Sozialforschung fort. Das "interpretative Paradigma" ist ebenfalls aus den sog. nicht-analytischen wissenschaftstheoretischen Disziplinen, der Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik hervorgegangen. In der Pädagogik wie auch in der Berufspädagogik ist ein generationeller Bruch sichtbar geworden zwischen älterer geisteswissenschaftlicher Hermeneutik und jüngerer sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, der alle Voraussetzungen für die Charakterisierung als Paradigmawechsel erfüllt.

2. Es scheint sinnvoll, auf dem Gebiet der auto- und soziobiographischen Forschung zwischen einem soziologisch-politischen, einem historischen und einem anthropologischen Interesse zu unterscheiden, das in einer Teildisziplin nicht ausschliesslich aber doch deutlich überwiegend lokalisiert werden kann. Die Unterscheidung von drei Funktionen biographischer Forschung gestattet in der Analyse methodisch genauer zu differenzieren, was zu welchem Zweck interpretiert wird. Dies gilt auch für alle Ansätze der sog, "objektiven Hermeneutik" (vgl. Abs. 2.3.3.), die gerade die Antinomie von Einzel- und Kollektivbiographie als letztlich unfruchbare Gegenüberstellung eines besser dialektisch

zu erfassenden Zusammenhangs zwischen Individuum und Gesellschaft zu überwinden suchen.

3. Daraus folgt für die Analyse von Berufsbiographien von Industriearbeitern auch bei einer Verlagerung des Erkenntnisinteresses auf die Bildungsgeschichte der Einzelnen, dass die Pädagogik und die Berufspädagogik keinen verwertbaren theoretischen oder praktischen Rahmen liefert für die Interpretation und die strukturelle Analyse der erzählten Lebensgeschichte. Biographische Interpretation in der historischen Pädagogik hatte wesentlich eine andere (zweckrationale) Funktion, eine anthropologische Richtung hat sich heute zwar etabliert, beschränkt sich aber auf die literaturwissenschaftliche Analyse von Autobiographien.

4. Die Analyse von Berufsbiographien von sog. alltäglichen Persönlichkeiten kann im Rahmen der Berufsbildungsforschung mit Hilfe des interpretativen Paradigmas betrieben werden. Die theoretischen Elemente für die Analyse sind wesentlich fachübergreifend bestimmt. Deren Relevanz erschliesst sich weniger an Hand von akademischen Disziplinen als vielmehr im gemeinsamen Bemühen um die wissenschaftliche Erhellung oder Verbesserung der Praxis der Berufsbildung vor Ort, d.h. in den Betrieben, Berufsschulen und den Bildungsträgern der beruflichen Erwachsenenbildung. Berufsbildungsforschung definiert sich damit - vergleichsweise ähnlich wie die Pädagogik - als eine praxeologisch ausgerichtete Integrationsdisziplin, in der Arbeitswissenschafter, Psychologen, Oekonomen, Soziologen und Berufspädagogen zusammenarbeiten.

KAPITEL 2: DIE INTERPRETATION VON BIOGRAPHIEN

Nach der Darstellung der Geschichte der biographischen Methode soll im folgenden Kapitel die Frage der Interpretation von Berufsbiographien als ein grundsätzliches Problem des Verstehens von Lebenswelten anderer Bezugsgruppen erörtert werden. Die eigene Position wird wiederum thesenartig in der Diskussion mit den heute aktuellen Interpretationsmodellen aufgebaut und mündet in eine methodologische Begründung der Untersuchungsanlage und des Interpretationsansatzes.

2.1. Die Kritik an der empirischen Sozialforschung

Die empirische Sozialforschung stellt ein methodisches Repertoire von Verfahrensweisen zur Verfügung, wie biographische Interviews wissenschaftlich untersucht werden könnten. Grob umrissen handelt es sich hierbei um wenigstens quasi-experimentelle Versuchsanordnungen, verbunden mit einer standardisierten Interviewmethode und einer Auswertung in der Art einer quantitativen oder qualitativen Inhaltsanalyse. Wir halten es für legitimationsbedürftig darzulegen, warum wir auf diese bewährten Untersuchungstechniken verzichtet haben und auch eine statistische Auswertung im Sinne einer Inhaltsanalyse des erhobenen Materials nicht für sinnvoll halten.
In erster Linie hängen die Untersuchungsmethoden vom Untersuchungsgegenstand und der Fragestellung ab (vgl. dazu ausführlich Kapitel 3). In den erhobenen narrativen Interviews über das Berufsleben werden berufliche Entwicklungen thematisiert, deren Verlaufsstruktur nicht einfach mit unabhängigen Kategorien erfasst werden kann. Ziel der Analyse ist vielmehr, ein Kategoriensystem in der Form von typischen Verlaufsstrukturen erst zu begründen und in diesem Zusammenhang nach dem Entstehen und dem Verändern des beruflichen Selbstverständnisses und der beruflichen Interessen zu fragen und deren lebenszeitliche

Wirkung zu ergründen. In diesem Sinne hat praktisch jede biographische Untersuchung hypothetischen Charakter und führt auch kaum je zu allgemeinen Ergebnissen, die über das gerade untersuchte Feld hinaus verallgemeinert werden könnten.

Der triviale Zusammenhang von "Untersuchungsmethode und sozialer Wirklichkeit" (so BERGER, 1974) wird jedoch in der sozialwissenschaftlichen Feldforschung vielfach nicht genügend respektiert. Oft wird verfahren, als ob jeder Untersuchungsgegenstand mit einer experimentellen Methode und anschliessender statistischer Prüfung der Varianz analysiert werden könne. Gegen dieses von den Naturwissenschaften her konstruierte Paradigma neopositivistischer Sozialforschung setzen wir die wechselseitig wirkende Selektivität von Untersuchungsgegenstand und Methode. Die Lebenswelt von Berufsarbeitern in der Industrie muss aus folgenden Gründen nicht zwangsläufig mit den Methoden der traditionellen experimentellen Sozialforschung analysiert werden:

1. Das Primat der Quantifizierung kann hinterfragt werden.
2. Mit quantifizierenden Methoden ist angesichts der Komplexität des zu untersuchenden Gegenstandes (einer subjektiven Erzählung einer Lebensgeschichte von vielleicht 60 Lebensjahren) keine Repräsentativität zu erreichen.
3. Wegen der geringen Zahl von bearbeitbaren Fällen und der Vielzahl der einzubeziehenden Untersuchungsvariabeln werden statistisch nachweisbare Zusammenhänge, wenn auch bloss auf der Ebene von Korrelationen, wenig wahrscheinlich oder müssen posthoc als methodische Artefakte qualifiziert werden.
4. Der Gegenstand der Analyse, die biographische Verlaufsform und die lebenszeitliche Perspektive, ist in dieser Form im biographischen Interview nicht auffindbar. Der Untersuchungsgegenstand muss aus der Erzählung der Biographie und aus den bilanzierenden Aeusserungen über das bisherige Berufsleben herausinterpretiert werden. Die Rekonstruktion der berufsbiographischen Perspektive schliesst eine strukturale Analyse mit ein, die nur mit hermeneutischen Mitteln, d.h. über die Erfassung des Gesamtkontextes eines Interviews zu leisten ist, und die nur in den wenigsten Fällen in der Form von Interviewzitaten belegt werden kann .

Sozialwissenschaftliche Forschung hat im Sinne einer wissenschaftstheoretischen Norm, wie sie der kritische Rationalismus von Popper formuliert hat, zwei Grundbedingungen zu erfüllen: Sie muss intersubjektiv überprüfbar und soweit als möglich objektiv sein. Intersubjektivität wird hergestellt durch die Reproduzierbarkeit der Untersuchung. Damit die Untersuchung reproduzierbar bleibt, muss sie standardisiert werden, d.h. alles Situative oder Persönliche, das eine Untersuchung mitbeeinflusst, muss entweder systematisch kovariiert oder "randomisiert" werden, d.h. so in die Untersuchungsanlage eingebracht werden, dass sich daraus kein systematischer Einfluss ergeben kann. Standardisierung der Untersuchungsanlage und Randomisierung aller möglichen Einflussfaktoren, die nicht untersucht werden, ist am ehesten zu garantieren durch die Quantifizierung, die Messung des Beobachteten. Intersubjektivität stellt eine Voraussetzung für Objektivität dar, die zwar nie erreichbar ist, aber wenigstens annähernd beziffert werden kann.

Objektivität wird angestrebt durch die Reliabilität der Messung und die Validitätsprüfung. Während die Reliabilität als quantifizierbares Mass der Uebereinstimmung verschiedener Messungen relativ leicht zu bestimmen ist, ist die Validität, d.h. die Frage, ob die Messung auch das misst, was man gerne wissen möchte, vielfach schwieriger. Ohne auf die einzelnen Konzepte wie Kriterienvalidität, Konstruktvalidität, neuerdings sogar ökologische Validität einzugehen, kann die These in der experimentell vorgehenden Sozialforschung aufgestellt werden, dass zwar häufig hohe Reliabilitätsmasse erreicht werden, diese aber negativ mit der angestrebten Validität von Ergebnissen zu korrelieren scheinen. Je standardisierter und reproduzierbarer eine Untersuchung angelegt ist, desto weniger scheint sie im Bereich des sozialen Verhaltens von Menschen valide zu sein.

Dies führt uns zur Frage, wie Objektivität wenigstens annähernd in der qualitativen Sozialforschung erreicht werden könnte. BERGER (1974) setzt der Forderung der analytischen Wissenschaftstheorie nach einer Definition und Isolierung einzelner untersuchter Variablen die Forderung nach Breite und Tiefe gegenüber. Unter Breite versteht Berger eine möglichst umfassende Voll-

ständigkeit durch den Einbezug aller relevanten Einflüsse. Mit dem Konzept der Tiefe unterscheidet Berger zwei Arten von Objektivität. Wir können zum Beispiel in einer Meinungsumfrage bei den assoziativ festgehaltenen Stereotypien des 'öffentlichen Bewusstseins' stehen bleiben oder das Gewicht auf die latente Bedeutungsstruktur legen, die nicht abrufbar ist, sondern sich im Verlaufe eines Kommunikationsprozesses erst herausbildet. Mit dem Begriff der Tiefe fordert Berger ein Bemühen um den latenten Sinn und wirft der analytisch orientierten Forschung eine Verkürzung der sozialen Realität vor. Mit dem Kriterium der Breite wird die Situationsindependenz als eine Folge der Standardisierung des Experiments durchbrochen. Mit dem der Tiefe soll Objektivität um die Dimension einer latenten Sinnstruktur erweitert werden. Damit sind die Voraussetzungen einer nicht-analytischen oder hermeneutisch verfahrenden Wissenschaftstheorie umschrieben. Siegfried Kracauer hat ganz am Anfang der qualitativen Sozialforschung als Kriterien für eine qualitative Inhaltsanalyse die Rekonstruktion des Kontextes, die Berücksichtigung der Latenz (der latenten Sinnstruktur) und den Einbezug des Einzelfalls (Singularität) gefordert (KRACAUER 1959). RITSERT (1972) hat diesen Kriterien in ideologiekritischer Absicht ein viertes zugefügt: die Präsenz eines Merkmals. Nach Ritsert kann das fortwährende Nichterscheinen eines gesellschaftlich relevanten Themas den Kontext einer Datenerhebung in erheblichem Masse mitbeeinflussen.

Auch die qualitative Sozialforschung versucht wissenschaftliche Objektivität zu erreichen. Sie versucht jedoch Intersubjektivität und Standardisierung mit anderen Mitteln als der Standardisierung der Untersuchungsanlage zu gewährleisten. Zum Beispiel kann die Qualifizierung der Interviewer die Reliabilität der Erhebungsmethode erhöhen. Oder die Validität der Interpretation kann dadurch verbessert werden, dass mehrere Interpretaten einen Einzelfall interpretieren und anschliessend über die Interpretationsdifferenz einen intensiven Diskurs führen. Schliesslich kann der spezifische Einfluss einer Situation, der ganze Untersuchungskontext, bei der Interpretation mitreflektiert werden. Häufig treten vorher kaum diskutierte Einflüsse erst dann hervor. Objektivität als Ideal bedingt demnach keineswegs die Standardisierung der Untersuchungsanlage.

Die experimentelle Sozialforschung im Sinne der analytischen Wissenschaftstheorie stellt sich zuwenig die Frage, wie das eigene Vorverständnis, in der Sprache des Neopositivismus oft bereits die Hypothese, methodisch hinterfragt werden kann oder im Sinne eines Vorurteils hinterfragt werden muss. Besonders bei Untersuchungen mit Personen, die einem anderen Lebenskreis angehören, stellt sich die Frage, ob wir mit unseren alltäglichen Denkweisen und den aus unserer Lebenswelt abstrahierten theoretischen Vorgaben, den Befragten gegenüber überhaupt angemessen fragen. Es scheint kein Zufall zu sein, dass die Ethnologie in diesem Bereich am ehesten über Untersuchungsmethoden verfügt, die die Lebenswelt des anderen bereits in die Untersuchungsanlage einbeziehen (vgl. ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN, 1973).
In der qualitativen Sozialforschung wird in ähnlicher Weise durch den radikalen Einbezug der zu beforschenden Handlungssubjekte versucht, zu mehr Vorurteilsfreiheit und damit auch zu mehr Validität zu kommen. Wenn Feldforschung sich um 'ökologische Validität' bemüht, sich vor Ort begibt, und der Alltag der zu untersuchenden Personen soweit als möglich einbezogen wird, wenn über die Gültigkeit einer Interpretation mit Betroffenen oder mit Experten in der Praxis diskutiert werden kann, wird Validität zwar nicht gemessen, aber ebenso hergestellt und geprüft.

Jede Feldforschung, gleich ob quantitativer oder qualitativer Art, ist zudem nicht vor einer möglichen Beeinflussung der Ergebnisse durch ungewollte Untersuchungseffekte gefeit. Methodische Artefakte wie die Rosenthal- und Howthorne-Effekte (vgl. WULF, 1974, 164) können u.E. nicht generell vermieden werden. Hier hilft nur die Reflexion über den eigenen Anteil des Forschenden, sowie die Protokollierung des Erhebungs- und Interpretationsverlaufs weiter. Zudem stellt sich in der qualitativen Sozialforschung das Problem der Selbstdarstellung der Befragten in anderer Weise. Die Art der Darstellung eines Themas im Interview ist ein spezifischer Anhaltspunkt für die Interpretation und keineswegs ein Störelement.

Die Unterschiede der quantitativen und qualitativen Sozialforschung liegen somit weniger auf der Ebene normativer Kriterien als auf der Ebene konkreter Vorgehensweisen in der Praxis und der

Reflexion des eigenen Anteils der Forscher in bezug auf eine mögliche Beeinflussung der Ergebnisse. Zusammengefasst zeichnet sich qualitative Sozialforschung durch den Einbezug des Kontextes, der Latenz und Singularität einerseits, sowie durch ein grundsätzlich anderes Verhältnis von Theorie und Praxis aus.

Mit dem Einbezug der Handlungstheorie in die Pädagogik und der nachfolgenden Verschiebung des Interesses auf strukturalistische Analysen des Gesamtgeschehens von Bildung und Erziehung als Handlung und Prozess ('Prozessvariablen'), neuerdings auch durch die Aufarbeitung einer systemtheoretischen Position in der Pädagogik (LUHMANN & SCHORR 1982, 1986) ist in der Pädagogik wie auch in anderen Human- oder Sozialwissenschaften ein Bedarf an hypothesenbildenden Theorien im Sinne von stark generalisierenden Makrotheorien sichtbar geworden. Eine ähnliche Bewegung lässt sich ebenfalls im Bereich der historischen Pädagogik mit Theorien über die Geschichte der Kindheit (Ariès) oder über die Zivilisation (Elias) feststellen. Gleichzeitig zu dieser Theorieüberproduktion mit einem zum Teil bedenklichen Mangel an empirischer Evidenz wird die Generation von spezifischeren Theorien mittlerer Reichweite wegen dem "Induktionsproblem" abgewertet. Während die analytische Wissenschaftstheorie (vgl. etwa BREZINKA, 1978, 131f) das induktive Vorgehen generell ablehnt, reduzieren auch geisteswissenschaftliche Pädagogen (LANGEVELD & DANNER 1981) aus dem gleichen Grund den Anspruch einer Theorie auf den eines vorläufigen Modells, das sich in der Praxis als brauchbare Theorie bewähren soll.

Gegen diese Sichtweise der Theoriegenerierung haben GLASER & STRAUSS (1967) in der verstehenden, phänomenologisch orientierten Soziologie eine andere Strategie entgegengestellt, die 'grounded theory'. Sie besteht in einem Kanon von Verfahrensregeln, die angeben, wie ein Forscher mit Hilfe seines theoretischen Vorwissens in ein Interview einsteigt, ohne bereits über genaue Annahmen über die theoretischen Zusammenhänge zu verfügen. Die Arbeitsthesen werden während der Auswertung sukzessive in verschiedenen Arbeitsschritten aufgebaut. Der Interpret ordnet, sortiert und klassifiziert sein Fallmaterial und vergleicht das Material laufend mit seinen Thesen. Am Ende der Interpretations-

arbeit verfügt der Interpret über Arbeitsthesen, die er nun als seine 'empirisch fundierte Theorie' niederschreibt. Die Theorie ergibt sich aus den Zusammenhängen, die im untersuchten Material ersichtlich geworden sind. Die Gültigkeit der gefundenen Annahmen beschränkt sich dabei auf die untersuchten Fälle, und Repräsentativität ist eher in einem idealtypischen als einem statistischen Sinne für ein untersuchtes Feld gegeben (vgl. HERMANNS et al. 1984, 152ff). BERTAUX & BERTAUX (1981) haben in ihrer Bäckerstudie ein derartiges Vorgehen dokumentiert und eine interessante Beobachtung in bezug auf die Zahl der empirisch bearbeiteten Fälle beobachtet. Sie bezeichnen in der Darstellung des Verlaufs der Interpretation eine "Sättigungsgrenze", die nach ungefähr 30 Fallinterpretationen eingetreten ist (1981,186f). Die bearbeiteten neuen Fälle liessen keine neuen Thesen aufkommen, sondern hatten nur noch Bestätigungscharakter für schon rekonstruierte biographische Verlaufsmuster.

Repräsentativität bemisst sich in der neopositivistischen Sozialforschung am Sampling-Verfahren, d.h. an der möglichst repräsentativen Zusammenstellung der Stichprobe. Neben der repräsentativen Zahl ist auf eine systematische Variation der bekannten Einflussgrössen zu achten. Die 25 interpretierten Lebensgeschichten von Bäckern bei Bertaux stehen einer Grundgesamtheit von 160 000 Bäckermeistern, deren Ehefrauen und Bäckergesellen gegenüber. BERTAUX (1981) bezeichnet demgegenüber das induktive Verfahren der Zusammenstellung seiner 'Stichprobe' eher als ein Sampling nach dem "Schneeball-Verfahren": Nach erhobener Lebensgeschichte weiss der Interviewer mehr über die Struktur möglicher Lebensgeschichten und wählt den folgenden Partner nach entsprechenden Gesichtspunkten aus. Aehnlich wie in der Archaeologie tastet sich der Forscher vor, indem er Stück für Stück zusammenfügt und laufend über das Verhältnis der Einzelstücke reflektiert und die Suche auf die noch fehlenden Einzelstücke richtet.

2.2 Das "Verstehen" und das Interpretationsmodell der Hermeneutik

Die Kritik an der normativen Sozialforschung mündet in den letzten Jahren einerseits in eine Wiederentdeckung der nicht-analytischen Methoden in den Geisteswissenschaften und zu einer Neuformulierung der Normen für eine Methodologie der qualitativen Sozialforschung, die unter dem Namen "interpretatives Paradigma" bekannt geworden ist.

Wilhelm Dilthey hat den Satz geprägt "Die Natur erklären wir, das Seelenleben jedoch verstehen wir". DILTHEY hat in seiner bereits erwähnten "Kritik der historischen Vernunft" (1973) versucht, grundsätzlich und allgemeingültig eine Methodologie der Geisteswissenschaften vorzulegen. Er greift dabei vornehmlich auf Schleiermachers Arbeiten zur Hermeneutik zurück. "Verstehen" als zentraler Begriff der Hermeneutik umfasst die folgenden Bestimmungselemente:

a) Es richtet sich auf den menschlichen "Ausdruck", auf kulturelle Objektivationen. Verstehen kann sich auf Handlungen, Sprache, aber auch Werke menschlichen Tuns beziehen.

b) Im Verstehen soll der Sinn oder die Bedeutung einer Handlung, resp. eines Werks so weit als möglich erschlossen werden. Alltägliches, sinnlich Gegebenes erschliessen wir dem Sinn nach. Dilthey bezeichnet diese Bewegung als elementares Verstehen. Höheres Verstehen besteht in der Kunst der Interpretation eines Werks. Hermeneutik als Kunstlehre der Interpretation liefert den wesentlichen Gehalt, den Sinn eines Werks.

c) Das Verstehen richtet sich auf den inneren Sinn eines Ausdrucks. Das Aeussere, das wir wahrnehmen, ist Ausdruck einer inneren Bedeutung. (1)

d) Das höhere Verstehen i.S. Diltheys ist an "dauernd fixierte Lebensäusserungen" gebunden. Das Aeussere, das vom Künstler oder Autors fixierte Werk, bildet den Ausgangspunkt für die Interpretation.

---

1) In diesem Punkt trifft sich die Hermeneutik mit dem Strukturalismus von Claude Lévy-Strauss. Lévy-Strauss selber bezeichnet sein Vorgehen als "bricolage", die nach dem "Sinn hinter dem Sinn" fragt.

e) Der zu interpretierende innere Sinn ist ferner Ausdruck eines kollektiven Sinns, bei Dilthey des objektiven Geistes. Interpretation und Werk sind damit immer auch kulturell und historisch bedingt. Als historische Invariante betrachtet Dilthey nur die "Teleologie des Seelenlebens": menschliches Leben hat die Tendenz, sich zu erhalten und sich in seinem kulturellen Ausdruck zu steigern.

f) Im Vergleich zu heute spielt die Subjektivität des Interpreten eine methodisch gesehen untergeordnete Rolle. Der 'geniale' Interpret hat zwar sein subjektives Erkenntnisvermögen zu nutzen, aber gleichzeitig in einer Bewegung des Sich-hineinversetzens die Intention des Autors zu rekonstruieren. Die Interpretation richtet sich also wesentlich auf den inneren Sinn eines Werks, den ein Autor in sein Werk hineingelegt hat. Im Unterschied zu Schleiermacher erkennt jedoch Dilthey den Anteil an Subjektivität auf der Seite des Interpreten an.

Nach DANNER (1979) war Diltheys hermeneutischer Ansatz für die geisteswissenschaftliche Pädagogik sehr folgenreich: Seine Schüler wie E. Spranger, H. Nohl, Th. Litt und E. Weniger haben den Ansatz Diltheys weitgehend übernommen, wenn auch jeder den Akzent auch noch auf andere Methoden wie die Dialektik oder die Phänomenologie gelegt hat. Mit der Kanonisierung der empirischen Sozialwissenschaften ist in den sechziger Jahren die Hermeneutik auf eine Interpretationsmethode reduziert worden. Der Aufbau eines methodischen Regelwissens lässt sich auf drei wesentliche Merkmale des Interpretationsprozesses zurückführen, die alle mithelfen sollen, vermeidbare Subjektivität im Sinne einer Beliebigkeit oder eines Vorurteils zu eliminieren:

1. Das Vorverständnis oder das Vorwissen, gibt den methodischen Anhaltspunkt für das subjektive Interesse und den Erkenntnisstand des Interpreten. Die schriftliche Fixierung des Vorwissens ermöglicht in der Interpretation, Thesen mit Vorurteilscharakter zu erkennen und zu eliminieren.
2. Der hermeneutische Zirkel bezeichnet in bezug auf die Interpretation die fortwährende Adaption von Thesen an das im Text aufgefundene Verständnis. Vorverständnis und Textverständnis führen zu einem revidierten Vorverständnis, mit dem ein Text unter einem qualitativ anderen Gesichtspunkt betrachtet wird.

Ferner liefert der hermeneutische Zirkel das interpretatorische Modell für den dialektischen Einbezug des Kontexts. Das Hin- und Hergehen in der Interpretation zwischen Teil und Ganzem, zwischen Allgemeinem und Besonderem wird so zu einem Vorgehensmodell, das logisch nicht mehr als "deduktiv" oder "induktiv" unterschieden werden kann.

3. Die hermeneutische Differenz: In der nicht-analytischen Wissenschaftstheorie wird allgemein anerkannt, dass gerade in bezug auf die Interpretation von menschlichem Verhalten oder Werken Objektivität nie erreicht werden kann. Der "objektive Sinn" einer Interpretation ist eine Idealvorstellung, die bestenfalls angenähert werden kann. Zwischen Objektivation und Verstehen bleibt eine hermeneutische Differenz. Im Interpretationsprozess kommt es letztlich nur darauf an, die hermeneutische Differenz zuzulassen und soweit als möglich zu beschreiben.

Neben einer methodologischen weiter ausgeführten Kanonisierung, so zum Beispiel für die Textinterpretation KLAFKIs (1970), lässt sich, ausgehend von Schleiermacher bis zu Gadamers "Wahrheit und Methode" (1975), eine Bewegung zu einer stärkeren Betonung der Rolle des Interpreten feststellen. Wie DANNER (1979) ausführt, hat der Interpret bei Schleiermacher noch die Aufgabe, den Standpunkt des Autors zu reproduzieren. Bei Dilthey hingegen ist bereits ein Gleichgewicht zwischen Autor und Interpret sichtbar: beide tragen zum Erkenntnisprozess bei. Bei Gadamer schliesslich wird zwischen der Interpretationssituation heute und dem (historischen) Text klar unterschieden: Fragen an den Text können nur aus der Interpretationssituation heute entstehen. Die Interpretation hat die Aufgabe, einen Text der Vergangenheit in der Gegenwart zu vermitteln. Geblieben ist jedoch bei Gadamer das Bewusstsein für die historische Eigenart eines Textes und für die wirkungsgeschichtliche Interpretation. Verschiedene Lesarten eines Textes sind als Tradition möglicher Interpretationen bereits verfügbar. Der Interpret heute hat die Aufgabe, je nach Erkenntnisinteresse verschiedene Interpretationen kritisch zu bewerten.

Als logische Fortsetzung der hermeneutischen Interpretationsverfahren kann eine ideologiekritische Variante der Hermeneutik verstanden werden. LEITHÄUSER , VOLMERG et al. (1977, 1979)

wollen mit ihrem kritisch-hermeneutischen Interpretationsverfahren mit dem Missverständnis aufräumen, dass der Interpret das, was er verstehen will, zugleich auch billigt. Sie vermuten, dass der tiefere Sinn des äusserlichen Alltagsbewusstseins nicht allein nachfühlend erschlossen werden kann, sondern mit Hilfe von psychodynamischen Theorien erschlossen werden muss. In Uebereinstimmung mit einem Grundaxiom der psychoanalytischen Theorie glauben sie, dass das Alltagsbewusstsein auf einer individuellen und kollektiven Ebene durch Uebertragungs-, Verdrängungs- und Verschiebungsprozesse strukturiert ist und unter deren Einwirkungen sich verändert. Aehnlich wie in der Therapie bedarf es in einem Diskurs mit den befragten Subjekten einer emanzipativen Einsicht, die als Kommunikationsergebnis ermöglicht, eine adäquate Interpretation des Alltagsbewusstseins überhaupt erst wahrzunehmen.
Mit der Aufgabe der Linearität des Forschungsprozesses und mit dem Einbezug der Betroffenen ist der entscheidende Schritt in die Richtung des 'interpretativen Paradigma' getan, das als grundlegend für unsere Untersuchung im nächsten Abschnitt dargestellt werden soll.

Innerhalb der Diskussion in den Geisteswissenschaften um den Stellenwert der Hermeneutik ist im Rahmen der systemtheoretischen Aufarbeitung der hermeneutischen Methode (LUHMANN 1986) von Oelkers im gleichen Sinn wie Leithäuser, wenn auch von einem anderen Standort aus, die Reduktion des Verstehens auf ein Interpretationsproblem kritisiert worden. Nach OELKERS (1986) ist Verstehen in der Pädagogik zugleich Inhalt (Verstehen von Erziehungs- und Bildungsprozessen) wie auch Bildungsziel (Verstehen lernen). Damit knüpft Oelkers programmatisch an NOHLs Ausgangspunkt der Theorie bei der Erziehungswirklichkeit an, ohne dessen Spaltung in pädagogisches Erleben und pädagogische Objektivationen zu übernehmen. Wenn Verstehen nicht nur reduktionistisch als Methode, sondern als Bildungsziel in die Theorie eingeführt wird, so wird Hermeneutik ungleich konkreter und praxisrelevanter: Verstehen bleibt nicht bloss eine methodologisch kanonisierte Anweisung zum Verstehen eines anderen, sondern wird zugleich zu einem selbstreflexiven Verstehen im Sinne eines Mehrs an Bildung und Lebensbewältigung.

Verstehen wird damit zu einem Element der Pädagogik, das wie Oelkers betont, ergänzt werden muss durch andere Elemente wie das Können (OELKERS, 1986, 190).

2.3 Das interpretative Paradigma der Sozialforschung

Mit der von Heinrich Roth angekündeten 'realistischen Wendung' bricht die Erziehungswissenschaft mit ihrer Ausrichtung auf die empirischen Sozialwissenschaften 1960 in die Pädagogik ein. Wenige Jahre später entfaltet sich im Rahmen der kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno eine kritische Erziehungswissenschaft (ADORNO, 1975) , die die Methodologie der Geisteswissenschaften aufarbeitet und auf dem Hintergrund einer kritischen Gesellschaftstheorie entfaltet (so HABERMAS, 1968). Emanzipation und Autonomie des Menschen werden sowohl in die Wissenschaftstheorie wie auch in die Bildungstheorie als zentrale Leitvorstellungen einbezogen. Wer über Bildung und Erziehung in kritischer Absicht reflektieren will, muss sich und den Anderen verstehen können. Der herrschaftsfreie Diskurs von Habermas ist sowohl eine wissenschaftliche Methode als auch ein Modell für eine emanzipatorische Bildungsarbeit.
Die realistische Wendung und die kritische Wende in der Pädagogik bezeichnen Entwicklungspunkte in der Ausdifferenzierung des Fachs. Pädagogik wird in einer neuen Teildisziplin mit anderen, nunmehr analytischen Methoden betrieben, ohne dass die 'alte Disziplin' widerlegt, angefochten oder aufgegeben wird. So anerkennt BREZINKA (1978) ausdrücklich die Notwendigkeit einer "Philosophie der Erziehung" und einer "praktischen Pädagogik" und stellt diese neben die empirisch ausgerichtete Erziehungswissenschaft.

Ein Paradigmenwechsel im Sinne KUHNS (1979) zeichnet sich durch den revolutionären Bruch mit dem Bisherigen aus. Eine Auseinandersetzung mit der geltenden Tradition findet nur noch mittelbar statt. Der Positivismusstreit in der Soziologie hatte zwar auch seine methodologischen Wirkungen auf die Pädagogik, brachte jedoch nicht ein neuartiges theoretisches und methodologisches Denken mit sich. Anthropologische Leitvorstellungen in der

geisteswissenschaftlichen Pädagogik wie Autonomie und Selbständigkeit wurden in der kritischen Erziehungswissenschaft durch andere Leitvorstellungen wie Mündigkeit und Emanzipation ersetzt. Die Wiederaufnahme der Pädagogik der Aufklärung kann ebenso als Fortsetzung der geisteswissenschaftlichen Pädagogik begriffen werden. Die Auseinandersetzungen fanden eher zwischen der kritischen und der empirischen Erziehungswissenschaft statt. Ein paradigmatischer Wechsel in der Tradition der nicht-analytischen Wissenschaftstheorie setzt erst später mit der Uebernahme der Methoden der kulturanthropologischen Schule in den USA ein. Aufbauend auf der Phänomenologie von A. Schütz hat dort eine hermeneutische Tradition überlebt und ist in den sechziger Jahren dort nicht nur theoretisch und programmatisch geblieben, sondern ist auch unter dem Einfluss des Pragmatismus sehr konkret und empirisch geworden. Margareth Mead dokumentierte mit ihrem Buch "Coming of age in Samoa" (vgl. MEAD, 1980) eine Art qualitativer Feldforschung, die nun zur Kenntnis genommen wurde, weil die Inhalte, die Erziehungspraktiken auf Samoa, die geisteswissenschaftliche Pädagogik in ihren Kernaussagen betraf. Qualitative Feldforschung wurde in den USA nun in der Form von Methodenkursen auf breiter Basis an Studenten weitervermittelt, aus diesen Kursen entstand das Buch von GLASER & STRAUSS (1967). Erst heute wird die neue sozialwissenschaftlich ausgerichtete Hermeneutik mit der geisteswissenschaftlichen Tradition verglichen und evaluiert (GRUSCHKA 1985).

An dieser Stelle interessiert uns weniger der theoretische Bezugsrahmen Meads und des Symbolischen Interaktionismus' (BLUMER 1973) als dessen methodologische Seite. WILSON (1973) fasste idealtypisch mit dem Begriff des 'interpretativen Paradigmas' das Vorgehen in bezug auf Untersuchungsanlage, Datenerhebung und Interpretation zusammen und stellte diese Form der empirischen Sozialforschung, dem 'normativen Paradigma' gegenüber. Die Praktikabilität dieser Forschungsverfahren, die Ausrichtung nicht auf die Erfassung von Alltagsphänomenen, teilweise die Provokation und Hinterfragung alltäglichen Verhaltens bildeten den äusseren Rahmen für einen paradigmatischen Wechsel in der empirischen Sozialforschung. Während die quantifizierende Sozialforschung theoretisch stagnierte und mit einem hohen Aufwand von Methodologie wenig relevantes Erziehungsverhalten

beschrieb, zeigte zum Beispiel GARFINKEL (1973) mit seinen 'Krisenexperimenten' zu sozialer Nähe und Distanz, wie mit einfachen Mitteln alltägliches Bewusstsein und Denken provoziert werden kann.
Nach MAYRING (1983) sind für das interpretative Paradigma der Sozialforschung die folgenden vier Orientierungen kennzeichnend:

a) Orientierung am Prozess der sozialen Interaktion. Bedeutungen, Begriffe und Kategorien stehen nicht einfach fest, sondern werden interaktiv ausgehandelt und bei jeder Interaktion neu reinterpretiert (vgl. KADE 1983,65ff).
b) Orientierung an der Perspektive des Subjekts statt an einer von aussen herangetragenen Interpretation. Der Forscher ist mit dem Untersuchungsfeld und dem -gegenstand 'verwoben'. Fremdverstehen heisst dann, den Standpunkt des anderen, der seine Welt anders interpretiert, ernstzunehmen. Um die Lebenswelt eines anderen zu verstehen, muss ich die Welt aus der Sichtweise des Handelnden interpretieren (KADE, 1983,67).
c) Orientierung am jeweiligen sozialen Hintergrund. Was wir als Beobachtung teilnehmend zu Gesicht bekommen, ist Ausdruck eines Musters, eines Hintergrundes. Der handelnde Mensch stellt diesen sozialen Hintergrund in seinem Handeln dar: Die Rolle ist zugleich Interpretation einer Erwartung als auch Ausdruck dieser Interpretation.
d) Orientierung an der jeweiligen Situation. Die Bedeutung von Handlungen wird erst durch die Definition der Situation erschlossen.

Fassen wir zusammen: Das interpretative Paradigma, hier als Sammelbezeichnung für alle empirisch verfahrenden Methoden der verstehenden Soziologie (Ethnomethodologie, symbolischer Interaktionismus, Feld- oder Handlungsforschung), zeichnet sich aus durch eine Trivialisierung ehemals hermeneutischer Grundpostulate: Verstehen ist nicht mehr als kunstfertige Interpretation zu leisten. Lebenswelt und damit auch Erziehungs- und Bildungsgeschehen können in ihrer Bedeutung interpretativ erschlossen werden, und zwar ausgehend vom alltäglichen Geschehen, das wechselseitig sowohl interpretiert als auch dargestellt wird (vgl. GOFFMAN 1983). Das Forschungsobjekt - das

Berufsleben und die Lebenswelt eines Facharbeiters - wird zum mitreflektierenden Forschungssubjekt, das in die Interpretation miteinbezogen wird. Hermeneutik andererseits wird zu einer Methode des Fremdverstehens, die sich weniger durch kunstfertige und geniale Interpretationen als durch einen Kanon von methodologischem Regelwissen auszeichnet.
Im folgenden Abschnitt wird es nun darum gehen, drei Modelle interpretativer Sozialforschung darzustellen, die die Grundlage für unsere Untersuchungsanlage bilden und die drei mögliche Konkretisierungen auf jeweils ganz anderem Niveau darstellen. Gleichzeitig verbinden wir in den folgenden Abschnitten das Erkenntnisinteresse an der biographischen Struktur von referierten Lebensgeschichten mit möglichen Interpretationsansätzen von Lebenwelt: Alle drei Modelle versuchen, erzählte Lebensgeschichten sowohl darzustellen als auch zu verstehen.

2.3.1. Das biographische Portrait

Das biographische Portrait als Begriff im engeren Sinne geht auf die Arbeit von Werner Fuchs in der Shell-Studie JUGEND '81 (1982) zurück. Im zweiten Band legen Zinnecker und Fuchs in Ergänzung zur repräsentativen Umfrage eine Anzahl biographische Portraits von Jugendlichen vor. Sie gehen dabei von einem lebensweltlichen Ansatz aus, der versuchen soll, die Subkultur Jugend möglichst authentisch darzustellen, d.h. die spezifischen Normen und Werte nach Möglichkeit nicht sprachlich zu transformieren, sondern in ihrer typischen Ausdrucksart wiederzugeben. Neben der an diese Studie anschliessenden Kontroverse um die Berechtigung der Ausdifferenzierung der Postadoleszenz als einer spezifischen Lebensphase, die zwischen der traditionellen Jugend- und der Erwachsenenphase liegt, fällt in methodischer Hinsicht die Nicht-Interpretation der erhobenen Interviewtexte auf. Die biographischen Portraits sollen jugendliche oder postadoleszente Lebenswelt und Lebenslage dokumentieren, die ästhetische Gestaltung des Textdokuments ist den Verfassern Interpretation genug. Die Portraits sind in der Ich-Form abgefasst, erwecken also den Eindruck einer authentischen Erzählung, die durch spärliches Nachfragen und Weiterführen durch den Interviewer unter-

brochen wird. Gleichwohl benutzen die Verfasser der Portraits eine Interviewmethode, die allerdings sehr viel stärker auf die Erhebungssituation als auf die Auswertungssituation konzentriert ist. Erhebung und Auswertung werden inhaltlich parallel geführt: Das Gespräch orientiert sich an einer Liste von vorgegebenen biographischen Fixpunkten, die im wesentlichen lebenszyklische Uebergänge von einer Lebensphase zu einer späteren darstellen. Beispiele für biographische Fixpunkte sind: Schulanfang, Schulaustritt, sowie andere zentrale Lebensereignisse, die sich durch einen Status- und Prestigegewinn auszeichnen, wie erste Freundin, erstes Töffli usw. Die Liste der biographischen Fixpunkte wird dem Erzähler vor der Befragung mitgeteilt, damit dieser seine Erzählung mit Hilfe des Leitfadens strukturieren kann. Verstehen beginnt, dem Ansatz des interpretativen Paradigmas gemäss, bereits bei der sozialen Interaktion. Der Interviewer ist Teil des Forschungsfeldes: was durch die Befragung im wesentlichen verstanden werden soll, muss bereits auch in der Erhebungssituation hörbar werden. Das Interview ist nicht bloss eine Erhebung einer Erzählung, in der Einstellungen und Meinungen zum Ausdruck kommen, sondern zugleich auch Diskurs über die zum Ausdruck kommenden Meinungen und Einstellungen des Befragten. Im Diskurs wird die spezifische Bedeutung erst ersichtlich. Die vorgegebenen biographischen Fixpunkte andererseits sollen ein bestimmtes Mass an Vollständigkeit und Vergleichbarkeit von völlig verschieden erlebten Lebenssituationen abgeben.

KOHLI (1978) hat den Zusammenhang von Interviewerhebung und -auswertung für die "offenen" Interviews betont. Er plädiert für offene Interviews, wenn Bedeutungen, komplexe Einstellungsmuster oder der Bezugsrahmen des Befragten interpretiert werden sollen. Offene Interviews sind in bezug auf das Verstehen flexibler, weil über eine Bedeutung diskutiert werden kann, weil ferner über die Metakommunikation laufend irrelevante Themen, widersprüchliche Argumente und Verweigerungen in das Gespräch einbezogen werden können und weil im offenen Interview die Möglichkeit für den Interviewer besteht, seine Sprache der Alltagssprache des Befragten anzupassen. Verstehen bezieht sich also bei Kohli nicht allein auf die relevanten Fragen, sondern ebenso auf den Erhebungskontext, der diskursiv in das Interview einbezogen wird.

Noch deutlicher in die Richtung der Erhebungssituation wird das Interpretationsproblem bei Fritz SCHÜTZE (1977) verschoben. Sein narratives Interview besteht formal in einer Erzählung (vgl. Abs. 2.4), in der der Interviewer erstmals bloss zuhört. Das Interview ist also stark der Alltagssituation nachgebildet, in der jemand eine Geschichte erzählt. Erst in einer an die Haupterzählung anschliessenden zweiten Gesprächsrunde kann der Interviewer einzelne Situationen wiederaufnehmen und den Informanten auffordern, seine Geschichte an einer bestimmten Stelle zu vertiefen.

Wie SCHÜTZE (1977, 1981 und 1982) darstellt, ist das freie alltagssprachliche Erzählen für den Informanten gar nicht so einfach: Er muss erstens den Sinn verstehen, warum und zu welchem Zweck er die Geschichte erzählen soll. In einer narrativen Ausgangsfrage wird er dann zu einer Haupterzählung aufgefordert. Zweitens steht ihm für die Erzählung ein begrenzter zeitlicher Rahmen zur Verfügung: Er weiss, dass er seine Geschichte innerhalb bestimmter zeitlicher Grenzen entfalten und zum Abschluss bringen muss. Dieser von SCHÜTZE als "Erzählzwang" umschriebene situative Druck, den der Informant aushalten und auf seine Weise auch lösen muss, ist für diesen oft schwierig, manchmal auch unangenehm.

SCHÜTZE hat drei formale Aspekte des narrativen Interviews beschrieben, die den situativen Erwartungsdruck aus der Sicht des Informanten beschreiben können:

a) Der Erzähler unterliegt einem Detaillierungszwang in der Erzählung. In der Regel kann er beim Interviewer, besonders wenn der aus einer anderen Lebenswelt stammt, keine Informationen voraussetzen. Er muss also seine Erzählung in einem bestimmten Grad detallieren, damit die Geschichte noch verständlich wird.

b) Ferner stellt Schütze einen gegenteilig wirkenden Kondensierungszwang im Interview fest. Der Erzähler kann nicht beliebig lang bei einer Situation verbleiben, sondern muss die Geschichte vorantreiben, damit sie zu einem Abschluss kommt.

c) Schliesslich unterliegt die Erzählung selber einer zeitlichen Struktur von Aufbau und Einführung - Thema und Exposition - Abschluss und Bilanzierung. Die Erzählung bekommt durch den Informanten einen bestimmten formalen Aufbau wie eine Geschichte. Auch dieser Gestaltschliessungszwang wirkt in der Situation des

narrativen Interviews.
Im Zusammenhang mit der Erzählung von Lebensgeschichten ist uns aufgefallen, dass sich die Kondensierung und Gestaltschliessung aus der zeitlichen Struktur des Lebenslaufs fast automatisch ergeben, sie entsprechen dem sozialen Stereotyp, dass man seinen Lebenslauf innert einer bestimmten Zeit erzählt hat. Jedoch fehlt in einer Biographie häufig die Detaillierung, weil der Informant in seiner biographischen Erzählung gleich wie in einer stereotypen Schilderung der Stationen des Lebenslaufs im Alltag statt zu einer lebenszeitlich fundierten und in erinnerten Ereignissen verhängten Erzählung zu globalen Wertungen und Selbstattribuierungen greift. "Meine Kindheit war schön" oder "in der Jugend haben wir viel neben der Schule gemacht" sind derartige Etiketten, die auch im Alltag zumeist im Sinne einer Kondensierung der Erzählung hingenommen werden. Statt zu detaillieren, verlässt der Erzähler das raum-zeitliche Erzählschema der Geschichte und leitet mit Attribuierungen von einer Lebensphase zur nächsten über.

Mit dem narrativen Interview haben wir ein Erhebungsinstrument zur Verfügung, das primär nicht mehr auf Information und Daten sondern auf Verstehen ausgerichtet ist. Verstehen bezieht sich einerseits auf die Kommunikationsinhalte, dann aber auch auf den Gesprächskontext und die formale Struktur des Gesprächsablaufs. Im extremen Fall einer vollständigen und ausgewogenen Haupterzählung fragt der Interviewer nichts, sondern ist rein mit dem Verstehen beschäftigt. Dass diese Aktivität fast anstrengender ist als das Fragen, weiss jeder, der selber praktische Erfahrungen mit narrativen Interviews gemacht hat. In der Regel ist nicht der Erzähler, sondern der Zuhörer am Ende erschöpft. Aehnlich wie in der gesprächstherapeutischen Einzeltherapie richtet sich die Hauptaufmerksamkeit auf das Verstehen des individuellen Referenzrahmens des Informanten. Es scheint auch kein Zufall zu sein, dass viele Interviewer, die das narrative Interview als Forschungsinstrument benutzen, gesprächstherapeutisch geschult sind, obwohl formell in der zugrunde gelegten Theorie kaum Bezüge vorhanden sind.

Zusammengefasst können wir unter einem biographischen Portrait Interpretationsansätze verstehen, die sich hauptsächlich auf die Erhebungssituation konzentrieren. Interpretation besteht meistens in der Verschriftlichung des mündlichen Interviews und der Gesprächsnotizen zum Interviewkontext. Zwischen Erhebung und Auswertung besteht demnach praktisch keine Differenz. Interpretation bezieht sich im wesentlichen auf den gleichen Verstehensprozess, der bereits während dem Interview als kommunikativer Diskurs begonnen hat. Das Gespräch selber bringt die Interpretation zum Ausdruck. Mit dem biographischen Portrait wird bewusst keine theoretische Einordnung des Dargestellten vorgenommen. Varianz soll höchstens dadurch zum Ausdruck kommen, dass durch eine Reihe von biographischen Portraits dem Leser die verschiedenen Erlebnisweisen vor Augen geführt werden.
Zinnecker hat gegen den interpretierenden Sozialforscher, der an seinen Interviewtext herangeht, als ob es sich ganz und gar um ein fremdes Produkt handle, zu dem er nichts beigetragen und an dem er nicht beteiligt war, ein Bild gesetzt:

> "Anders als im Kriminalfilm ist hier der Kommissar am Mord beteiligt. Vom Tatort geht er ins Büro, lässt sich dort anrufen und von der Nachricht überraschen, es sei ein Mord geschehen. Wieder am Tatort, versucht er aus den Indizien zu rekonstruieren, was passiert ist. Dabei hat er mitgemordet" (zit. nach FUCHS, 1979, 123).

Das Beispiel scheint schlagend, denn ein Aspekt von Interviewreliabilität ist neben der Analyse der Inhalte ebenso die Analyse der Interviewerrolle. Obwohl sich ein Interviewer um Fremdverstehen bemüht, kann er entscheidend durch sein Interviewerverhalten zu Deutungen und Wertungen beitragen. [1] - Dennoch sind wir der Ansicht, dass die Wahl des Interpretationsansatzes sich eher aus der Art der Fragestellung ergibt. Die Wahl des Interpretationsverfahrens hängt davon ab, ob wir ein biographisches Portrait darstellen oder eine biographische Verlaufsstruktur herausarbeiten möchte, die nicht aus dem Gespräch direkt belegt, sondern nur interpretatorisch erschlossen werden kann. Entsprechend muss der nachträgliche Interpretationsaufwand im Falle einer strukturalen Analyse auch grösser sein.

2.3.2. Biographieforschung als Lebensweltanalyse

Unter Lebensweltanalysen subsummieren wir alle Interpretationsmodelle, die im Gegensatz zu den biographischen Portraits von einer Differenz von Erhebungs- und Interpretationssituation ausgehen. Wir können im wesentlichen drei Gruppen von lebensweltlichen Interpretationsmodellen unterscheiden:

a) Generalisierende Modelle, die auf die Interpretation historischer Veränderungen in der Kindheit, Jugend oder im Familienleben ausgerichtet sind und die unter dem Namen der 'historischen Sozialisationsforschung' bekannt geworden sind. Auf dem Erinnerungsweg wird die vergangene Lebenswelt eines Kollektivs rekonstruiert, indem die Biographien von älteren Personen mit Methoden der "Oral History" erhoben und interpretiert werden (vgl. HERRMANN 1980, HERRMANN 1984, HERRMANN, GESTRICH & MUTSCHLER 1983).

b) Generalisierende Modelle, die auf die Analyse einer Lebenswelt einer sozialen Gruppe ausgerichtet sind. Die Interpretation dient nicht primär der historischen Rekonstruktion, sondern ist auf die Beschreibung und Analyse von kollektiven Lebenswelten von aktuellen Subkulturen wie Jugendliche, Ausländer, alleinerziehende Mütter, doppelbelastete Frauen usw. gerichtet (FERCHOFF 1985, SANDER & VOLLBRECHT 1985).

c) Individualisierende Modelle, die auf die Analyse einzelner Lebensgeschichten ausgerichtet sind. Gegenstand der Analyse ist die individuelle Besonderheit eines Einzelfalls. Zum Beispiel haben HEINZE & KLUSEMANN (1979) die Bildungsbiographie einer Fernstudentin analysiert mit dem Ziel, die Motivation für die Aufnahme des Studiums und für die Wahl eines Fernstudiums zu ergründen. Im Vordergrund steht hier nicht die Rekonstruktion einer kollektiven Lebenswelt, sondern der Versuch, mit Hilfe einer Kasuistik von Einzelfällen mögliche individualspezifische Handlungs- oder Erlebensmuster aufzuzeigen.

Weil in der historischen Sozialisationsforschung die Sozialisationswirkungen früherer kollektiver Lebenswelten rekonstruiert werden sollen, besteht das Hauptproblem des generalisierenden Modells einer historischen Analyse in der Reduktion der aus den

Einzelbiographien resultierenden Informationsfülle. Das individuelle Erleben in einer Biographie wird mehr im Hinblick auf ein kollektives Verlaufsmuster interpretiert. Zentral sind Themen, die über das Aufwachsen in einer bestimmten Lebenswelt Auskunft geben, wie die Art der Kindheit, Schule, Freizeit und Spiele. Die Reduktion der Informationsfülle wird durch eine Zusammenfassung auf eine kollektive Lebenswelt erreicht, die allenfalls durch weitere Subgruppen wie Schichtzugehörigkeit, Geschlecht oder Anstellungsverhältnis strukturiert wird. So stellt HERRMANN die unterschiedlichen Sozialisationswirkungen in einem ländlichen Dorf zu Beginn des 20. Jahrhunderts dar: Wie in der Sozialgeschichte üblich, differenziert er nach Bildungsschichten, allenfalls nach Konfession oder nach einzelnen spezifischen Quartieren. Eine Biographie in der Form einer erzählten Lebensgeschichte mit ihrer individualspezifischen Ausprägung wird als Teil eines kollektiven Lebenszusammenhangs gedeutet, der als soziales Netz und kulturelle Wertorientierung in der Interpretation abgebildet werden soll.

Dem stehen Interpretationsmodelle gegenüber, die konkret die Lebenswelt von Einzelpersonen in einer bestimmten Subkultur betrachten wollen. Mit einem zum Teil beträchtlichen Aufwand an Interpretation wird versucht, aus dem Interviewtext als dem lebensgeschichtlich referierten Alltag den individuellen Bezugsrahmen lebensweltanalytisch herauszuarbeiten. SANDER / VOLLBRECHT (1985) zum Beispiel interpretieren ein biographisches Interview auf die lebensweltliche Zeitstruktur und den sozialökologischen Raum hin. Interpretation wird so zu einem mehrperspektivischen Auswertungsverfahren, die Analyse der Zeitstruktur wird mit der Analyse des sozialökologischen Raumes verglichen. Im Interviewtext wird zum Beispiel unterschieden zwischen narrativen Passagen (biographische Erzählung von Geschehnissen), situativen Beschreibungen (Beschreibung von Oertlichkeiten zum Beispiel) und reflexiven oder autoreflexiven Passagen, in denen Einstellungen zu Themeninhalten oder aber zu eigenen Erlebnissen sichtbar werden. Eine Auswertungsdimension wie die Zeitstruktur kann so auf verschiedenen Ebenen (Handlungs-, Beschreibungs- oder Einstellungsebene) analysiert und entgegengestellt werden. Der Grad an Korrespondenz der verschiedenen Ebenen wird in einer Art

Schlussinterpretation gesamthaft herausgearbeitet.

Die individualisierenden Modelle bedeuten noch einen Schritt weiter Richtung Aufwand und angewandte Methodologie. Darunter verstehen wir Textinterpretationsverfahren, die individualisierend auf eine einzelne Biographie eingehen in der Absicht, aus der Einzelinterpretation induktiv-hermeneutisch zu allgemeineren Schemata zu kommen, die aus der Sicht der Befragten kritisch für einen Sozialisationsprozess sein können. Auf dieser Grundlage haben zum Beispiel HEINZE & KLUSEMANN (1980) ein Verfahren entwickelt, das die Autoren selber als "paraphrasierend" bezeichnen.

Die Autoren gehen davon aus, dass ein 'Verstehen auf Anhieb' sich nicht automatisch einstellt, sondern durch einen Interpretationsvorgang im Sinne eines kommunikativen Aushandelns gewährleistet werden soll. In Uebereinstimmung mit MOLLENHAUER und RITTELMEYER (1977) verstehen sie unter einer Interpretation:

a) den Einbezug des Vorwissens, das sich auf eine gemeinsame Verstehbarkeit zwischen Interpret und Text, Fragenden und Befragten bezieht. Zum Vorwissen zählen die Autoren auch die Einordnung und Klassifikation der erzählten Ereignisse und das Aufstellen von Thesen, die am Text geprüft werden können.

b) Die Interpretation besteht in einer dialektischen Entfaltung des Vorwissens an Hand des Textes. Die Perspektive des Interpreten wird virtuell zu Gunsten der Perspektive des Textes zurückgestellt. Interpretieren bedeutet demnach in Analogie zum hermeneutischen Zirkel die Konfrontation des Vorverständnisses eines' Interviewtextes, das aus der Perspektive des Interpreten resultiert, mit dem Textverständnis, das sich aus dem Text ergibt. Das Ganze ist auch da mehr als die einzelnen Teile. Das Resultat des Interpretierens enthält ein erweitertes Textverständnis, das wiederum als Teil in die weitere Interpretation eines nächsten Textkorpus' einbezogen werden kann. Daraus resultiert am Schluss ein vorläufiges Textverständnis, das sich auf die ganze Biographie bezieht, das die Biographie auf der Basis des Interviewtextes rekonstruiert.

c) Das Interpretationsergebnis hat nach wissenschaftslogischen Gesichtspunkten den Charakter einer Hypothese. Eine einmal gefundene Deutung hat keinen endgültigen, sondern nur vorläufigen

Charakter (vgl. HEINZE & KLUSEMANN, 1980, 103f).

Die Rekonstruktion lebensweltlicher Sinnkonstitution im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Paraphrasierung verläuft nach HEINZE & KLUSEMANN in einer Bildungsbiographie in zwei Schritten. Erstens wird der biographische und situationsspezifische Bedeutungssinn des Interviews rekonstruiert. In einem zweiten Schritt werden die auf einer Metaebene hinter der aktuellen Situationsdefinition liegenden und das Interview steuernden Sinnstrukturen im Sinne situationsübergreifender Handlungs- und Deutungsmuster interpretierend erarbeitet (HEINZE / KLUSEMANN, 1980, 105). Die Verallgemeinerung des Einzelfalls auf situationsübergreifende Deutungsmuster wird durch eine hermeneutische Verknüpfung der referierten Einzelsituationen mit der Gesamtheit aller lebensgeschichtlich erzählten aufeinanderfolgenden Lebenssituationen erreicht.

Methodologisch unterscheiden HEINZE & KLUSEMANN vier verschiedene Aspekte der Sinnkonstitution in biographischen Interviews:

1. Erstens wird Sinn konstituiert dadurch, dass der Erzähler in der Erinnerung seine Biographie nie objektiv rekonstruiert, sondern diese von seiner heutigen Erfahrung und Sichtweise her interpretiert;
2. wird Sinn konstituiert durch den Interaktionszusammenhang der Interviewsituation. "Kommunikative Akte sind durch die Dynamik wechselseitiger Interpretation zwischen Interviewer und Interviewtem mitbestimmt" (106). Der Interpret trifft also vor seiner Interpretation bereits auf einen doppelt interpretierten Sinnzusammenhang, der
3. vom Interpreten auf der Folie der eigenen subjektiven Sichtweise und durch das Sich-Hineinversetzen in die Sichtweise des Interviewten analysiert wird unter zu Hilfenahme von
4. Aufmerksamkeitsrichtungen oder Hypothesen des Interviewers, die sich im Interview der subjektiven Situationsdefinition des Interviewten entziehen, wie zum Beispiel die objektive gesellschaftliche Lage, die eine biographische Wahlentscheidung mitbeeinflussen kann, die aber im Text und der Interviewsituation so nicht verbalisiert wird.

Zusammengefasst bezieht sich das paraphrasierende Modell der Lebensweltanalyse auf die Rekonstruktion letztendlich situationsübergreifender Deutungs- und Handlungsmuster, die möglichst unter Beibehaltung der Perspektive des Befragten, deshalb paraphrasierend, aus dem Text herauskristallisiert wird. Unabhängig vom Text bestehen beim Interpreten wissenschaftliche Annahmen, wie Veränderungen von individuellen Deutungsmustern als Formen von Identitätsänderung vorsichgehen. Der zu rekonstruierende Fall einer Fernstudentin wird zum Beispiel bei Heinze & Klusemann vier wissenschaftlichen sich konkurrenzierenden Hypothesen unterworfen: dass a) im Fall sich Identitätsbildung fortsetzt, b) die Identität erschüttert wird, c) dass die Identität der Interviewten in eine Krise geraten ist oder d) die Identität sich gegenüber einem früheren Zustand transformiert hat. Als vorläufige Schlussinterpretation wird der Versuch unternommen, über die Annahme eines Identitätsbruchs und einer Entwicklung, die durch Diskontinuität gezeichnet ist, die Handlungs- und Denkweise der Befragten zu rekonstruieren, d.h. zu verstehen.

Wesentlich an allen Ansätzen von (biographischer) Lebensweltanalyse scheint uns, der Ausweis einer interpretatorischen Differenz zwischen Interview- und Interpretationssituation. Diese analytische Trennung ist laut BAACKE gerade darum notwendig, weil sich die Perspektive des anderen nicht automatisch einstellt, sondern methodisch erst bewirkt werden muss: "Wenn wir eine Geschichte verstehen wollen," so Baacke, "sind wir häufig schon 'Dritte'" (1979, 8).

2.3.3. Der Ansatz der objektiven Hermeneutik

Wenn wir den methodologischen Aufwand bezüglich Interpretation und Einbezug textunabhängiger Theorie noch einmal erhöhen und zugleich das Augenmerk sowohl auf die Erhebungssituation als auch auf den Interpretationsvorgang richten, so stossen wir zu der objektiven Hermeneutik vor, wie sie u.a. die Forschungsgruppe um Ulrich Oevermann herum begründet hat (OEVERMANN, ALLERT & KONAU 1980, vgl. ferner auch SÖFFNER, 1980).

Obwohl die objektive Hermeneutik nicht allein auf die Forschergruppe um Oevermann beschränkt bleibt, möchten wir exemplarisch seine Position darstellen, weil sie für unseren Interpretationsansatz wegleitend geworden ist. Neben Oevermann gehört zum engeren Kreis der objektiven Hermeneutik sicher das Interpretationsmodell von SÖFFNER (1979, 1980) und vom sozialisationstheoretischen Anspruch her die 'tiefenhermeneutische' Richtung von Alfred LORENZER (1979). Zum weiteren Umfeld kann man auch die sozialpsychologisch- gruppendynamische Ausrichtung um Leithäuser (LEITHÄUSER / VOLMERG 1977) zählen, die für die Rekonstruktion eines allgemeinen Sinnzusammenhangs psychodynamische Voraussetzungen in der Interpretation machen. Leithäuser und Mitarbeiter haben mit Gruppendiskussionen gearbeitet, um die Mechanismen der Entstehung eines Alltagsbewusstseins in realen Gruppen zu analysieren. Die kollektiven Bewältigungsmuster in einer sozialen Gruppe werden zum Beispiel mit Hilfe von psychoanalytischen Verfahren der Erklärung von unbewussten Deutungsmustern interpretiert, um eine gesellschaftliche, bei LORENZER auch zivilisationskritische allgemeine Entwicklungstendenz des Alltagsbewusstseins in einer sozialen Gruppe nachzuzeichnen.

Objektive Hermeneutik kann als der Versuch beschrieben werden, nicht nur die Perspektive des Interpreten und die Perspektive des Interviewten im Interpretationsprozess zu vermitteln und darüber hinaus die objektiven Verhältnisse als theoretische Vorgaben mitzureflektieren, sondern über den subjektiven Rahmen individueller Deutungs- und Handlungsmuster zu den objektiven Determinanten des Sozialisationsprozesses schlechthin vorzudringen. Vereinfachend dargestellt will die objektive Hermeneutik nicht rekonstruieren, was Interpret und Befragter glauben - es sei wahrscheinlich die Bedingung für die Entwicklung einer Persönlichkeit gewesen - sondern was die objektiven Einflussfaktoren empirisch sind, die die Veränderung von Subjektivität bewerkstelligen. Objektive Hermeneutik bezieht sich nicht auf Lebenswelt als eine subjektiv durchstrukturierte Wahrnehmung und ein Erleben der eigenen Existenzweise, sondern will unabhängig von dem subjektiven Alltagsdenken der Befragten eine Sozialisationstheorie begründen. Objektive Hermeneutik will auch nicht allein die Perspektive der Befragten rekonstruieren im Sinne des Modells

der Paraphrasierung. Paraphrase ist nur der Ausgangspunkt in der Interpretation, um die Motive für menschliches Handeln zu verstehen. Die Interpretation soll sich nicht allein um Objektrepräsentanz bemühen. Die Sichtweise der Befragten ist nur Mittel zum Zweck, um unter den prinzipiell möglichen Lesarten eines Interviewtextes diejenige zu finden, die die Handlungen der Befragten erklären kann. Neben einem im Text durch den Befragten angedeuteten Motiv ist eine ganze Liste von anderen Motiven denkbar, die eine Entscheidung in einer spezifischen Situation erklärbar machen können. Erst der Durchgang durch die ganze Liste aller möglichen Motive ergibt ein Bild a) von der Qualität des im Text angedeuteten Motivs und b) der Eigenart des individuierten Falles. Erst wenn wir alle denkbaren Handlungsmöglichkeiten ausgebreitet haben, können wir die Qualität des im Text angedeuteten Motivs bewerten. Die Schwierigkeiten in der Handhabung eines derartig extensiven Interpretationsverfahrens liegen auf der Hand: Die Interpretationen einer zentralen Textstelle kann ein Vielfaches des ursprünglichen Textumfanges annehmen.

OEVERMANN, ALLERT, KONAU & KRAMBECK (1979) haben für den Bereich der Interpretation von Handlungen, die auf familiäre Interaktionen zurückgehen und die Anlass sein sollen für die Rekonstruktion familiärer Sozialisationsprozesse, ein Interpretationsmodell als methodologisches Regelschema entwickelt in der Form von acht Interpretationsebenen, die sukzessive abgearbeitet werden sollen und die ein Verfahren darstellen, wie der Interpret vom Interviewtext und dem Interviewkontext ausgehend zu einer theoretischen Aussage kommt:

"Ebene 0 : Explikation des einem Interakt unmittelbar voraus gehenden Kontextes aus der Sicht dessen, der reagiert.
Ebene 1 : Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäss dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung.
Ebene 2 : Explikation der Intention des interagierenden Subjekts.
Ebene 3 : Explikation der objektiven Motive und objektiven Konsequenzen des Interakts.
Ebene 4 : Explikation der Funktion eines Interaktes in der Verteilung der Interaktionsrollen.
Ebene 5 : Charakterisierung des sprachlichen Materials des

Interaktes.

Ebene 6 : Extrapolation der Interpretationen auf durchgängige Kommunikationsfiguren, Beziehungsprobleme, situationsübergreifende Persönlichkeitsmerkmale und resumierende Interpretation; Rekonstruktion der objektiv latenten Sinnstruktur der Szene.

Ebene 7: Explikation allgemeiner, theoretischer Zusammenhänge, die sich auf die Szene beziehen lassen. Die Szene kann für die Geltung oder Modifizierung allgemeiner Hypothesen als Beispiel dienen" (zit. nach MAYRING 1983, ausführlich vgl. OEVERMANN et al. 1979).

GRUSCHKA (1985) hat die geisteswissenschaftliche Tradition hermeneutischen Arbeitens bei Eduard Spranger in dessen Schrift 'Psychologie des Jugendalters' dem Ansatz Oevermanns gegenübergestellt. Gegenüber Spranger sieht er den Fortschritt gerade "in der Verbindlichkeit eines methodisch und objekttheoretisch geregelten Sinnverstehens" (92). Das methodische Vorgehen Oevermanns macht den Interpretationsprozess weniger elitär: Verstehen beinhaltet als Kunstlehre weniger eine geniale Intuition des Interpreten, sondern bezeichnet eine Technik, wie man sich gegen eigene Vorurteile absichern und dennoch zu einer allgemeinen Aussage vordringen kann.

Obwohl OEVERMANN et al. (1980) ihre Methode auch auf eine Bildungsbiographie exemplarisch angewendet haben, scheint uns die extensive Interpretation aller möglichen Lesarten eines Textes und die Durchführung der acht Interpretationsschritte wegen des Interpretationsaufwandes kaum praktikabel zu sein. Das inzwischen berühmte Beispiel einer familiären Interaktion, das die Gruppe um Oevermann als Interpretationsmuster publiziert hat, weist ganze 35 Wörter aus und besteht aus vier Sprechakten (zum Beispiel "hm? hm?" oder "Da stimmt irgend etwas nicht mit der Skala") und einem Kommentar. Das Beispiel entstand im Zusammenhang mit einer Beobachtung eines Gesprächs in einer Familie, das sich um das Einstellen eines Fernsehapparates dreht. Die Interpretation umfasst mehrere Textseiten, weil jede Interaktion mind. 8 mal interpretiert werden muss. Diese als "Feinanalyse" bekannt gewordene extensive Interpretationsart hat u.E. allenfalls exemplarischen Charakter und kann durchaus auf entscheidende

Momente eines Sozialisationsprozesses verweisen. Die Interpretationsmethode wird jedoch dann ad absurdum geführt, wenn wie bei unseren Interviews, bis zu 200 Sprechakte keine Seltenheit darstellen, wobei ein Sprechakt durchaus mehrere Seiten umfassen kann. Rekonstruktion heisst denn für uns in erster Linie Reduktion der Text- und Informationsfülle auf das Wesentliche, auf die Stellen, die in erster Linie interpretationsbedürftig sind. Und dafür liefert die Feinanalyse keinen methodologischen Anhaltspunkt.

Wir haben uns deshalb stärker am Vorgehen orientiert, das OEVERMANN et al. (1980) auf einen biographischen Text angewendet haben. Wir haben uns die Frage gestellt, wie dort das Problem der Reduktion der Textfülle und der Redundanz konkret gelöst wurde. Obwohl das dort gewählte Vorgehen in keinem Widerspruch zur Feinanalyse steht, sind doch gewichtige Unterschiede zu sehen. Idealtypisch haben wir das dort gewählte Vorgehen als "Grobanalyse" bezeichnet (1) und dem Acht-Ebenen-Modell gegenübergestellt.

Die Interpretation einer Bildungsbiographie i.S. der objektiven Hermeneutik beinhaltet:

> "a) Die Deutung der objektiven Bedeutungsstruktur eines Textes ... als die Ebene der Realität von möglichen, d.h. prinzipiell subjektiv repräsentierbaren Bedeutungen oder Lesarten.
> b) Die Ebene der Bedeutungen, die von einem Subjekt ... subjektiv intentional realisiert werden bzw. auf Seiten dieses Subjekts kommunizierbar mental repräsentiert sind.
> c) Die Ebene der Struktur eines Falles, ... wie er durch die Rekonstruktion fallspezifischer Sequenzen auf der Ebene a) und die Identifikation des Verhältnisses von b) zu a) erschliessbar ist.

---

1) Der Ausdruck stammt nicht von den Autoren.

d) Die Ebene der Genese dieser Struktur, die den Fall als individuierten in synchronischer Betrachtung bestimmt. Auf dieser Ebene wird die Geschichte des Falles rekonstruiert." (OEVERMANN et al. 1980, 19f).

Im einzelnen wird hier stärker als bei der textkritischen Feinanalyse der alte hermeneutische Dreischritt von Vorwissen ("objektive Bedeutungsstruktur") - Textverständnis ("subjektive Bedeutungsstruktur") - erweitertem Textverständnis (Situierung der subjektiven Bedeutungen auf dem Hintergrund der Vielfalt der möglichen objektiven Struktur) angewendet. Als Soziologe betont Oevermann immer wieder, dass er die objektive Bedeutung des tatsächlichen Handelns einer Person rekonstruieren will und zwar nicht individuell und lebensgeschichtlich bedingt, sondern allgemein als Explikation der Regeln, durch die das soziale Handeln gesteuert wird. Feinanalyse und die oben dargestellte 'Grobanalyse' korrespondieren in bezug auf die Interpretationsschritte: Die objektive Bedeutungsstruktur - in der Feinanalyse die Ebene 3 - wird den subjektiven Intentionen des Subjekts (Ebene 2) entgegengestellt. Daraus ergibt sich erst die individuierte objektive Sinnstruktur (Ebene 6) des Falls.

Die Explikation der objektiven Bedeutungsstruktur stellt bei OEVERMANN et al. (1980) einen spekulativen gedankenexperimentellen Schritt dar, der unabhängig von der Person und den subjektiven Aussagen nur auf Grund der äusseren Merkmale und deren objektiver Verortung im Gesellschaftsystem entstehen. Um das Besondere einer Lebensgeschichte interpretieren zu können, muss man vom soziologischen Allgemeinen ausgehen. Wer wie die Lebensweltanalytiker umgekehrt verfährt, muss sich von Oevermann den Vorwurf gefallen lassen, "notorisch das Pferd am Schwanz aufzuzäumen" (1980, 27).

Um in einer Bildungsbiographie das Motiv verstehen zu können, warum eine Frau ein Fernstudium aufnimmt (so die Aufgabenstellung im erwähnten Beispiel), setzen OEVERMANN et al. (1980) bei den äusseren soziologischen Daten und nicht beim biographischen Interviewtext an. Die äusseren biographischen Daten bestehen in einem rekonstruierten Lebenslauf, der den objektiven Verlauf und

die zeitliche Lage der Statusübergänge fixiert, und in einer Schilderung der jetzigen Situation und des aktuellen Lebensstandards. Aufgrund der äusseren Daten wird eine gedankenexperimentelle Liste von möglichen Motiven generiert - wobei ohne Zweifel theoretisches soziologisches Wissen über mögliche Handlungsmotive mithineinkommt. Aufgrund der Explikation der äusseren Daten und der möglichen Handlungsmotive kann nun der Fall individualspezifisch verortet werden. Die Gegenüberstellung eines äusseren soziologischen Verlaufs mit der erzählten Lebensgeschichte und die Situierung des in der Lebensgeschichte referierten Handlungsmotivs auf dem Hintergrund aller möglichen Handlungsmotive lässt die Hypothese hervortreten, die als das Besondere interpretiert werden muss: Erst nach diesem Interpretationszyklus wird im erwähnten Beispiel klar, dass die Frau ein Fernstudium genau zu dem Zeitpunkt in Angriff nimmt, wenn alle anderen Frauen gewöhnlich aus Studium und Beruf aussteigen, nämlich nach dem 2. Kind. Die "Grobanalyse" dient also dazu, mit Hilfe einer Gegenüberstellung von allgemein und soziologisch zu erwartendem Lebenslauf und subjektiv realisierter Lebensgeschichte Differenzen und Unplausibilitäten aufzuspüren, die als Hypothesen dann Anhaltspunkte dafür liefern, wo im Text die "Feinanalyse" beginnen soll.

Wie im folgenden Abschnitt ersichtlich wird, haben wir dieses von uns als "Grobanalyse" einer Bildungsbiographie charakterisierte Vorgehen aus interpretationsökonomischen Gründen in die Einzelfallanalyse (vgl. Abs. 2.5) übernommen. Paradoxerweise leistet ein Ansatz, dem man gewöhnlich vorwirft, er verleite zu extensivem Interpretieren, für uns genau das Gegenteil. Er liefert uns Anhaltspunkte für die fallunabhängige (theoretische) Hypothesenbildung. Die Ersparnis an Aufwand betrifft im Interpretationszyklus zusammenfassend drei Aspekte:

a) Wir interpretieren einen Fall zuerst soziologisch und allgemein. Wir interpretieren nicht das Besondere und Individuelle, sondern den soziologischen Typus. Ueber die Rekonstruktion einzelner Lebensgeschichten soll eine allgemeine Typologie von biographischen Verlaufsstrukturen ersichtlich werden.

b) Der soziologische Ausgangspunkt beinhaltet weiter eine Art "Sparsamkeitsregel": Sofern die referierte Lebensgeschichte und der soziologische Typus übereinstimmen, haben wir den Fall inter-

pretiert, d.h. die relevanten Motive für Wahlentscheidungen in der Biographie sind eruiert und individualspezifisch bewertet. Spezifische Theorien wie psychoanalytische Ueberlegungen sind nur da notwendig, wo nach dem ersten Interpretationszyklus ein Motiv übrigbleibt, das soziologisch nicht verstanden werden kann und wo Zusatzannahmen für die Erklärung des spezifischen Einzelfalls getroffen werden müssen.

c) Auch unter Zuhilfenahme von psychodynamischen Theorien, die das Besondere einer Lebensgeschichte oder Bildungsbiographie zu rekonstruieren vermögen, unterstellen wir im Sinne einer soziologischen Klassifizierung der Stichprobe, dass das zu interpretierende Subjekt vorerst für vernünftig und nicht-pathologisch gehalten werden muss, es sei denn, die Fragestellung richte ihr Augenmerk explizit auf pathologisches Verhalten. Das besondere Motiv, das auf der allgemeinen und spekulativen Ebene nicht rekonstruiert werden konnte, liegt trotzdem typischerweise im Bereich des normalen und vernünftigen Handelns und ist Ausdruck einer individuellen Autonomie, die sich zum Teil auch vernünftigerweise gegen den allgemeinen Trend stellt. Das Individuelle an einer Lebensgeschichte wird durch den soziologischen Ansatz gerade besonders hervorgehoben. Das Allgemeine des Einzelfalls liegt dann im interpretierten Besonderen und wird vom individuell bedingten Einzelfall aus rekonstruiert.

Wir haben in der Einzelfallanalyse dennoch auf die Erstellung von rein paraphrasierenden berufsbiographischen Portraits (vgl. Kap. 4) nicht verzichtet. Im Unterschied zur objektiven Hermeneutik Oevermanns haben wir aus interpretationsökonomischen Gründen nicht besonders relevante Sprechakte im Interviewtext analysiert, sondern sind - dies analog zur Grobanalyse - von der äusseren, objektiven Biographie, dem Lebenslauf und den Bildungsstationen ausgegangen und haben diesem äusseren Gerüst die Rekonstruktion der Biographie in der Form eines biographischen Portraits gegenübergestellt, um aus der Entgegenstellung auf die Motive zu stossen, die den berufsbiographischen Verlauf am ehesten erklären können (vgl. Abs. 2.5).

3.4. Zur Untersuchungsanlage

Die vorliegende Arbeit stellt eine Reinterpretation von biographischen Interviews dar, mit dem Ziel einer strukturalen Analyse des Berufslebens von Arbeitern der Schweizerischen Maschinen- und Elektroindustrie. In der Erstinterpretation untersuchten wir den Einfluss des technologischen Wandels auf das Berufsleben und die beruflichen Fähigkeiten von Facharbeitern (gelernte Mechaniker und Fernmelde- und Elektronikapparatemonteure FEAM). In einem Anschlussprojekt haben wir in derselben Branche die betrieblichen Ausbilder befragt, darunter Lehrmeister, Werkmeister, aber auch Ingenieure und Facharbeiter mit Ausbildungsaufgaben, also alle Berufsleute, die die Ausbildung nicht nur durchlaufen und selber erlebt haben, sondern heute für die Ausbildung der jüngeren Generation mitverantwortlich sind (1).
Eine der Aufgaben der Reinterpretation besteht darin, die Erlebens- und Erinnerungsunterschiede von Berufsarbeitern ohne Ausbildungsverantwortung zu Berufsarbeitern deutlich zu machen, die Ausbildungsverantwortung innehaben wie Kaderangehörige, die in der Hierarchie aufgestiegen sind. In beiden Projekten wurde hauptsächlich mit biographischen Interviews gearbeitet, daneben wurden aber mit den Berufsarbeitern Arbeitsplatzgespräche und Gruppengespräche geführt, die ebenfalls Berufsalltag und Berufsleben dokumentieren. Dort, wo es uns notwendig erscheint, beziehen wir uns deshalb auch auf das übrige erhobene Interviewmaterial. Im folgenden soll die Untersuchungsanlage, die Datenerhebungsschritte und der Interpretationsansatz für beide Projekte zusammen dargestellt werden.

---

1) Die Erstinterpretation wurde im Rahmen zweier Forschungsprojekte des Nationalen Forschungsprogramms 10: "Bildung und das Wirken in Gesellschaft und Beruf" durchgeführt, die durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurden. Das erste Projekt 4.494 "Innovation und Qualifikation" untersuchte den Einfluss des technologischen Wandels auf die beruflichen Kompetenzen von Facharbeitern. Das Anschlussprojekt 4.736 "Der Ausbilder in der Schweiz. Maschinen- und Elektroindustrie" konzentrierte sich stärker auf Ausbildungsfragen (vgl. BALMER, GONON, & STRAUMANN, 1986, und GONON, KARRER & STRAUMANN, in Vorb.).

untersuchte Lehrberufe:	n = 2	Mechaniker und FEAM
Branche:		Schweiz. Maschinen- und Elektroindustrie
Betriebe:	n = 10	Grossbetriebe und mittelgrosse Betriebe, die Mechaniker oder FEAM ausbilden und beschäftigen
Stichproben:	a) Projekt "Innovation und Qualifikation": n = 58	Facharbeiter (*)
	b) "Ausbilderprojekt": Nachbefragung von n = 22	Ausbilder (**)
Datenerhebung:	qualitative Sozialforschung: (1) Kurzumfrage über Beruf und Arbeit, (2) Arbeitsplatzgespräch, (3) Gruppengespräch, (4) narratives Interview, Berufsbiographie, (5) Lebenskurve	
Interpretation:	kritisch-hermeneutisches Interpretationsmodell: Rekonstruktion und Interpretation der berufsbiographischen Entwicklung	

Abbildung 1: Untersuchungsanlage

*)
Facharbeiter zwischen 20 und 62 Jahren, praktisch aus allen Funktionsstufen wie Produktionsarbeiter, Laborarbeiter, Vorarbeiter, Werkmeister und Ingenieure. Quotenauswahl auf der Grundlage von 350 schriftlichen Kurzumfragen aus neun Einsatzbereichen (vgl. Abbildung 2).

**)
Zwischen 24 und 60 Jahren, darunter die Funktionsstufen Ausbildungschefs (nur Expertengespräche), Lehrmeister, Werkmeister, Vorarbeiter / Gruppenchefs, Berufsarbeiter mit Ausbildungsaufgaben, Ingenieure.

Der Untersuchungsansatz entspricht dem einer zirkulären Forschungsstrategie. Qualitative Sozialforschung hat von einem hermeneutischen Grundverständnis her einen anderen Produktionsrhythmus : Das Aufstellen einer relevanten Fragestellung verläuft prozesshaft und unterliegt mitunter selber einer Veränderung. Wir sind mit einem bestimmten theoretischen Vorverständnis in eine erste postalische Umfrage "eingestiegen", die uns ein erweitertes Verständnis gegeben hat für die verschiedenen Einsatzbereiche von FEAM und Mechanikern. Dieses Zwischenergebnis war dann Grundlage für die Zusammenstellung der definitiven Stichprobe und für die weitere Präzisierung der Fragestellung.
Die Untersuchung umfasste fünf Datenerhebungsschritte mit einer sukzessiven Einschränkung des Stichprobenumfangs. Zielgruppe für die Untersuchung waren gelernte Fernmelde- und Elektronikapparatemonteure und Mechaniker (1).

---

1)

Obwohl diese offiziellen Lehrberufe ein eindeutiges Selektionskriterium sind, gestaltete sich die Zusammenstellung der Grundgesamtheit in den sechs beigezogenen Grossbetrieben und den vier mittelgrossen Betrieben nicht immer einfach. Die Ausbildungsreglemente der beiden untersuchten Lehrberufe waren zum Erhebungszeitpunkt zwar beide in Revision, gleichzeitig aber seit 30 Jahren in Kraft. Bei einer Streuung der Stichproben über zwei, bzw. drei Generationen (bei den Mechanikern) ergibt sich das Problem, dass die Vorläuferberufe nicht dieselben Tätigkeitsbereiche von heute abdecken. So stammt der FEAM-Beruf ursprünglich vom Mechaniker ab; in den 20er Jahren wurde vom Mechaniker der Elektromechaniker abgespalten. Ende des Zweiten Weltkrieges wurde neu der Schwachstromapparatemonteur (SAM) geschaffen und auch nach dem Erscheinen des FEAM-Ausbildungsreglementes (1958) wurde in den 60er Jahren mit dem Beruf noch experimentiert, indem einzelne Fachrichtungen wie der Elektrogerätemonteur (EGM) unterschieden wurden.

Abb. 2: Die Einsatzbereiche von FEAM (Elektronikern) und Mechanikern in Grossbetrieben der Schweiz. Maschinen- und Elektroindustrie.

2.4.1. Die schriftliche Kurzumfrage über Beruf und Arbeit

Nach einer meist mündlich vorgetragenen Orientierung aller für unsere Untersuchung relevanten Berufsleute und einer Bitte um Mitarbeit wurde als erster Schritt eine schriftliche Kurzumfrage durchgeführt.
Die schriftliche Kurzumfrage über Beruf und Arbeit (KUBA) bestand aus einem 11-seitigen Fragebogen zu den folgenden Bereichen: Schul- und Berufsausbildung, Arbeitssituation, erlebte Innovationen und deren subjektive Einschätzung, Freizeitbereich und allgemeine sozio-demographische Daten. Per Post gingen bei uns insgesamt 350 Fragebogen mit einer Streuung von etwa 30 bis 120 Antworten pro Betrieb ein. Rund ein Drittel der Fragebogen wurden nicht weiter ausgewertet, weil das Selektionskriterium gelernter Mechaniker (resp. Maschinenmechaniker) oder gelernter FEAM nicht erfüllt war.
Aufgrund der eingegangenen Fragebogen wurden heuristisch die Einsatzbereiche der Berufsleute festgelegt (vgl. Abbildung 2).

Aus den rund 350 Fragebogen wurden auf Grund der Kriterien Einsatzbereich, Alter und gelernter Beruf (FEAM, Mechaniker oder Maschinenmechaniker) für die mündlichen Befragungen 60 Berufsleute ausgewählt. Standen mehrere Interviewpartner nach der Selektion zur Verfügung, so galt als Zusatzkriterium, dass derjenige Berufsmann gewählt wurde, der stärker in seiner Arbeit vom technologischen Wandel betroffen war und der subjektiv einen Problemdruck im Fragebogen kundtat.

2.4.2. Das Arbeitsplatzgespräch

Die mündlichen Befragungen begannen mit einem teilstandardisierten Arbeitsplatzgespräch. Die Fragen waren hier relativ breit angelegt und deckten möglichst alle Dimensionen einer subjektiven Arbeitsplatzanalyse - wie Handlungsspielraum, Transparenz und Arbeitsbelastungen - ab. Rückblickend war für uns auch das offene Gespräch über die Arbeitstätigkeit für die spätere Interpretation von besonderer Bedeutung. Meist wurde uns die Arbeitstätigkeit in vivo vorgeführt. Probleme der Transparenz, der Selbständigkeit

oder des Weiterbildungsbedarfs konnten direkt ergründet werden, indem sich der Interviewer in eine Schüler- oder Lehrlingsrolle versetzen liess und auf diese Weise einen "Schnellkurs" in bezug auf Anforderungen und Leistungsvoraussetzungen für eine bestimmte Arbeitstätigkeit erhielt.

2.4.3. Das Gruppengespräch

In einem dritten Datenerhebungsschritt wurden alle FEAM oder Mechaniker eines Grossbetriebs in 1 - 2 Gruppen für ein Gruppengespräch zusammengefasst. Für jedes Gruppengespräch wurden ebenso viele jüngere wie ältere Facharbeiter aufgeboten. Sinn des Gruppengesprächs war es, in einer Diskussion erstens die veränderte Arbeitstätigkeit, zweitens den veränderten Beruf und drittens kollektive Strategien (betriebliche Vorgehensweisen) bei Rationalisierungen im Zusammenhang mit dem technologischen Wandel zu thematisieren. Im Vergleich der Einschätzungen der älteren Generation zur jüngeren wollten wir generationsspezifische Umgangsweisen ebenso wie Weiterbildungsbedürfnisse feststellen. Die Gruppengespräche verliefen durchwegs äusserst lebhaft und erfreuten sich bei den Teilnehmern grosser Beliebtheit.
Für uns war wichtig, die Teilnehmer späterer biographischer Einzelinterviews zuerst in einer natürlichen sozialen Gruppe zu erleben und nicht bloss in dem von uns vorgegebenen Zwei-Personen-Interaktionsschema. Ein weiteres Ziel des Gruppengesprächs war es, einen Denkanstoss für die Einzelbefragungen auszulösen. In Anlehnung an den Ansatz der objektiven Hermeneutik OEVERMANNs et al. (1980) ging es uns darum, zuerst den Rahmen der beruflichen Sozialisation, also in unserem Falle die kollektiv erlebten und durch den technologischen Wandel bedingten Veränderungen der Strukturen in einem Betrieb zu diskutieren. Wir glauben denn auch, ohne das allerdings im einzelnen belegen zu können, dass durch die Gruppengespräche das Mass an Selbstreflexion und Erinnerungsvermögen in den nachfolgenden Befragungen zunahm.

Das Gruppengespräch mit den Ausbildern im Anschlussprojekt hatte im Gegensatz dazu eine etwas andere Zielsetzung. Zwar diente es

"Im ersten Lehrjahr haben wir drei Monate am Schraubstock gefeilt, es war hart, mir stand es da oben (entsprechende Handbewegung). Es ist mir richtig verleidet, wenn man da aus der Schule kommt und neun Stunden an irgend einem Schraubstock steht, und drauflosfeilt und kein Ziel sieht. Das hat mir schon einen Dämpfer aufgesetzt ... Dann haben wir angefangen Bohrer zu schleifen. Ja ich hatte wahnsinnig Mühe, bis ich diese Bohrer hinbekommen habe, das war für mich die nächste grosse Hürde. Dann konnten wir endlich einmal an eine Bohrmaschine. Das war gut so, zum ersten Mal konnte man selbständig etwas machen.

Zunächst bin ich in die Montage gekommen. Dort hat es mir gut gefallen, ich bin mit den Kollegen und Vorgesetzten gut ausgekommen. Der Lehrmeister war selten anwesend. Ich konnte selbständig arbeiten und habe immer gute Noten erhalten. Aber wenn die Noten zum Lehrmeister gekommen sind, hat der sie einfach korrigiert, und sie, wie er sagte, 'seinem Standard' angepasst, einfach so. Also das fand ich überhaupt nicht lustig, auch lohnmässig ist man als Lehrling kein Spitzenverdiener.

Auch in den anderen Abteilungen waren die Lehrmeister, die übrigens öfters ausgewechselt wurden, selten zu sehen. Nach der Montage kam ich in die Reparaturabteilung und dann, nach einer kurzen Zeit am Bohrwerk, in die Dreherei. In dieser Abteilung war auch das Büro des Lehrmeisters. Der kam dann alle 5 Minuten mich fragen: "Sind Sie jetzt fertig ?" Obwohl der gar nicht wusste, was für einen Auftrag ich hatte. Er will damit, das hat er mir einmal gesagt, die Leute anspornen. Ich finde, er erreicht damit genau das Gegenteil.

So mitten in der Lehrzeit bin ich dann in die Schleiferei gekommen, bei uns Lehrlingen war diese Abteilung nicht sonderlich beliebt. In dieser Zeit hat mir einfach alles gestunken. Da läuft es dir dann bei allen Tätigkeiten, die du machst, schief. Zu allem hin hatte ich noch einen Vorgesetzten, der recht ruppig war, er konnte kaum Gefühle zeigen, näher auf einem eingehen... Privat war er komplett anders, und das war für mich ein grosser Widerspruch, dass ein Mensch so anders sein kann, privat und im Betrieb... Als mir dann noch die Messuhr verreist ist und kaputt war, hat es mir komplett den Rest gegeben. Ich wurde vom Meister angesungen und bekam eine blödsinnige Arbeit zugewiesen, ich durfte eine 10'000er Serie durchlassen.

Am Schluss der Lehre, in der Versuchswerkstatt, hat es mir wieder besser gefallen. Die Arbeit war sehr abwechslungsreich und man sah auch, was man machte. Allerdings, mit NC-Maschinen sind wir während der ganzen Lehre nie in Berührung gekommen, und das empfinde ich schon als ein Manko.
Item, mir wurde allmählich weniger dreingeredet, und ich konnte mir auch mal einen Kaffee holen, ohne dass mir gleich einer hinterhersprang und pfiff. Trotzdem hat sich meine Einstellung zur Lehre verändert: am Anfang fand ich, die Ausbildung habe Vorrang. Nachher habe ich dann angefangen, am Abend auch noch ein bisschen wegzugehen, unter der Woche. Ich hatte dann im zweiten Lehrjahr meine erste Freundin. Ja, und gegen das vierte Lehrjahr hin habe ich einfach nur noch gearbeitet, damit ich nachher wegkann, dass ich einfach das Geld habe, um auszugehen ..."

Abb. 3: Beispiel eines Grundreizes für einen Grossbetrieb, der Mechaniker ausbildet.

auch der Vorbereitung der Einzelgespräche und der kollektiven Reflexion über die Ausbildungsbedingungen im untersuchten Betrieb. Um die Ausbilder jedoch mit möglichen Konflikten zu konfrontieren und damit die Diskussion anzuregen, wählten wir ein etwas anderes Vorgehen. Nach einer Vorstellungsrunde spielten wir Ihnen ab Tonband einen Fallbericht vor, den wir aus Aussagen von ehemaligen Lehrlingen des ersten Projekts zusammengetragen hatten (vgl. Abbildung 3).
Der Grundreiz stellt eine authentische Kritik der Lehre aus der Sicht der Betroffenen dar. Die Aufgabenstellung für die Ausbilder bestand nun darin, das Geschilderte mit ihrer heutigen Realität zu vergleichen und zu werten. Gleichzeitig wollten wir herausfinden, wie die anwesenden Ausbilder auf Kritik von Lehrlingen reagierten und wie sie mit den Lehrlingen umgehen, wenn Schwierigkeiten im Betrieb auftauchen (1).

Die Erzählung schildert die einzelnen Stationen in der Berufslehre und behandelte die folgenden Themen:

Stationen:

-Berufsinteresse und Uebergang von der Schule in die Lehre
-erste Zeit im Betrieb, resp. Zeit in der Lehrwerkstatt
-Rotation auf den Abteilungen
-Lehrabschluss und Bilanzierung der Lehre

Themen:

-Disziplin in der Werkstatt (Lehrwerkstatt)
-Motivationskrise im 2. oder 3. Lehrjahr

---

1) In der ganzen Befragung haben wir mit drei verschiedenen Grundreizen gearbeitet, einem Grundreiz für FEAM-Ausbilder, einem Grundreiz für Ausbilder von Mechanikern im Grossbetrieb, und einem Grundreiz für Ausbilder von Mechanikern im mittelgrossen Betrieb. In allen drei verwendeten Beispielen wurden die gleichen Themen behandelt, der Wortlaut jedoch wurde dem jeweiligen Berufsfeld oder der Betriebsgrösse angepasst.

-monotone und stark repetitive Arbeiten
-Arbeiten, die der Lehrling gern verrichtet hat
-Arbeit mit Neuen Technologien (häufig als Wunsch vorgebracht)
-Beziehung zum Lehrmeister / Ausbilder
-Verlagerung der Interessen von der Lehre in die Freizeit

In jedem Betrieb wurden die Ausbilder in einem Gruppengespräch zusammengefasst. Die Zusammensetzung der Gruppen war bezüglich Alter und hierarchischer Stufe relativ heterogen. Auf der einen Seite verstärkte die Heterogenität der Gruppe den Druck, informelle Gruppenmeinungen gegeneinander abzugrenzen und so zu verdeutlichen, andererseits spielte die gegenseitige soziale Kontrolle relativ stark, besonders in den Fällen, in denen direkte Vorgesetzte und untergebene Facharbeiter, die beide mit Ausbildungsfunktionen betreut sind, in derselben Gruppe zusammenkamen.
Das Gruppengespräch verlief im Anschluss an die Exposition des Grundreizes als offene Gruppendiskussion, in der die Interviewer weniger Fragen stellten, sondern eher die Funktion eines Gesprächsleiters wahrnahmen. In diesem Rahmen benutzten die Interviewer als Gesprächsgrundlage einen Leitfaden, der sich aber wesentlich an den Themen des Grundreizes orientierte.

2.4.4. Das narrative Interview

Die Erhebung der Berufsbiographie bildet das Kernstück unserer Datenerhebung. Sie soll Aufschluss über die soziale Herkunft, berufliche Entwicklung und persönlich vorgestellte Zukunft der verschiedenen Kategorien von Berufsarbeitern geben.
Als Erhebungsmethode benutzten wir das von SCHÜTZE (1977) erstmals vorgestellte und von HERMANNS et al. (1984) auf Berufsbiographien adaptierte Verfahren des narrativen Interviews (vgl. auch BALMER et al., 1986). Wie SCHÜTZE (1981) darstellt, eignet sich das narrative Interview auch, um Prozessstrukturen eines Lebenslaufs zu rekonstruieren. Im wesentlichen beruht das narrative Interview auf der Imitation einer Alltagssituation einer Person, die eine Geschichte erzählt. Der Erzähler folgt im

narrativen Interview einer Erzählstruktur, wie sie in einer Geschichte auch formal zu finden ist: Anfang - Haupterzählung - Abschluss - Bilanzierung. Die Erzählung wird mehr über die Definition der Erhebungssituation und des zur Verfügung stehenden Zeitrahmens strukturiert als durch ein vorgegebenes Frageraster.

Das narrative Interview wird durch vier unterschiedliche Erzählphasen strukturiert:

a) Die Einstiegsphase: Hier wird der thematische Rahmen der Erzählung abgesteckt, indem dem Informanten der Sinn der ganzen Untersuchung und seines Beitrags noch einmal verdeutlicht wird. Dem Erzähler wird zudem die Art des Interviews selbst verbal erklärt in dem Sinne, dass man keine Fragen stellen werde, sondern in einer ersten Runde vorwiegend Zuhörer sei usw. In der Einstiegsphase soll soweit als möglich auch ein Vertrauensverhältnis geschaffen werden, indem alle kritischen Fragen bezüglich Datenschutz, Zweckmässigkeit der Untersuchung usw. ernst genommen werden und so offen als möglich beantwortet werden. In der Regel wird dann die Ausgangsfrage für die biographische Erzählung gestellt. Diese lautete wie folgt:

> "Wenn Sie sich zu erinnern versuchen, welches waren die Erlebnisse und Ereignisse, die ihre Berufswahl bestimmt und ihren beruflichen Werdegang beeinflusst haben ?" (Projekt "Innovation und Qualifikation)

b) In der Erzählphase enthält sich der Interviewer möglichst aller Nachfragen und beschränkt seine Rolle auf ein "aktives Zuhören". Die Interventionen beschränken sich auf Verständnisfragen, Vertiefungen oder Fragen nach raum-zeitlicher Lokalisation des Erzählten, oder auf Interventionen, die auf ein Weiterhelfen eines Gesprächs zielen. Die Erzählstruktur der Haupterzählung liefert einen wichtigen Anhaltspunkt für die Interpretation. Die Erzählphase endet meistens damit, dass der Erzähler seine Geschichte abschliesst, das heisst, eine geplante Erzählfigur zu Ende führt.

c) In einer anschliessenden "Rückgreifphase" geht der Interviewer die Haupterzählung noch einmal durch und stellt nun Fragen, indem er bestimmte angeschnittene Geschichten noch einmal anspricht und um Detaillierung bittet. Im Vordergrund stehen unplausible Stellen oder Vertiefungen, die erst vom Projektzusammenhang her interessant werden. An dieser Stelle kann auch die Vollständigkeit der biographischen Erzählung an Hand eines "Leitfadens für die Nachfragen in Berufsbiographien" geprüft werden. Wenn zu bestimmten biographischen Statuspassagen oder zentralen Themen wie zum Beispiel die erste Stelle nach der Lehre keine Angaben vorhanden sind, kann der Interviewer mit dem Leitfaden nachfragen, warum der Erzähler über diese Phase nichts berichtet hat.

d) In einer abschliessenden Bilanzierungsphase hält der Erzähler Rückblick auf seine erzählte Berufsbiographie und versucht einstellungsmässig den "roten Faden" zu knüpfen. Für die Darstellung der Handlungsform in der Berufsbiographie sind derartige zusammenfassende Wertungen überaus aufschlussreich. Ferner beurteilt der Informant seine Zukunftschancen und seine beruflichen Perspektiven. Die Bilanzierungsphase geht fliessend über in ein "Anschlussgespräch", das nicht mehr auf Tonband aufgenommen wird. In vielen Fällen wird das Gespräch selbst evaluiert oder der selbstreflexive Veränderungsprozess angesprochen. Oefters haben wir auch erlebt, dass nachträglich in der "off-line"-Situation wichtige Korrekturen noch vorgenommen wurden, oder eine tieferliegende Ebene des Gesprächs erst da zum Vorschein kam.

Die biographischen Interviews wurden zeitlich auf zwei Sitzungen verteilt. In einer ersten Sitzung wurde an Hand eines narrativen Interviews (SCHÜTZE 1975) die Berufsbiographie erhoben, in einer zweiten Sitzung wurde mit einer Lebenskurve (vgl. Abb.4) der vorberufliche und der nebenberufliche Sozialisationsbereich thematisiert.

2.4.5. Die Erhebung der Lebenskurve

In einer zweiten biographischen Sitzung - etwa eine Woche später - war der Ausgangspunkt der Sitzung eine Zeichnung, die Lebens-

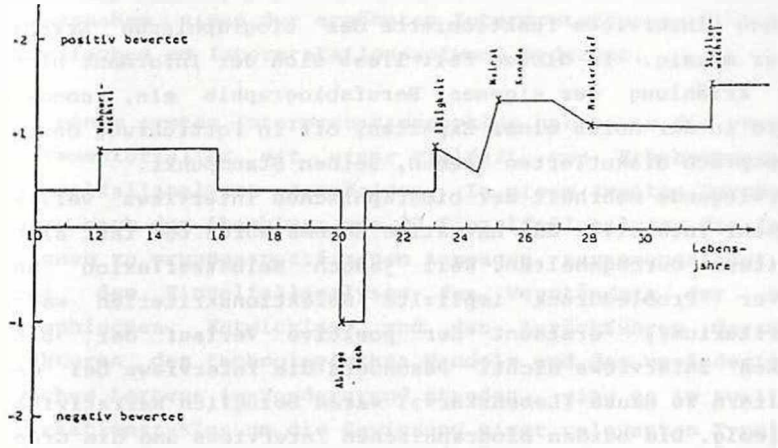

Abb. 4: Beispiel einer Lebenskurve

kurve. Auf einem Formular werden positiv oder negativ bewertete Erlebnisse auf einer Zeitachse eingetragen und diese Ereignisse zu einer Lebenskurve verbunden. Die einzelnen Wendepunkte der Kurve werden mit Stichworten gekennzeichnet.
Die Zeichnung ergab einen Grundreiz, vielfach auch die Struktur, für die nun folgende biographische Erzählung über Kindheit, Schule, Jugend und heutige persönliche Verhältnisse. Wichtig für das Gespräch war - neben der Fokussierung auf Ereignisse - auch der Verlauf der Kurve. Die Lebenskurve visualisiert am Anfang des Gesprächs die biographische Entwicklung. Erzähler und Zuhörer sehen, ob die Kurve z.B. nur im Positiven liegt, wo etwa entscheidende Wendepunkte liegen, wo z.B. "es langsam aufwärts ging", wo "es auf und ab ging" und wo ein "kritischer Punkt" liegt. Die Visualisierung der biographischen Entwicklung sollte für Facharbeiter, die vielleicht eher ungewohnt sind, über ihre Person zu erzählen, einen Anreiz und einen konkreten Anhaltspunkt liefern in dem Sinne, dass das soziale Stereotyp "man habe eigentlich nichts Spannendes erlebt, das erzählenswert sei," durchbrochen wird (vgl. BEHRENDT und GROESCH, o.J.).

Insgesamt wurden von jedem befragten Facharbeiter zwischen 4 bis 6 Stunden Interviewaufnahmen gemacht (das Gruppengespräch mitgerechnet). Die Länge der einzelnen biographischen Interviews variierte beträchtlich von 3/4 Stunden bis zu 2 Stunden und mehr. In wenigen Interviews funktionierte das biographische Erzählschema nur mässig. In diesem Fall liess sich der Informant nicht auf die Erzählung der eigenen Berufsbiographie ein, sondern referierte in der Rolle eines Experten, oft in Fortführung der im Gruppengespräch diskutierten Themen, seinen Standpunkt.
Die überwiegende Mehrheit der biographischen Interviews verlief jedoch sehr intensiv; das narrative Schema wurde bei fast allen Facharbeitern durchgehalten. Weil jedoch Selbstreflexion und subjektiver Problemdruck implizite Selektionskriterien waren (Zusatzkriterium), erstaunt der positive Verlauf der biographischen Interviews nicht. Besonders die Interviews bei den Facharbeitern zu Hause (Lebenskurve) waren bezüglich Narrativität sehr ergiebig. Die beiden biographischen Interviews und die Gruppengespräche wurden als literarische Umschrift transkribiert. Bei der Uebersetzung des Schweizerdeutschen in das Hochdeutsche wurde darauf geachtet, dass die Satzstruktur und die Wortwahl möglichst erhalten blieben.

2.5. Zum gewählten Interpretationsansatz

Mit dem Wiederaufleben der qualitativen Sozialforschung zu Beginn der achtziger Jahre sind auch verschiedene Interpretationsansätze für biographische oder narrative Interviews veröffentlicht worden, die unter den Begriff interpretatives Paradigma (vgl. Abs. 2.3.) subsumiert werden können.
Wir sind bei der Entwicklung unseres Interpretationsansatzes einen Mittelweg gegangen, um ein Gleichgewicht zu halten zwischen Lebensweltanalyse einerseits und Interpretation im Sinne einer Strukturierung von möglichen biographischen Entwicklungen andererseits, zwischen soziologischen Bedingungen der Arbeitstätigkeit und individuellen (sozial konstituierten) Dispositionen, zwischen einem Ansatz mit extensiver Interpretation aller möglichen Lesarten eines Textes und der Paraphrasierung der subjektiv relevanten Themen. Unser Interpretationsmodell ist aber auch eine Anpas-

sung an unsere spezifische Fragestellung der Interpretation von Berufsbiographien. Schliesslich war es notwendig, den zeitlichen Aufwand für eine Interpretation in Grenzen zu halten. Die reine Uebernahme eines der erwähnten Interpretationsansätze hätte ein Vielfaches an Interpretationsaufwand bedeutet.

In einem ersten Interpretationszyklus haben wir die verschiedenen Datenmaterialien mit einer Vielfalt von Erhebungsmethoden zu Einzelfallanalysen verarbeitet. In einem zweiten Durchgang haben wir nach dem Abschluss von 20 Einzelfallanalysen die Interpretationen zu gruppenspezifischen Aussagen zusammengefasst. Während bei den Einzelfallanalysen das Verständnis der berufsbiographischen Entwicklung und das Zurückführen derselben auf Faktoren des technologischen Wandels und des veränderten beruflichen Lernens im Vordergrund standen, ging es im zweiten Interpretationszyklus um die Gewinnung einer relevanten Typologie für eine strukturale Analyse des Berufslebens, soweit es in den biographischen Interviews zum Ausdruck kommt. Das Ergebnis des zweiten Interpretationszyklus' ist in den folgenden Ergebniskapiteln dargestellt.

An dieser Stelle soll der erste Interpretationszyklus vom theoretischen Ansatz her verdeutlicht werden:
Die Einzelfallanalyse umfasst zwei getrennte Teile (vgl. Abb. 5). Die ersten drei Abschnitte können als eine Rekonstruktion (a, b, c) der biographischen Entwicklung aufgefasst werden. In einem gesonderten Teil wurde dann die rekonstruierte Berufsbiographie in bezug auf drei Themenkreise interpretiert (d, e, f,).

a) Aeussere Biographie

In einem ersten Schritt wird analog zum Ansatz der objektiven Hermeneutik die äussere Biographie zusammengestellt. Sie umfasst die soziale Herkunft, Bildungs- und Berufsbiographie und die heutige Lebens- und Arbeitssituation. Als Quellen für die Darstellung werden alle fünf verschiedenen Datenmaterialien benutzt, wobei in der äusseren Biographie schwergewichtig die Kurzumfrage und das Arbeitsplatzgespräch ausgewertet werden. Am meisten Raum

nimmt in diesem Abschnitt die Darstellung der heutigen Arbeitssituation ein, hier wird der Einfluss des technologischen Wandels auf die Arbeitstätigkeit auch am deutlichsten.

b) Biographisches Portrait

In einem zweiten Interpretationsschritt haben wir aufgrund der narrativen Interviews ein biographisches Portrait erstellt. Im Unterschied zu FUCHS (SHELL Studie JUGEND '81, 1982) haben wir jedoch die Interviews nicht zu einer Story in Ich-Form zusammengefasst, sondern eine deskriptive Form gewahrt und diese mit Zitaten im Originalton ergänzt. Die Zusammenfassungen sind jedoch stets "mit dem Originalton im Ohr" geschrieben, d.h. der Sprech- und Ausdrucksweise des Befragten angepasst. Bei paraphrasierenden Passagen wurden stets die Quellen angegeben (vgl. auch Kap.4: berufsbiographische Portraits).

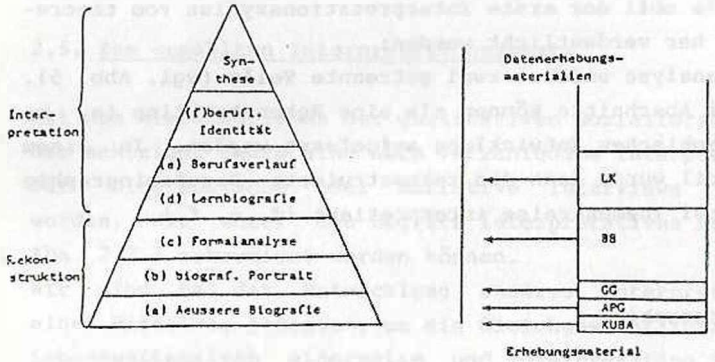

Abb. 5: Interpretationsmodell für die Einzelfallanalyse

c) Formalanalyse

Die Rekonstruktion der biographischen Entwicklung wird mit der Formalanalyse abgeschlossen: Hier haben wir die Interaktionsbedingungen der beiden biographischen Interviews in bezug auf die Narrativität und das Mass an Selbstreflexion beurteilt und gleichzeitig nach Zusammenhängen gesucht zwischen äusserer Biographie, biographischem Portrait und der spezifischen Erzählweise. Gerade die Gegenüberstellung mit früheren Interpretationsschritten machte Inkonsistenzen, Brüche und Widersprüchlichkeiten im Material selbst deutlich; gleichzeitig ergaben sich diese "Ungereimtheiten" (Inkonsistenzen) auch aus den Erwartungen, die wir nach der Darstellung der äusseren Biographie (erster Interpretationsschritt) formuliert hatten. Schliesslich haben wir uns auch Gedanken über die "message" (Botschaft) gemacht, die im biographischen Material unabhängig von unseren Auswertungsinteressen vorhanden war. Bei einigen Facharbeitern hatten wir den Eindruck, dass sie eine spezifische Motivation für die Teilnahme mitbrachten, dass sie durch die biographische Erzählung an uns "eine Botschaft" weiterreichen wollten. Eine spezifische Erzählweise, Inkonsistenzen und eine allfällige "message" ergaben wichtige Anhaltspunkte für die folgende Interpretationsarbeit in Form von mehr oder weniger strukturierten Arbeitshypothesen.
Die Formalanalyse entspricht auf den ganzen Einzelfall bezogen dem Bemühen der objektiven Hermeneutik (vgl. 2.3.3.), den äusseren, gewissermassen soziologischen Lebenslauf der subjektiv erzählten beruflichen Lebensgeschichte gegenüberzustellen, um die Individualität des Einzelfalls in der Interpretation erfassen zu können.

d) Lernbiographie

Der zweite Teil der Einzelfallanalyse beginnt mit einer Interpretation der Lernbiographie. In einem diachronen Durchgang durch die nun rekonstruierte Biographie haben wir alle Lernerfahrungen und -störungen analysiert in bezug auf die Lernmotivation, Interessenbildung, Entwicklung von Sozialkompetenz und autonomer Persönlichkeitsentfaltung. An der Lehrzeit und der nachfolgenden

Berufsarbeit, die oft über viele Arbeitsstellen verteilt war, interessierte uns besonders die arbeitsimmanente Qualifizierung sowie die berufliche Fort- und Weiterbildung. In diesem Zusammenhang spielten auch bestimmte Freizeitaktivitäten eine Rolle, die für die berufliche Weiterbildung instrumentell verwertbar waren.

e) Berufsverlauf

In einem fünften Interpretationsschritt haben wir in einem gesonderten diachronen Durchgang durch die Biographie den Berufsverlauf charakterisiert. Im wesentlichen ging es uns darum, ausgehend von der Berufswahl, der Lehre und der späteren Berufsbiographie die Verlaufsstruktur einzuschätzen. In Anlehnung an SCHÜTZE (1981) und HERMANNS (1981) unterscheiden wir drei Verlaufsformen: 1. die vorwiegend selbstinitiierte Karriere, 2. der mehr durch Erleidensprozesse als aktive Handlungsprozesse charakterisierte Typ des Verlaufs und 3. die in institutionalisierten Mustern integrierte Laufbahn. Innerhalb dieser Grundtypen von berufsbiographischen Verlaufsmustern haben wir eine Vielzahl von Begriffen wie "biographischer Entwurf", "biographische Initiative", "situatives Bearbeitungsschema" oder "biographische Wende" unterschieden, die alle versuchen, den arbeits- oder personenseitigen Einfluss auf den Berufsverlauf abzuschätzen.
Als Ergebnis dieses Interpretationsschrittes liegt eine biographische Struktur als Abfolge von verschiedenen Grundtypen von Verlaufsmustern vor, die SCHÜTZE "gesamtbiographische Formung" (SCHÜTZE 1981) genannt hat. So ist es z.B. möglich, dass ein Facharbeiter nach der Lehre ein Verlaufsmuster einer Karriere aufweist, ab einem bestimmten Zeitpunkt aber in eine Verlaufskrise gerät, aus der er sich vielleicht erst nach Jahren durch eine biographische Wende retten kann. Das bedeutet, die gesamtbiographische Form gibt an, wie heutige Einstellungen zu Beruf, Arbeit und beruflicher Zukunft biographisch entstanden sind.

f) Berufliche Identität und gesamtbiographische Formung

In einem letzten Teil haben wir die berufliche Identität beschrieben, indem wir die Interpretationsschritte d) Lernbiographie und e) Berufsverlauf verknüpften, um die berufliche Entwicklung gesamthaft zu betrachten. Ausserdem haben wir private und berufliche Zukunftspläne (einschliesslich deren Realisierungschancen) der Befragten in der Form von Umsetzungsversuchen auf einer diachronen Dimension abgebildet und dieser eine synchrone Dimension von momentanen oder kurzfristig realisierten beruflichen, familiären oder anderen Freizeit-Aktivitäten gegenübergestellt. Zusammen mit den Aussagen über Selbstbild, eigene Biographie und vorgestellte Zukunft ergab sich so ein Bild über den Umfang der beruflichen Identität des Facharbeiters.

Dieser Begriff einer diachron bestimmten beruflichen Identität kommt HERMANNS' Konzept der Entwicklung einer biographischen Linie (HERMANNS 1984, vgl. Abs. 3.2.2.) relativ nahe, wobei hier der Zusammenhang von diachroner Perspektive (Zukunftspläne) und

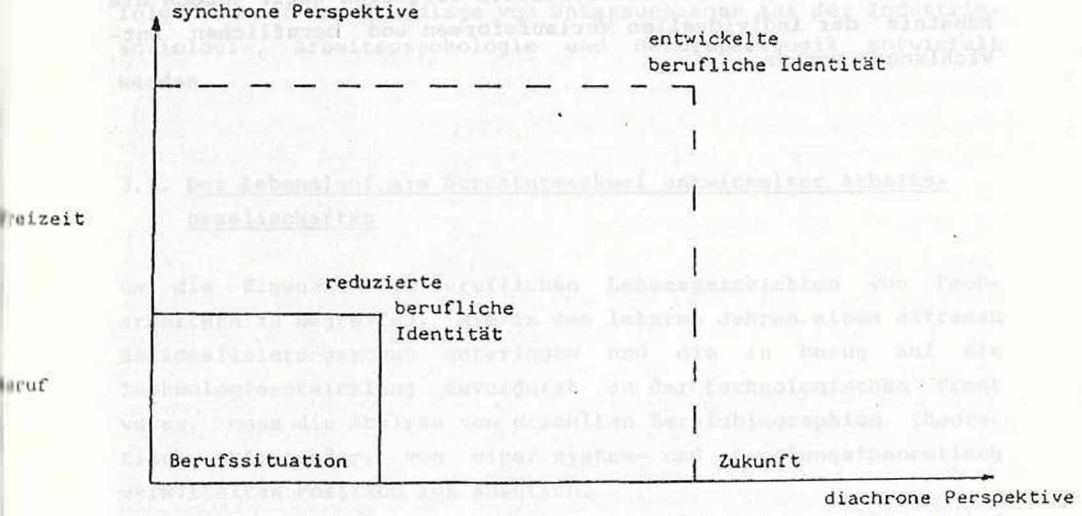

Abb. 6: Berufliche Identität aus diachroner und synchroner Sicht

synchroner Realisierung (z.B. Vorbereitung der beruflichen Zukunft durch Weiterbildung) betont wird. Wir können so idealtypisch zwei Formen von beruflicher Identität unterscheiden: bei den einen Facharbeitern wird berufliche Identität reduziert auf die jetzige Berufssituation und diese vom Freizeitbereich abgeschottet, bei anderen Facharbeitern wird eher eine erweiterte Form von beruflicher Identität (vgl. Abb. 6) deutlich. Diese planen weit in die berufliche, manchmal auch in die private Zukunft (etwa bei einem Ortswechsel) hinein und ordnen dieser Zukunft den Freizeit- und den Weiterbildungsbereich unter.

In einem zusammenfassenden Schlussteil haben wir die wichtigsten Interpretationsergebnisse auf einer Seite für die spätere Gruppensynthese zusammengefasst. Eine Einzelfallanalyse umfasst je nach Lebensalter und Ergiebigkeit der transkribierten Interviewtexte 20 bis 35 Seiten.
Die Einzelfallanalysen bilden die Grundlage für eine strukturale Analyse des Berufslebens, wie sie thesenartig im nächsten Kapitel dargestellt wird. Das Schwergewicht der Analyse liegt dort weniger auf dem Einzelfall als auf dem strukturalen Vergleich der verschiedenen beruflichen Entwicklungen in den biographischen Interviews. Dieser interindividuelle Vergleich setzt jedoch die Kenntnis der individuellen Verlaufsformen und beruflichen Entwicklungen voraus.

KAPITEL 3: THESEN ZUR INTERPRETATION DES BERUFSLEBENS

Die Erstinterpretationen der erhobenen Berufsbiographien von gelernten Berufsarbeitern und Ausbildern (BALMER et. al., 1986, GONON, KARRER & STRAUMANN, in Vorb.) unterlagen dem Zwang, über die Interpretation zu Aussagen in bezug auf das Erleben und Bewältigen des technologischen Wandels, resp. zu Aussagen über die Stellung und die pädagogische Qualifizierung von Ausbildern zu kommen. Die Reinterpretation dagegen zielt auf die Rekonstruktion einer vergangenen (erinnerten) und damit von der heutigen Stellung abhängigen Darstellung des beruflichen Sozialisationsprozesses von Facharbeitern. Dem Stand der Biographieforschung angemessen scheint ein wissenschaftslogischer Ansatz zu sein, der von Thesen zur Analyse von Berufsbiographien ausgeht und der als Arbeitsergebnis zu Aussagen führt, die ihren vorläufigen und hypothetischen Charakter beibehalten.
Die Thesen für die strukturale Analyse des Berufslebens sollen im folgenden auf der Grundlage von Untersuchungen aus der Industriesoziologie, Arbeitspsychologie und Berufspädagogik entwickelt werden.

3.1. Der Lebenslauf als Strukturmerkmal entwickelter Arbeitsgesellschaften

Um die Eigenart von beruflichen Lebensgeschichten von Facharbeitern zu begreifen, die in den letzten Jahren einem extremen Rationalisierungsschub unterlagen und die in bezug auf die Technologieentwicklung zuvorderst an der technologischen Front waren, muss die Analyse von erzählten Berufsbiographien theoretisch umfassender, von einer system- und handlungstheoretisch vermittelten Position aus ansetzen.
Ohne diese Vermittlung im einzelnen hier leisten zu wollen, wird doch im Hinblick auf die Analyse von Biographien das Problem erkennbar, dass sich hinter der hier im Zentrum stehenden Ebene

der Thematisierung von biographischer Perspektive im Sinne von sukzessive realisierten Wahlentscheidungen eine zweite Ebene einer strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise der gesellschaftlichen Konstituierung des soziologischen Lebenslaufs verbirgt, die dem Einzelnen eine soziokulturell vermittelte Norm eines Lebensverlaufs vorgibt, an der er sich bei seinen Wahlentscheidungen orientieren muss (vgl. KOHLI 1985).

Das Individuum versucht auf der Handlungsebene, gegenüber der vorgegebenen Struktur des Lebenslaufs eine gewisse Autonomie und Distanz zu bewahren. Gerade dadurch wird Individualität konstituiert. In einem Akt der Reflexion kann deshalb der Einzelne Auskunft geben über vergangene Akzeptanz- resp. Widerstandsleistungen gegenüber dem gesellschaftlich Erwarteten wie zum Beispiel einem gesellschaftlich als 'normal' empfundenen Lebenslauf.
Die Handlungsebene zeichnet sich zudem aus durch eine individuelle Strategie: mit biographischen Wahlentscheidungen sind berufliche Ziele und Lebensziele verbunden, die sich auf den Alltag hier und jetzt oder auf zukünftiges Berufsleben beziehen. Im ersten Falle ist die individuelle Strategie gekennzeichnet durch eine Reaktion auf eine berufliche Situation. Alltag, Berufsalltag soll verändert werden oder soll angesichts einer bedrohlichen Zukunft in seiner Eigenart erhalten bleiben. In der Erzählung komm die zyklische Zeitstruktur einer Aufeinanderschichtung von Alltagen (vgl. AHLHEIT, 1983) und eine präsentistische Zeitform zum Ausdruck, die sich auf die Gegenwart und die unmittelbare Zukunft, resp. die unmittelbare Vergangenheit bezieht. - Im zweiten Falle ist die individuelle Strategie gekennzeichnet durch die Entwicklung einer zeitlichen Perspektive, die nicht nur situativ als Veränderung von Situationen, sondern ebenso als Veränderung der Persönlichkeit interpretiert werden kann. In der Erzählung kommt eine Zeitstruktur zum Ausdruck mit einer raum-zeitlich chronifizierten Vergangenheit, aus der sich die Berufsperspektive als eine Möglichkeit einer sinnvollen Fortsetzung des Lebenslaufs ergibt. Die in der Erzählung benutzte Zeitform kann als futuristisch umschrieben werden: zukünftige berufliche Möglichkeiten vermischen sich mit alternativen Lebensplänen und nie realisierten Berufswünschen.

Diese Strategie fragt nicht nach den Realisierungschancen einer entwickelten beruflichen Perspektive in der Gesellschaft, sondern allein nach den verschiedenen Möglichkeiten.
Während die biographische Perspektive noch rein individualistisch interpretiert werden kann, so geht das für den Alltag nicht mehr. In der Gegenwart des Alltags wird die biographische Perspektive zwar sukzessiv realisiert, aber nur soweit als es die anderen zulassen. Die überindividuelle Struktur des Lebenslaufs wirkt sich also als Orientierungsrahmen für die individuelle Handlungsebene aus.
In den Berufsbiographien der befragten Arbeiter und Angestellten bilden sich dieselben Polaritäten ab von vorgegebener Struktur und individueller Wahlmöglichkeit einerseits und von lebenszeitlicher Perspektive und deren Realisierung im Alltag andererseits. Mit der Unterscheidung einer synchronen Perspektive, die auf den Berufsalltag gerichtet ist, und einer diachronen Perspektive, die den Blick auf das ganze Berufsleben richtet, kann die Antinomie von Struktur und Individuum in die Interpretation übernommen werden.
Berufsleben soll demnach gerade im Gegensatz zu sonst oft recht unscharf verwendeten Begriffen wie Schulleben, Fabrikleben oder Alltagsleben betonen, dass hier Leben im Sinne einer chronifizierten Lebensgeschichte thematisiert wird. Der Versuch der Realisierung des Berufslebens als das Total von Berufswünschen, Berufszielen und sonstigen Lebensplänen bezieht sich auf den Berufsalltag. In der Realität der alltäglichen Gegenwart muss aus allen möglichen Zukunftsoptionen eine realisiert werden. Nur wenn aus irgendwelchen Gründen keine lebensgeschichtliche Perspektive mehr vorhanden ist, oder diese sich von der Realität des Berufsalltags entfernt hat, reduziert sich Berufsleben auf Berufsalltag.

Der Berufsalltag hat deshalb für das Berufsleben eine orientierende Funktion: Im Berufsalltag realisiert sich vergangenes und zukünftiges Berufsleben, im Berufsalltag wird zudem die individualisierende Perspektive der Lebensgeschichte durchbrochen. Vergangenheitsorientierungen und Zukunftspläne sind nicht automatisch umsetzbar: zwischen Einstellungen und biographischen Handlungen besteht eine Kluft, die sich aus der Widerständigkeit

der realen Struktur ergibt. Zu dieser Widerständigkeit zählen sowohl betriebliche Arbeits- und Ausbildungsstrukturen wie auch familiäre Strukturen, auf beide muss Rücksicht genommen werden. Die Analyse der diachronen Perspektive allein ohne den Beizug des strukturellen Rahmens genügt höchstens für eine dokumentarische, lebensweltliche Darstellung, wie das in der Untersuchung von ALHEIT & DAUSIEN (1985) über das "Arbeitsleben" augenfällig ist.

Auf einer weiteren Ebene einer strukturalen Betrachtungsweise der In-bezug-Setzung von Berufsalltag und Berufsleben, wie sie in einer Berufsbiographie zum Ausdruck kommt, müssen im folgenden die Strukturelemente identifiziert werden, die auf das Berufsleben Einfluss nehmen. Zu diesen Strukturelementen gehören allgemeine gesellschaftliche Organisationsprinzipien wie die Erwerbsarbeit, der Beruf und die soziokulturell festgelegte Normalbiographie im Sinne eines soziologisch überindividuell konzipierten Lebenslaufs (KOHLI 1985).

3.1.1. Erwerbsarbeit als biographischer Orientierungsrahmen

Wie Kohli (1985) feststellt, wird mit der historischen Entwicklung der Industriegesellschaft ab Ende des 18. Jahrhunderts ein Konfigurationsmuster typisch, das den Lebenslauf zunehmend um die Erwerbsarbeit herum gruppiert. Kindheit und Jugend als Lebensphase davor unterliegen zunehmend einer verstärkten sozialen Kontrolle durch den Staat. Durch eine Schutzgesetzgebung werden Kinder und Jugendliche von der Erwerbsarbeit ferngehalten. Teilweise als Folge dieser Schutzmassnahmen bemüht sich der Staat um mehr Bildung. Kinderarbeitsverbot und allgemeine Volksschulpflicht im 19. Jahrhundert sind Ausdruck der Sorge der neuen Nationalstaaten um die Jugend. Durch das frühkapitalistische Ausbeutungssystem in der grossen Industrie ist die biologische Reproduktion der Generationen gefährdet. Schliesslich braucht der Staat für die Bürokratie und das Militär, gleich wie die Grossindustrie, zunehmend wenn auch nicht gebildete so doch genügend qualifizierte Arbeitskräfte, die wenigstens des Lesens und Schreibens kundig sind.
Für die älteren Industriearbeiter setzt sich im 19. Jahrhundert

mit dem Entstehen von staatlichen Rentensystemen zuerst in Deutschland die Konstituierung einer neuen Altersgrenze nach oben durch, die ebenfalls die Teilhabe an Erwerbsarbeit zum Kriterium hat, den Verlust an dieser Teilhabe materiell entschädigt und die Arbeiter in den 'verdienten Ruhestand' versetzt. Parallel zu dieser biographischen Eingrenzung der Erwerbsarbeit ist seit dem Entstehen der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert eine ähnliche strukturelle Eingrenzung der Erwerbsarbeit im Alltag sichtbar geworden. Der gewerkschaftliche Kampf um den Normalarbeitstag, im 20. Jahrhundert als Verkürzung der täglichen und wöchentlichen Höchstarbeitszeit geführt, und die Einführung von gesetzlichen Freitagen und Mindestferien schaffen beim grund- und besitzlosen Industriearbeiter erstmals eine neuartige Reproduktionsform: die Freizeit ist nicht mehr allein durch die alltägliche und tageszyklische Reproduktion der Arbeitskraft dominiert, sondern gestattet neben Bildung, politischer Betätigung und emotionaler Pflege des binnenfamiliären Klimas auch die Entwicklung von längerfristigen biographischen Perspektiven, die eine grundlegende historische, zuerst kollektive, später immer mehr auch individuelle Verbesserung der materiellen Lebensgrundlagen anstrebt. Mit dem Niedergang der Verlagswirtschaft, mit dem Nebeneinander von halbbäuerlicher Existenz, Heimarbeit und Fabrikarbeit und der alleinigen Reproduktion der städtischen Bevölkerung durch Erwerbsarbeit wird im Alltag des Industriearbeiters die Teilhabe an der Erwerbsarbeit zum zentralen Merkmal der Organisation des Lebenslaufs.

Die lebenslauftheoretische Konzentration der Erwerbsarbeit auf die mittlere Lebensphase und die Verknüpfung des Status des Erwachsenen mit dem des mündigen Bürgers schlägt sich zwar auf die gesellschaftliche Konstitution des Lebenslaufs und damit auch auf lebensgeschichtliche Orientierungen nieder, müsste aber in bezug auf Geschlecht und soziale Schicht gesondert betrachtet werden. Neben den unterschiedlichen geschlechtstypischen Lebenslaufmustern verläuft die biographische Orientierung anders bei einem Arbeiter von bäuerlicher oder proletarischer Herkunft als bei einem Angestellten- oder Beamtensohn, der aus kleinbürgerlichen oder bürgerlichen Verhältnissen stammt. Wie DEPPE (1982) in einer biographischen Untersuchung von drei Generationen von Arbeiterleben aufzeigt, ist die bäuerliche oder halbbäuerliche

Herkunft in vielen Arbeiterbiographien heute noch sichtbar als biographischer Vergangenheitsbezug, der die Einstellung zur Erwerbsarbeit entscheidend geprägt hat. Im Gegensatz zu vielen Apologeten einer autochthonen Arbeiterkultur entsteht bei DEPPE das Bild einer sozialen Schicht, die von der soziobiographischen Herkunft her in sich heterogen ist und, nimmt man die Immigranten dazu, dies bis heute geblieben ist. Dabei spielen neben den traditionellen Arbeitern in den Stammindustrien, die ländliche Bevölkerung, Immigranten und in Deutschland Ost-Flüchtlinge eine bedeutende Rolle. Der Einfluss der sozialen Schicht wird zudem in den Biographien überdeckt durch die gewerbliche überproportionale Ausbildung von Lehrlingen, die später von der Industrie übernommen werden. Zusammen mit der Industrialisierung eines Teils der kleingewerblichen Bevölkerung ergibt sich als gesellschaftliche Grundlage im Sinne der sozialen Herkunft für die heutigen Industriearbeiter so eine Trias von Eigenschaften, die mit 'proletarisch - bäuerlich - gewerblich' umschrieben werden kann.

Lebenslaufschema und soziale Herkunft geben uns Kriterien an, die die Erwerbsarbeit über das materielle Reproduktionsinteresse hinaus attraktiv machen, weil sie zunehmend das einzige Medium für die Darstellung von bäuerlicher Arbeitsmoral, Land- und Bodenverbundenheit und gewerblichem Handwerkerideal werden.
Das von der sozialen Herkunft durch den Vater vermittelte Selbstbild im Sinne einer beruflichen Identität wird im primären Sozialisationsprozess internalisiert und im Verlaufe der Erwerbsarbeit zusätzlich inkorporiert: Nicht nur die berufliche Identität, sondern auch der strukturelle Zwang zu Erwerbsarbeit in einer spezifischen Form wird als 'Lebensschicksal' hingenommen und nicht weiter hinterfragt. BOURDIEU (1979) hat die widersprüchliche kulturelle Orientierung an objektiven Strukturen und Zwängen als den Habitus definiert: Der Einzelne will mit der Zeit nur noch das, was andere von ihm wollen oder - wie es das Sprichwort ausdrückt - "er macht aus der Not eine Tugend".
Im Hinblick auf die Analyse des Berufslebens ist deshalb zu fragen, welchen Stellenwert die Erwerbsarbeit für den einzelnen Berufsarbeiter hat und zweitens welche kulturellen Dispositionen (i.S. des Habitus) als Werte und Normen sich mit ihr verbinden und wie sich eine je nach sozialer Herkunft spezifische prole-

tarische, bäuerliche oder gewerbliche Restidentität in den beruflichen Habitus und damit in die Lebensplanung und die biographische Perspektive des Berufslebens umsetzt.
Die Widersprüche, die sich aus der objektiven Lage als Berufsarbeiter und aus den subjektiven Vorstellungen über ein wünschbares Berufsleben ergeben, drücken sich in den Berufsbiographien aus und werden potentiell handlungsrelevant, während das Sichfügen unter den objektiven Zwang des Berufsarbeiter-seins und -bleibens subjektiv eher als Akzeptanz einer Berufsrolle erscheint. Zuweilen verbindet sich bei älteren Berufsarbeitern biographische Resignation mit dem Ausschluss von Alternativen und einem Abwarten der Altersgrenze. Biographische Perspektive reduziert sich auf ein Kontinuum von täglich wiederkehrenden Berufsalltagen bis zur Pensionierung: Jeder verflossene Arbeitstag ist zugleich ein Arbeitstag weniger bis zur Pensionsberechtigung.

Zusammenfassend können wir festhalten: Mit der Entstehung und Ausdifferenzierung der industriellen Arbeitsgesellschaft hat sich ein Lebensschema institutionalisiert, das um die Erwerbsarbeit herumgruppiert ist und das der mittleren Phase der Erwerbsarbeit die Hauptrelevanz zuspricht. Die Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen wird von materiellen Reproduktionszwängen entlastet, gleichzeitig wird Bildung zunehmend auf eine Zukunft ausgelegt, die nur noch aus Erwerbsarbeit besteht. Ebenso scharf wird die Altersgrenze nach oben davon abhängig gemacht, ob jemand noch der Erwerbsarbeit nachgehen darf oder nicht.

3.1.2. Der Beruf als biographischer Orientierungsrahmen

Der Uebergang vom Kindheitsstatus zum Erwachsenenstatus wird heute für die Mehrheit der Jugendlichen über die Berufsausbildung geleistet. Bezeichnend für die lebenslaufstheoretische Verwurzelung dieses Denkens scheint mir die theoretische Diskussion um die Verlängerung der Jugendphase bei dem Teil der Jugendlichen zu sein, die nach einem längeren Schulbesuch meist mit anschliessender Hochschulausbildung erst zwischen 25 und 30 Jahren eine Erwerbsarbeit aufnehmen. Diese "Postadoleszenz" genannte Lebens-

phase wird gerade nicht als Stufe des Erwachsenendaseins gewertet, sondern als Verlängerung der Jugend empfunden. Im Unterschied zum Erwachsenen legt der postadoleszente Jugendliche das Hauptgewicht seiner Interessen auf die Orientierung an der Subkultur der Jugendlichen, vielleicht noch auf Bildung, jedoch nur sekundär auf Erwerbsarbeit und Berufstätigkeit. Bildungsabschluss und Erwerbsarbeit sind für postadoleszente Jugendliche oft zwei verschiedene Welten, die höchstens über eine Mittel-Zweck-Relation verbunden sind: Mit dem Jobben wird der Lebensunterhalt, oft auch das Studium verdient. Angesichts der Arbeitslosigkeit in den westlichen Industrienationen wird diese Einstellung auch auf spätere Lebensphasen transferiert, weil der Bildungsabschluss in vielen Fällen gar nicht direkt in eine Berufsarbeit umgesetzt werden kann.

Die Berufsausbildung konstituiert ähnlich wie bei der Erwerbsarbeit zwei Phasen des Lebenslaufs: Nach BECK, BRATER & DAHEIM (1980) zuerst ein Lernen des Berufs und dann ein Arbeiten im Beruf. Unabhängig von der empirischen Relevanz aller späterer Weiterbildung, Umschulung und Titelerwerb bleibt für den Lebenslauf des Berufsarbeiters typisch, dass der Uebergang von der Phase der Jugend und der Nichtarbeit zur Phase des Erwachsenen und der Erwerbsarbeit durch einen beruflichen 'Initiationsritus' gehandhabt wird, der im weitesten Sinn als Lernen der zentralen beruflichen und sozialen Kompetenzen interpretiert werden kann. Funktional ähnlich wie in der militärischen Grundausbildung muss der Jugendliche durch Initiationsübungen beweisen, dass er die Härte des Alltags der Erwachsenen übersteht und die Regeln der sozialen Kooperation in der Hierarchie und gegenüber den Gleichaltrigen anerkennt.

Ist die Berufsausbildung vollzogen, so stellt der gelernte Beruf eine Form der Idealisierung dar, die von der objektiven Struktur der Erwerbsarbeit her kaum begründbar ist. Der berufliche Habitus des Gelernten unterscheidet sich vom Habitus des Ungelernten idealtypisch gerade in dem Punkt: Während der Ungelernte sich weder um die Vergangenheit (soziale Herkunft) kümmert und auch nur selten ein berufliches Lebensziel verfolgt, drückt sich im beruflichen Habitus des gelernten Arbeiters vielfach sowohl die soziale Herkunft aus, wie auch eine biographische Perspektive, die mehr oder weniger bewusst als berufliche Entwicklung,

erhofften Aufstieg oder wenigstens als eine Beförderung oder Versetzung in eine angenehmere Abteilung subjektiv repräsentiert ist.

Als These für die Analyse des Berufslebens formuliert, stellt sich die Frage, wie gelernte Berufsarbeiter mit dem Spannungsverhältnis zwischen einer lebenslaufkonstituierenden Sukzession von Lernen für den Beruf in der Lehre und Arbeiten im Beruf in ihrer biographischen Orientierung zurecht kommen. Die Wahl einer Lehrstelle ist ja nicht nur eine Wahl eines sie interessierenden Berufs und das Internalisieren einer Berufsethik, sondern beinhaltet einerseits den Ausschluss anderer Alternativen wie zum Beispiel den Mittelschulbesuch und legt andererseits zudem auch den Rahmen für eine berufliche Karriere fest, die nach der Lehre im Berufsleben durchschritten werden kann. Zweitens stellt sich die Frage, wie gelernte Berufsarbeiter abgesehen von den Erfordernissen der materiellen Reproduktion und des Arbeitsmarktes von ihren beruflichen Selbstverständnis her den Uebergang rep. den Eintritt in das Erwachsenenleben bewerten und wie sie von diesem Selbstverständnis im Hinblick auf die weitere Berufskarriere Gebrauch machen. Wie noch zu zeigen sein wird, hängt das Gelingen des Uebergangs von der Lehre in den Beruf und der Aufbau einer biographischen Perspektive nicht allein von den beruflichen Kompetenzen ab, sondern fast noch stärker vom beruflichen Selbstverständnis. Wer die Berufsethik des "einer von uns" übernimmt und sich den Erfordernissen des Berufsalltags flexibel anpasst, wer sich seinen Vorgesetzten als motivierter und ausbildungswilliger Berufsarbeiter zeigt, hat für das berufliche Weiterkommen die ungleich besseren Chancen.

3.1.3. Allgemein-strukturelle Lebenslaufmuster

Die historische Veränderung der Familienstruktur in den letzten 200 Jahren von der Haushaltsökonomie zur Zwei-Generationen-Kleinfamilie hat Implikationen in bezug auf die Veränderung der allgemeinen Lebenslaufmuster, die vor allem im Hinblick auf die neueste Diskussion um alternative Lebensformen in der Postmoderne interessant werden.

LEHMAN (1985) verweist in seiner 'Mythologie der Kindheit' darauf, dass das Denken in Lebenszyklen mit zugeordneten Lebensphasen und Uebergängen sehr alt ist und wesentlich mit der kulturellen Ausformung der biologischen Reproduktion einhergeht. Als wichtige Uebergänge, die meistens durch kulturelle Riten begleitet werden, erweisen sich die Geburt, der Schuleintritt, die Schulentlassung, die Heirat, die Elternschaft und der Tod. Alle diese biographisch schwer zu bewältigenden Uebergangsphasen sind durch kollektive geschlechts- und generationsspezifische Riten und Festlichkeiten gezeichnet, die die Funktion haben, den Einzelnen zu entlasten. Symbolische und kollektive Bewältigungsformen werden angeboten, die zugleich eine pädagogische oft symbolische Belehrung beinhalten, die auf wichtige Aufgaben in der neuen Existenz hinweisen sollen. KOHLI (1985) kann zusätzlich zeigen, dass das Konzept eines individuellen Lebenslaufs an soziokulturelle Voraussetzungen geknüpft ist, die sich historisch erst in der Moderne herausgebildet haben und - so seine These - sich unter zivilisationstheoretischer Perspektive zunehmend normiert und standardisiert haben. Die Normierung ergibt sich

a) aus der statistischen Verbreitung einer langen Lebensdauer, die zu einem Uebergang führt von einem Lebenslaufmuster der Zufälligkeit von Lebensereignissen zu einem vorhersehbaren Lebenslauf (KOHLI, 1985, 5);

b) aus einer Angleichung des Uebergangs vom Jugendlichen zum Erwachsenen und einer zunehmenden Standardisierung des Heiratsalters und

c) aus der Konstitution von chronologisch starr fixierten Altersgrenzen, die den Beginn und das Ende der Erwerbsarbeit signalisieren und die sich mit den Statusmerkmalen des Erwachsenenalters verbinden.

Allgemein betrachtet bringt die verlängerte Lebensdauer kombiniert mit der industriellen Produktionsweise und der damit verbundenen Restrukturierung des familiären Zyklus eine äussere Sequenzierung des Lebenslaufs. Nach KOHLI (1985) betrifft die Sequenzierung jedoch nur die zunehmende Normierung und Standardisierung der zeitlichen Fixpunkte. Gegenläufig zu dieser Bewegung einer zeitlichen Fixierung verschiedener Lebensphasen läuft die Tendenz der Säkularisation der alten rituellen Muster bei transi-

torischen Uebergängen (vgl. LENZEN 1986). Während zum Beispiel in der Zeit der Protoindustrialisierung der Zeitpunkt für Heirat und Kinder oder der Zeitpunkt der Hofübergabe individuell eng an die ökonomischen Ressourcen und das Arbeitsvermögen der älteren Generation gekoppelt war, standardisiert sich im Laufe der Geschichte ein verzeitlichtes Lebenslaufmuster heraus, das schon mit der Jahrgangsklasse in der allmählich obligatorisch werdenden Volksschule beginnt und dann einen Jahrgang weiterführt zu Beruf, Arbeit, beruflichem Aufstieg und Heirat.

Damit wird neben einer neuen Qualität des alten Prinzips der Anciennität vor allem der Leistungsvergleich zwischen zwei Individuen gleichen Lebensalters möglich. Anciennität betrifft nicht mehr eine zum Beispiel im Beruf zugeschriebene Berufserfahrung, sondern wird zu einer zeitlichen Norm, die angibt, über welche Berufserfahrung jemand mit 35 Jahren verfügen muss. Neben der individualisierten Konkurrenz, die direkt zu bürgerlichem Karrierebegriff und kollektiven Entsolidarisierung der Angestelltenschaft führt, ist die Irreversibilität von an sich wählbaren Lebensereignissen augenscheinlich: je stärker Phasen mit zeitlichen Altersgrenzen unterschieden werden und je stärker innerhalb dieser Phasen bestimmte Ereignisse wie Heirat und beruflicher Aufstieg erwartet werden, desto stärker sind verpasste Chancen später auch nicht mehr aufzuholen. Die Verzeitlichung des äusseren Lebenslaufs bringt demnach eine Kette von irreversiblen Entscheidungen mit sich, die allgemeine Lebensereignisse betreffen.

Wenn wir den Einfluss der Erwerbsarbeit, des Berufs und der Berufsausbildung und der Verzeitlichung auf die äussere Sequenzierung des Lebenslaufs gesamthaft betrachten, so kommen wir zur These, die der folgenden Interpretationsarbeit zugrunde gelegt werden soll. Der äussere Lebenslauf des Berufsarbeiters wird im Zuge der Industrialisierung immer stärker fragmentiert. Die Fragmentierung des Berufslebens betrifft bisher die Uebergänge von der Schule in die Lehre, von der Lehre in den Beruf und vom Beruf in die Pensionierung. Mit dem Verlust kultureller und ritueller Bewältigungsmuster für diese Phasenübergänge entsteht ein Defizit, das nun vom Einzelnen als individuelle Bewältigungskrise gemeistert werden muss. Gleichzeitig bewirkt die Individualisierung des Uebergangsgeschehens eine andere lebenszeitliche

Wahrnehmung. Wo früher der Einzelne von einer Existenz in einer Lebensphase zur nächsten Lebensphase kollektiv 'weitergereicht' wurde, wird durch die Individualisierung die antizipatorische und instrumentelle Benutzung einer bestimmten Lebensphase zur Bewältigung der nächsten viel wichtiger. In einer Lebensphase ist der Einzelne nicht mehr unter Seinesgleichen aufgehoben, sondern muss sich bereits auf den Uebergang zur nächsten Phase vorbereiten. Die Entstehung einer biographischen Perspektive hängt vermutlich mit dieser individuellen Bewältigungsform zusammen. Nicht die phasentypische Existenz, das Aufgehen im momentanen Alltagsgeschehen und die Solidarität mit den Gleichaltrigen entscheidet über den Lebensverlauf. Daneben wird zunehmend der Blick nach vorn, der Blick auf Lebens- und Berufsziele wichtig, die man individuell erreichen muss. Dadurch tritt der Einzelne automatisch in Konkurrenz zu seinen Altersgenossen. Der Zusammenbruch der feudalen Handwerksbünde und Zünfte nach der französischen Revolution und das Fehlen eines funktionalen Ersatzes in der Zeit danach sowie der Ersatz der zünftigen Solidarität durch das Leistungsprinzip kann nicht allein wirtschaftlich verstanden werden. Der Einzelne muss nun sein Berufsleben 'in die Hand nehmen', nur wer mehr leistet als die anderen hat ein berufliches Fortkommen.

Ferner ist aber nach der zusätzlichen Binnendifferenzierung des Berufslebens zu fragen: Wie HERMANNS et al. (1984) darstellen, lassen sich bei Ingenieuren mit verschiedenen Schulabschlüssen eine Folge von Phasen im Berufsleben unterscheiden. Zum Beispiel muss ein Ingenieur ungefähr bis 45 die Sporen in der Technik abverdient haben. Gleichzeitig muss er sich im Betrieb eine Plattform schaffen, die ihm ermöglicht,den Ausstieg aus der Technik zu vollziehen und in das Management zu wechseln. Die Plattform kann darin bestehen, dass er sich zusätzliche Managementqualifikationen aneignet oder dass er in einem Spezialgebiet technisches Wissen soweit vorantreibt, dass er sich für die Führung eines Entwicklungsprojekts empfiehlt. Wenn er den Aufstieg bis zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht schafft, bleibt er zeitlebens Ingenieur im ausführenden Bereich, was mit kräftigen Lohneinbussen und Statusminderungen verbunden sein kann.

Deshalb ist in unseren Berufsbiographien nach der berufssozialisatorischen Wirkung der Fragmentierung des Berufslebens in einzelne Phasen und nach der individuellen Reaktion im Sinne von Bewältigungsversuchen zu fragen. Begreifen wir die Fragmentierung des Berufslebens als letzte Stufe der Ausdifferenzierung von Lebenslaufmustern, so ist damit fast automatisch die Zerstörung einer beruflichen Identität verbunden, die sich am Ideal einer lebenszeitlichen und ganzheitlichen Handwerksarbeit orientiert. Viele Anhaltspunkte in unserem biographischen Material vor allem der älteren Generation sprechen für die Fragmentierungs-These, die unter biographischer Perspektive bewusstseinsmässig als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in Erscheinung tritt: Auf der einen Seite ist das Berufsleben zunehmend fragmentarisch orientiert, verlangt also vom Berufsarbeiter, dass er sich in seiner Biographie umstellt, dass er flexibel bleibt, sich eine neue berufliche Identität aufbaut oder diese Identität gerade auf dem Flexibel-sein begründet. Auf der anderen Seite ist schon von der sozialen Herkunft und der "rückwärtigen" biographischen Orientierung an der Elterngeneration ein Denken bewusstseinsmässig vorhanden, das sich an einem Ideal handwerklicher, ganzheitlicher und sozialer, also solidarischer Arbeit ausrichtet.
Wenn wir mit der Fragmentierung die zeitliche 'Verstückelung' des bewusstseinsmässig noch ganzheitlichen Berufslebens definieren, so wird der zweite Ansatzpunkt für die Analyse des Berufslebens die faktische Taylorisierung der Berufsarbeit und ihre zunehmende Abschottung gegenüber allen anderen Formen von Arbeit wie Hausarbeit, Freizeitarbeit zum Gegenstand haben. Gleichzeitig zur Fragmentierung des Lebenslaufs lässt sich entlang des Alterskontinuums eine verstärkte Segmentierung des Lebens feststellen, die sich in der Sozialisation synchron, also im Bereich der Freizeit und Familie auswirkt (KOHLI, 1985,7). Segmentierung stellt in dem Sinne den zweiten Angriffspunkt auf die berufliche Identität der älteren Generation als ganzheitliche Handwerker dar. Schliesslich wird zu fragen sein, wie bewusstseinsmässig in der biographischen Perspektive Fragmentierung und Segmentierung des Berufslebens zusammenhängen. Die Reduktion des Berufslebens auf ein fragmentarisches Nacheinander zum Teil völlig gegensätzlicher Lebensphasen und die Reduktion auf ein Segment im ewig gleichen Berufsalltag, der sinnhaft mit dem übrigen Lebensalltag

nicht mehr zusammenzubringen ist, hängen vermutlich mit einer instrumentellen Berufsorientierung im Sinne einer reinen Job-Mentalität und einer Verlagerung oder Abspaltung wesentlicher ursprünglich beruflicher Interessen in den Reproduktionsbereich zusammen. Der private Reproduktionsbereich wird damit plötzlich zu einem strategischen Bereich für die Entwicklung und Realisierung einer biographischen Perspektive.

Im folgenden soll untersucht werden, wieweit das Phänomen der zunehmenden Fragmentierung des Lebenslaufs kritisch hinterfragt werden muss. Mit KOHLI (1985) stellt sich nämlich die Frage, ob die gesellschaftliche Entwicklung einer zunehmenden Verzeitlichung und Binnendifferenzierung des Lebenslaufs in den letzten Jahren sich verlangsamt hat oder sogar dialektisch umkippt. Die Kritik betrifft v.a. zwei Punkte: 1. wird behauptet, dass unter dem Einfluss des Wertewandels und der Auflösung kollektiver kultureller Muster in Lebensformen von gleichzeitig nebeneinander existierenden Subkulturen der Einfluss eines normativen Lebenslaufs, der biographische Entscheidungen beeinflusst, abnimmt; 2. wird behauptet, die Verzeitlichung des Lebenslaufs werde durch die neueste soziale und technologische Entwicklung zunehmend aufgeweicht. Frauen steigen auch nach 45 wieder in der Beruf ein, Jugendliche sind zum Teil bis 35 in der Ausbildung begriffen, ältere Berufstätige gehen vermehrt wieder in die Schule und Ingenieure mit 24 Lebensjahren geraten auf Meisterposten, auf die früher nur bewährte Berufsarbeiter avanciert sind.

Zu 1.: Das Verhältnis von vorgeordnetem Lebenslauf und rekonstruierter, erinnerter Lebensgeschichte hat zum Beispiel SCHULZE (1985) betrachtet. Letztlich handelt es sich um eine Dialektik von Allgemeinem und Besonderem, von vorgegebener gesellschaftlicher Struktur und individueller Gestaltungsmöglichkeit. Auf unseren Gegenstand gewendet kann dieselbe (Schein-)Antinomie von Berufskarriere und Berufsleben aufgezeigt werden. Auf der einen Seite finden wir lebenslauftypische Muster, berufsbezogene Karrieren, zum Beispiel vom Gesellen zum Meister, vom Meister zum Selbständigerwerbenden. In grösseren Betrieben sind berufliche Laufbahnen als interne Karrieren institutionalisiert, die nach Plan im Sinne einer sukzessiven Qualifizierung on-the-job durch-

laufen werden. Daraus resultieren Wahrscheinlichkeiten und Erwartungen für den Berufsarbeiter, der am Beginn seiner betrieblichen Laufbahn steht. Er weiss, dass zum Beispiel über die Hälfte der Mechaniker in ihrem Berufsleben irgend eine Vorgesetztenposition übernehmen, oder dass der überwiegende Teil der FEAM bis 25 eine Ingenieurschule besucht hat usw. Auf der anderen Seite hat der einzelne Berufsarbeiter immer auch die Wahl: er kann sich zur Erwartung des Betriebs querstellen. Einige unserer Befragten zum Beispiel haben die Lehre mit etwa 35 Jahren nachgemacht, sind also mit 35 Jahren zusammen mit den 17-jährigen noch einmal in die Berufsschule gegangen. Andere jüngere FEAM zum Beispiel schlagen eine betriebliche Laufbahn zum Ingenieur aus, obwohl sie gute Noten im Abschluss haben usw. Wir können mit Herbart den Schluss ziehen: "Das Individuum ist höckerig" (zit. BAACKE 1985,3). Das Besondere eines Berufslebens fügt sich dem Allgemeinen und gesellschaftlich Erwarteten nicht ohne weiteres, es wird zwar von der betrieblichen Struktur her sozialisiert, die einen bestimmten Erwartungsdruck ausübt. Der Einzelne kann sich gegen das Angebot des Betriebs entscheiden und sich der vorgegebenen Laufbahnstruktur entziehen. KOHLI (1985, 19f.) hat zum Verhältnis von biographischer Struktur und subjektiver Konstruktion drei lebenslauftheoretische Modelle unterschieden, die das Verhältnis von System- und Handlungstheorie umreissen:

Ein erstes Modell widmet sich nur der Analyse des institutionellen Programms und betrachtet die biographische Perspektive des Individuums als ein nachgeordnetes Produkt. Ein zweites Modell setzt Lebenslauf und subjektive Sinnkonstruktion parallel. Die Herausbildung eines Lebenslaufs als individuierte Lebensform setzt voraus, dass die Individuen ihren Part spielen. Subjektivität wird zu einer notwendigen Komponente der Analyse. Gegenstand der Untersuchung sind nicht allein explizite biographische Planungen, sondern auch biographische Entwürfe, die zum Teil in hohem Masse von Idealisierungen leben, wie wir sie in bezug auf das berufliche Selbstverständnis der älteren Generation aufzeigen werden. Das dritte Modell geht von einer unaufhebbaren Dialektik von heteronom vorgegebener Lebenslaufstruktur einerseits und biographischem Handeln andererseits aus. Biographisches Handeln ist dabei gerade durch die Negation der allgemeinen Struktur,

durch die Herausbildung einer biographischen Subjektivität und durch das Entstehen von Individualität gekennzeichnet.
Die Interpretationen unseres Materials deuten darauf hin, dass für uns ein Ansatz der theoretischen Vermittlung von System- und Handlungsebene am ehesten relevant sein wird.

zu 2.: Schliesslich ist kritisch zu fragen, wie weit die postulierten Thesen im Hinblick auf die Analyse der jüngsten Generation von Berufsarbeitern zu differenzieren sind. KOHLI (1985,22f) sieht für einen allgemeinen strukturellen Wandel die folgenden Anhaltspunkte, wobei er offenlässt, ob die Tendenz als konjunkturelle Ausbuchtung eines Trends oder als tatsächlicher Umschwung gedeutet werden muss: Die Veränderung des Familienzyklus, der mit der Berufstätigkeit oder dem Wiedereinstieg von Frauen in den Beruf zu tun hat (vgl. BORKOWSKY et al. 1985), und die zunehmenden Bildungsmöglichkeiten und Bildungsnotwendigkeit auch in den späteren Lebensjahren, die die klassische Dreiteilung des Lebenslaufs in Kindheit, Ausbildung und Beruf zunehmend in Frage stellen. Zudem stellt er fest, dass die strikte Zuweisung von Altersnormen und die von Foucault und Elias thematisierte zunehmende Affektkontrolle zum Teil als Rückwirkung auf diese Erkenntnis sich langsam aufzulösen beginnen. Höflichkeit, Körperbeherrschung, Bekleidungszwang und Affektkontrolle müssen heute begründet werden, wenn sie gelten sollen; Bildung, Kleidung und Sexualität sind nicht mehr an bestimmte Altersnormen gebunden. Ob sich aus diesen Beobachtungen die Tendenz einer postindustriellen Gesellschaft herauslesen lässt, wissen auch wir nicht. Richtig scheint uns, dass in den letzten Jahren eine zunehmende Entdifferenzierung der Generationen und Geschlechter (vgl. LENZEN 1985) mit erheblichen Auswirkungen auf die Gestaltung von pädagogischen Lehr - Lernbeziehungen feststellbar ist. Weil als Folge des sozialen Wandels alle Berufsarbeiter sich zeit ihres Berufslebens mehrmals requalifizieren müssen, gibt es grundsätzlich keine älteren Berufsleute mehr, die mehr wissen als die jüngeren und dieses Wissen bloss immerzu weitergeben können. Nun sind plötzlich alle immerzu Lernende. Die pädagogische Ausgestaltung des Lehr - Lernverhältnisses wandelt sich daher in die Richtung des Erwerbs von Kompetenzen, die den Wissenserwerb erleichtern und die Art und Weise des Erlernens einer beruflichen Qualifika-

tion strukturieren und planen helfen. Die einzelne berufliche Fertigkeit verliert an Bedeutung.
Der technologische Wandel, dem auch die Berufsarbeit unserer Befragten in hohem Masse unterliegt, führte zu einer körperlichen Entlastung in der Folge von Mechanisierung und Automatisierung der Arbeitsplätze, gleichzeitig aber auch zu einer Mehrbelastung der Sinnesorgane. Erstaunlicherweise hat dieser Strukturwandel keine nennenswerte Entdifferenzierung der Geschlechter bewirkt. Nach unseren empirischen Feststellungen werden im Gebiet von Mechanikern und Elektronikern praktisch keine Frauen ausgebildet.

Als Konsequenz aus der neuesten Entwicklung wird für uns vor allem das berufliche Lernen in seiner Veränderung bei der älteren, jüngeren und jüngsten Generation ein Gegenstand der Analyse sein. Der Berufsarbeiter reagiert auf die veränderte Arbeitstätigkeit mit der Entwicklung von neuen Lernstrategien. Wahrscheinlich liegt hier der Schlüssel zur Erkenntnis, warum viele ältere Berufsarbeiter den jüngeren vorwerfen, sie seien Theoretiker oder 'Halbstudierte', die nicht mehr zupacken wollen. Die jüngere Generation bezieht ihre berufliche Identität nicht mehr von der handwerklichen Arbeit, sondern definiert sich stärker über schulisches berufliches Lernen, das allein zu Berufstiteln führt und Karrierechancen eröffnet.
Generell aber muss die neueste Entwicklung mit Vorsicht und in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit analysiert werden. Von einem Rückgang von Affektkontrolle und dem Aufkommen von postmodernen Lebensformen zu sprechen, die sich ebenfalls auf die Berufs- und Arbeitswelt auswirken, kann angesichts der zunehmenden Mediatisierung (alle vor dem Bildschirm, der Schreiber auch - Anm. d.V.), der Miniaturisierung der Arbeitswelt, des Denkens in abstrakten nicht sinnlich erfahrbaren Zusammenhängen (elektronische Bausteine, EDV-Grossanlagen), aber auch angesichts der Zunahme der Verbreitung redundanter Information (EDV, Video-Monitore) und sozialer Kontrolle (Personalausweise, Leistungsüberwachung) in hohem Masse zynisch wirken. Was im kulturellen Reproduktionsbereich als Veränderung sichtbar wird, lässt sich nicht ohne weiteres auf die Berufswelt übertragen. Mit Gorz lässt sich feststellen, dass sich auch soziologisch die Sphäre der industriellen Produktion zunehmend von allen anderen Produktions-

und Reproduktionsbereichen entfremdet und abschottet (vgl. GORZ, 1980).

Mit der Erwerbsarbeit, dem Beruf und den allgemeinen Lebenslaufmustern sind die gesellschaftlichen Determinanten des Berufslebens bezeichnet. In den folgenden Abschnitten soll versucht werden, die Seite des handelnden oder erleidenden Berufsarbeiters noch stärker zu beleuchten. Zu fragen ist dort, wie nach Max Frisch das Spiel "Biographie" aus der Sicht des Einzelnen organisiert wird.

3.2. Das Berufsleben in biographischer Perspektive

Der Berufsarbeiter als Einzelperson orientiert sich nicht nur an strukturellen Vorgaben wie dem Erwerb, dem Beruf und den Lebenslaufmustern. In der Darstellung des Berufslebens wird diese Ebene meistens vorausgesetzt. Nur die wesentliche Abweichung von der Norm begründet Individualität und wird legitimiert: wir hören etwas von der Erwerbsarbeit, wenn sich jemand bewusst für oder gegen sie ausspricht, zum Beispiel dann, wenn sich ein FEAM nach der Lehre die Frage stellt, ob er jetzt Geld verdienen oder drei Jahre Ingenieurausbildung ohne Verdienst auf sich nehmen soll. Das gilt ebenso für den Beruf und das Lebenslaufmuster. Aus der Perspektive des Individuums ist nur der berufliche Wechsel oder der Ausstieg aus dem Erwerbsleben zwingend darstellbar.
Die Erzähler orientieren sich bei der Darstellung des Berufslebens stärker an der eigenen individuellen beruflichen Entwicklung. Die eigene Biographie hat für die Erklärung der beruflichen Gegenwart und der beruflichen Zukunft orientierende Funktion. Die lebensgeschichtliche Darstellung des Berufslebens bringt die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der eigenen Subjektivität zum Ausdruck.
Die Darstellung des persönlich erlebten Berufslebens bedingt jedoch nicht zwingend eine individualisierende Betrachtung. Die Haltung, dass man sich als Einzelner im Betrieb nach oben kämpfen muss, ist zugegebenermassen eine unter gelernten Berufsarbeitern verbreitete Einstellung. Die Orientierung an der persönlichen Vergangenheit und die Entwicklung von Interessen und Berufszielen

kann jedoch auch auf solidarische Handlungsformen ausgerichtet werden. Wer zum Beispiel stark von seiner sozialen Herkunft als Arbeiterkind geprägt wurde und wer daraus auch sein berufliches Selbstverständnis als qualifizierter und solidarisch handelnder Berufsarbeiter herleitet, wird vielleicht in seiner beruflichen Perspektive den individuellen Aufstieg nicht anstreben und einen angebotenen Vorarbeiterposten gerade aus diesem Grund ablehnen. So stellt sich hier auch die Frage, ob sich die von BECK (1983) behauptete gesellschaftliche Individualisierung im Berufsleben der befragten Arbeiter und Angestellten auch ausdrückt.

3.2.1. Biographische Perspektive als lebenszeitliche Orientierung

Unter einer biographischen Perspektive verstehen wir das Total von lebenszeitlicher Orientierung am Vergangenen, an der gegenwärtigen (beruflichen) Existenz oder die perspektivische Orientierung an der beruflichen oder privaten Zukunft. Während die biographische Orientierung am Vergangenen als Erinnerung abhängig ist von der sozialen Stellung, also der erreichten beruflichen Position heute, ist die Entwicklung einer biographischen Perspektive darüber hinaus abhängig von den Relisierungschancen überhaupt. So finden sich Zukunftsvorstellungen, die sich rein situativ aus der beruflichen Gegenwartsposition heraus verstehen lassen und die im Sinne einer Wahl antizipativ als alternative berufliche Möglichkeit vorbereitet werden, indem zum Beispiel der betroffene Facharbeiter sich weiterqualifiziert oder umschulen lässt. Dem stehen Zukunftsmöglichkeiten gegenüber, die mehr einer biographisch noch sichtbaren lebenszeitlichen Sehnsucht entsprechen, die zum Beipiel die halbbäuerliche Existenz wiederherstellen wollen, die einmal in der Kindheit noch vorhanden war und die als lebenszeitlich dauerndes Thema im Sinne der "eigentlichen Zukunft" thematisiert wird. Realisierungschancen ergeben sich aus dem Realitätsbezug des Facharbeiters. Ob wir als Interpreten eine berufliche Alternative als wahrscheinlich erachten, spielt nur sekundär eine Rolle in dem Sinn, dass das Alltägliche, Normale und Durchschnittliche auch unseren Erwartungen entspricht: Der Mechanikermeister, der uns schildert, dass er lieber Kunstgeschichte studieren möchte, überrascht uns

mehr als der FEAM, der in den medizintechnologischen Sektor möchte, weil dort sinnvollere Produkte entwickelt werden, die dem Menschen aus seiner Sicht mehr zum Nutzen als zum Schaden reichen.

Der Begriff der 'biographischen Perspektive' will im Unterschied zum Begriff des 'beruflichen Sozialisationsprozesses' betonen, dass Entwicklung und Entwicklungschancen aus der Sicht des betroffenen Berufsarbeiters thematisiert und interpretiert werden. Während die Sozialisationstheorie nach "objektiven" Sozialisationsfaktoren und -determinanten fragt, beschränken wir uns auf den subjektiven Deutungsrahmen, also auf die kommunikativ erschliessbaren Vorstellungen über vergangene und zukünftige berufliche Entwicklung.

3.2.2. Fragmentierung als Strukturmerkmal biographischer Perspektive

HERMANNS et al. (1984) haben am Beispiel von diplomierten und graduierten Ingenieuren die Themen in der Berufsbiographie rekonstruiert und unterscheiden vier unterschiedliche Phasen zwischen Erstausbildung und Ruhestand: In der Uebergangsphase muss der Ingenieur einen Ansatzpunkt finden für seine berufliche Karriere. Neben der professionellen Kompetenz muss er soziales Wissen über den Produktionsbetrieb erwerben, d.h. er muss sich in die Denkweise der betrieblichen Produktion einleben. In einer zweiten Phase des Substanzaufbaus muss er professionelle Kompetenz auf seinem Gebiet erwerben, die weiterreicht als die professionelle Basiskompetenz und die ihm "eine Angebotsmacht auf dem Arbeitsmarkt verleiht" (HERMANNS, 1984, 170). In der Bewährungsphase geht es mehr darum, in einer Art betriebsinternem Wettkampf aufgrund des notwendigen Substanzaufbaus den Aufstieg in eine leitende Position zu schaffen, die dem Druck des ständigen Nachholens professioneller Kompetenz enthoben ist und die mehr Anregungs- und Anleitungsfunktionen, also Managementaufgaben beinhaltet. Der Aufstieg gelingt umso besser, je früher beim beruflichen Substanzaufbau auch allgemeine, kaufmännische Fähigkeiten erworben werden, oder je mehr in eine management- und nicht rein technikbezogene Weiterbildung investiert wurde.

Derartige Surplusqualifikationen ermöglichen dem Ingenieur, neben der Technik ein zweites Standbein im Berufsfeld zu haben. Schafft der Ingenieur die Bewährungsphase und steigt er zum Manager einer Ingenieurgruppe auf, gleitet er mit fortschreitendem Lebensalter in eine Art "Erntephase". Die Bewährungsprobe als leitender Ingenieur hat er bestanden und vom Druck der technischen Qualifizierung enthoben, erreicht der Ingenieur eine relativ stabile berufliche Position mit viel Prestige und Gestaltungsfreiheit. Die beruflichen Positionen mit dieser Qualität werden meistens nur noch durch Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers frei und stellen eine Art letzte Beförderungsstufe dar für Ingenieure, die sich in einem Betrieb bewährt und verdient gemacht haben.
Im Vergleich zu unseren Berufsbiographien fällt auf, dass besonders bei den gelernten FEAM und den Maschinenmechanikern ebenfalls ein sehr individualistischer Zug in Richtung individuellen Aufstieg zunehmend beobachtet werden kann. Im Unterschied zu den Ingenieuren ist der berufliche Aufstieg nach oben deutlicher begrenzt durch den beruflichen Abschluss.
HERMANNS et al. (1984) begreifen die aufgezeigten Phasen nicht starr, sondern dynamisch. Quer zu den Phasen, die mehr das soziale Gerüst der Berufskarriere aufzeigen, rekonstruieren sie berufliche Themen in der Biographie, die über die Phasen und die Uebergänge hinweg sinnhaft in Erscheinung treten. Themen beziehen sich entweder auf Sachen und Interessen - zum Beispiel auf die Faszination der Technik - oder auf die Veränderung der eigenen Persönlichkeit im Verlauf der Entwicklung. Die technischen wie die persönlichkeitsorientierten Themen variieren je nach beruflicher Phase. Themen sind nach HERMANNS "Sinnquellen beruflichen Handelns", die sich in der Abfolge im Beruf zwar nach bestimmten Mustern verändern, die aber im Ganzen dennoch eine sinnstiftende Qualität haben, indem sie zum Beipiel den Aufbau einer biographischen Linie ermöglichen. Der Aufbau einer biographischen Linie gelingt dann, wenn in einem Betrieb berufliche Substanz aufgebaut werden kann und gleichzeitig die eigenen beruflichen Themen verwirklicht werden können. Der Ingenieur muss sich im Betrieb eine Plattform schaffen, die dann die Realisierung der beruflichen Themen ermöglicht.
Obwohl HERMANNS (1984) den Begriff der Fragmentierung des Berufslebens nicht braucht, ist in der Dynamik von beruflichen Phasen,

gefundenem beruflichem Thema und Aufbau einer biographischen Linie durch das Schaffen einer Plattform im Betrieb ein Denkmodell sichtbar, das beschreibt, wie der betroffene Ingenieur auf die äussere Fragmentierung seines Berufsverlaufs mit jeweils neuartigen Anforderungen in jeder Berufsphase reagiert. Sinn wird im Berufsverlauf nicht einfach durch Anpassung an die jeweilige Berufsrealität konstituiert, sondern im günstigsten Fall durch die Entwicklung und Realisierung einer biographischen Linie bis zur Pensionierung. Eine sinnhafte biographische Linie bietet dem einzelnen Berufsarbeiter eine Alternative für die idealisierende Vorstellung einer ganzheitlichen und handwerklichen Arbeitstätigkeit. Weil der einzelne in der Berufsgrundausbildung nicht mehr davon ausgehen kann, dass, wie Luther sagte, "jeder Mann an seinem Platz" bleiben kann, besteht die Notwendigkeit eines sinnstiftende Ersatzes auf der Ebene berufsbiographischer Orientierungen. Eine sinnvoll konzipierte biographische Linie ersetzt das nicht mehr vorhandene Bewusstseins eines lebenslang ausgeübten Berufs "an einem Platz". Berufsausübung wird viel stärker instrumentalisiert und auf ein Berufsziel im Sinne einer anvisierten beruflichen Positlion angelegt.

BROSE (1983) verwirft zwar wie die meisten Untersuchungen in diesem Bereich ein entwicklungstheoretisch fundiertes Phasenmodell. Seine Verlaufsmuster können dennoch als eine Reaktion auf die Fragmentierung des Berufslebens aufgefasst werden. Aehnlich wie KERN & SCHUMANN (1984) unterscheidet BROSE verschiedene soziale Gruppen von Industriearbeitern, die sich je durch ein spezifisches biographisches Verlaufsmuster auszeichnen:

1. Ein Muster der Weiter- und Umqualifikation: im wesentlichen die sozialen "Aufsteiger".
2. Formen der Kontinuität: hier erreichen die Facharbeiter wenigstens "Stammplätze" im Betrieb.
3. Formen prekärer und bedrohter Stabilität: Facharbeiter in Risikopositionen, die zum Teil eine Dequalifizierung hinnehmen müssen (1).

---

1) Jede Verlaufsform ist bei BROSE (1983, 135) noch unterteilt in verschiedene Unterformen, die hier jetzt weggelassen wurden.

Vom theoretischen Ansatz her stellt BROSE im diachronen Verlauf der Biographie die beiden Kategorien "Arbeitskraft" und "Arbeitsplatz" gegenüber. Der Berufsarbeiter wird über die Arbeitstätigkeit, den Arbeitskontext und die zugestandene Autonomie sozialisiert, gleichzeitig ergeben sich aus der Akzeptanz dieser Arbeit aufgrund von biographischer Vorerfahrung, Stellung im Familienzyklus und der zukunftsgerichteten Leistungsperspektive die Wahrscheinlichkeit einer Veränderung. Im Hinblick auf die Fragmentierung des äusseren Berufsverlaufs resultiert aus dem Ansatz von BROSE für den Berufsarbeiter ein Handlungsdruck zur Veränderung des Berufslebens oder ein Verharren auf der beruflichen Position im Sinne eines Erleidens und Resignierens. Gleich wie bei HERMANNS' Konzept der biographischen Linie gelingt nur einer Minderheit die handlungsorientierte Option: nur wenige aufgrund biographischer Vorerfahrung meist schon herkunftsmässig Privilegierte schaffen eine handlungs- und wahlorientierte Bewältigung der entscheidenden Uebergänge im Berufsleben.

In verschiedenen anderen berufsbiographischen Untersuchungen werden Interdependenzen von Arbeitserfahrungen und (biographisch vermittelten) Erwartungen analysiert, die als berufsbiographische Reaktion auf die äussere Fragmentierung des Lebenslaufs in immer kürzere Phasen interpretiert werden. WOLF, KOHLI & ROSENOW (1985) stellen drei unterschiedliche Schematisierungen von Lebenszeit fest, die sich im Verlaufe der Biographie folgen. Bei den jüngeren wird Lebenszeit vielfach als Ressource für die Entwicklung der Person oder für das Erreichen von Zielen thematisiert. Bei den etwas älteren Berufsarbeitern wird dann Lebenszeit als Aufgabe beschrieben, die ihren Wert in sich trägt und die die eigenen Potentiale nutzt. Schliesslich wird dann bei der ältesten Generation von Berufsarbeitern Lebenszeit als Dauer gesehen, die sich in der Aufschichtung je aktueller Alltage erschöpft.
Für die mittlere Erwerbsgeneration hat KOHLI (1986) die folgenden lebenszeitlichen Bewältigungsmuster festgestellt: a) Antizipationsfähigkeit, b) das Gefühl von Irreversibilität und c) Bilanzierung und der Verlust von Handlungsressourcen in zunehmendem Alter. Der Fähigkeit, planend vorauszuschauen, steht die Erkenntnis vieler Berufsarbeiter gegenüber, dass es für bestimmte Handlungsentscheidungen "zu spät ist". Die Lebenszeit verrinnt

oder läuft davon , mit zunehmendem Alter nimmt unabhängig vom biologischen Alterungsprozess die Einstellung zu, man sei körperlich nicht mehr so leistungsfähig, man habe das zentrale Lebensthema vielleicht dennoch verpasst oder das eigene Reproduktionsvermögen, d.h. das selbständige Durchsetzen am Arbeitsmarkt, um eine neue Stelle zu bekommen, sei wegen dem lebenszeitlich forgeschrittenen Alter nicht mehr gewährleistet.

KOENIG & SCHUMM (1985) haben schliesslich Verlaufsmuster von Berufsbiographien sowohl faktorenanalytisch wie qualitativ analysiert. Sie unterscheiden auf diesem Weg vier verschiedene Strukturtypen, die u.E. alle als subjektive Reaktion auf äussere Fragmentierung und Konzeptualisierungen von Laufbahnen und Berufskarrieren aufgefasst werden können:
Typ I: Eigenständige berufliche Leitbilder; "nicht am offiziellen Berufsweg orientierte, autonomen Leitbildern folgende Facharbeiter";
Typ II: familial-regionale Gebundenheit; Formen des Gleichgewichts zwischen Arbeits- und Reproduktionsinteressen, zum Beispiel "Kompromiss zwischen Interessen an beruflichem Fortkommen und familial-regionaler Gebundenheit";
Typ III: Formen der Stabilität des beruflichen Werdegangs; 'Normalbiographien', Anpassung an objektive Bedingungen. ... "'Weichenstellungen' werden schliesslich als eigene Entscheidungen angesehen";
Typ IV: Formen destabilisierter beruflicher Entwicklung; "biographische Prozesse der Auseinandersetzung mit aufgenötigten Entscheidungen. ... Das Handeln bleibt aber wegen der sozialen Machtverhältnisse häufig erfolglos. Solche Berufswege enden häufig in 'Sackgassen', aus denen die Betroffenen nur schwer einen Ausweg finden" (177f).
Die vier Strukturtypen von KOENIG & SCHUMM können als unterschiedliche individuelle Reaktionsformen betrachtet werden, die auf einem Kontinuum von Anpassung und Widerstand als eine Balance zwischen beiden Extrempositionen abgebildet werden können.

Wenn wir für die Lebenszeit zwischen Ausbildungsende und Pensionierung, also die Zeit, die wir mit Berufsleben umschreiben, eine

zunehmende Fragmentierung in der Form von nachweisbaren verschiedenen Phasen und Uebergängen, die als Bewährungsproben durchgestanden werden müssen, unterscheiden können, so ist die äussere Struktur der beruflichen Grundausbildung, die Lehre, an sich gleichgeblieben. In den letzten Jahren seit dem neuen Berufsbildungsgesetz von 1978 sind mit der Einführung von Einführungskursen, dem zusätzlichen Besuch von betrieblichen oder öffentlichen Lehrwerkstätten in den Grossbetrieben und einer geringen Ausdehnung des schulischen Anteils in der Berufsausbildung nur minimale strukturelle Veränderungen festzustellen.

Bei einer zunehmenden Zahl von Lehrabbrüchen, beruflichen Umorientierungen und Zweitausbildungen wirkt sich eine stärkere Segmentierung der Lehrzeit in unserem Untersuchungsbereich gewerblich-industrieller Ausbildungsberufe als eine Segmentierung in verschiedene Lernwelten aus. Die Abstimmungsprobleme zwischen den verschiedenen Ausbildungsträgern wie Berufsschule, Betrieb und Lehrwerkstätte, resp. Einführungskurs nehmen fortlaufend zu, weil die Ausbildungspläne und -ziele zwischen den Ausbildungsträgern zunehmend differieren. Dazu kommt die Einstellung von vielen Berufsarbeitern, dass innerhalb der Grossbetriebe die Rotation durch alle möglichen Abteilungen und Ausbildungsplätze rückblickend zum Teil als wenig sinnvoll und als lernirrelevant betrachtet wird, besonders wenn es sich um produktionsnahe Arbeitsplätze gehandelt hat.
Die Lehre als Ganzes wird in der Biographie immer noch als kompakte Einheit erlebt, obwohl die Binnendifferenzierung der Lehre, beim FEAM etwa die Ausbildungsstationen betriebliche Lehrwerkstatt - Produktion - Labors, deutlich erlebt und motivational auch recht unterschiedlich bewertet werden. Eine Fragmentierung des Sozialisationverlaufs während der Lehre bezieht sich höchstens auf den zuletzt genannten Punkt: Auch in der diachronen Abfolge der Lehre durchlebt der Lehrling völlig verschiedene Anforderungen, die auch verschiedenartig bewältigt werden müssen. Gesamthaft fällt auf, dass die grössten Motivationsdefizite im 2. und 3. Lehrjahr auftreten, wenn die Lehrlinge in der Regel am stärksten in die Produktion eingebunden sind.

In der Literatur hingegen ist ein permanentes Uebergewicht an Aufmerksamkeit für den Uebergang von der Schule in die Lehre zu konstatieren: "Berufswahl", "Berufseignung" und "Berufsinteressen" werden erforscht. Der Einzelne erhält Entscheidungshilfen nicht mehr bloss von seinen Verwandten und Bekannten, sondern zunehmend auch durch die vorbereitenden Schulen und durch spezialisierte Institutionen wie die Berufsberatung. Dem stehen wenige Untersuchungen gegenüber, die auch die Berufslehre als Sozialisationsprozess begreifen und die von der These des sukzessiven Hineinwachsens in ein Berufsfeld ausgehen, wie zum Beispiel KRAFT,HAEFELI, & SCHALLBERGER (1985) oder MAYER et al. (1981). Vor allem aber wird im Hinblick auf eine Theorie beruflicher Sozialisationsprozesse der Bewältigung der Uebergänge von der Schule in die Lehre und von der Lehre in den Beruf zu wenig Beachtung geschenkt. Der Uebergang in den Beruf, der als Startpunkt für das Gelingen eines Aufbaus einer Berufskarriere entscheidende Bedeutung hat, ist heute praktisch aller kollektiven oder rituellen Bewältigungsformen entkleidet. Während LEMPERT & THOMSSEN (1974) noch den Zusammenhang von negativer Lernerfahrung, restriktiver Arbeitssituation nach der Lehre und geringer Lernbereitschaft empirisch zu erfassen suchen, thematisert HERMANNS (1984) diese Uebergangsphase bereits als ein zentrales Moment individualistischer Konzeptionen von Berufskarrieren.

3.2.3. Segmentierung des Berufslebens

Die individuell in einer Biographie mögliche Reflexion richtet ihre Aufmerksamkeit entweder auf die berufliche Vergangenheit oder die Antizipation von beruflichen Zielen, die über den Berufsalltag hinaus in die berufliche Zukunft weisen. Die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten in der Biographie sind als individuelle Reaktionen auf die Fragmentierung des diachronen Berufslebens in einzelne Phasen und Schlüsselmomente (Uebergänge zwischen Phasen) zu werten. Der Berufsarbeiter unserer Tage muss zur rechten Zeit individuell die rechten Sachen lernen, damit er eine Plattform für sein berufliches Fortkommen im Betrieb hat. In der Erstinterpretation unserer Daten haben wir dieses individuell

verfügbare soziale Wissen biographische Kompetenz genannt (BALMER et al. 1986). Diese umfasst das Wissen um die Notwendigkeit beruflicher Weiterqualifizierung, die Kenntnis der innerbetrieblichen Laufbahnmöglichkeiten und das rhetorische Vermögen, seine berufliche Zukunft vertraglich auszuhandeln. Die Fragmentierung des Berufslebens geht mit einer starken Individualisierung der berufsbiographischen Perspektive einher, die sich auch in den beruflichen Kompetenzen abbildet: biographische Kompetenz wird im allgemeinen durch soziales Lernen im Beruf, also durch Erfahrung erworben und verschafft dem einzelnen als geheimes Wissen und als Zusatzqualifikationen Konkurrenzvorsprünge. Ob hier die Individualisierung von Dauer bleibt oder abgelöst wird durch kollektivvertragliche Massnahmen zur Absicherung ganzer Berufsgruppen, kann heute empirisch nicht beurteilt werden. Jedoch ist neben der Individualisierung eine zweite Tendenz der Reprivatisierung beruflicher Lern- und Weiterbildungsprozesse zu beobachten, die letztlich auch - so unsere These - mit der Fragmentierung und der Verzeitlichung des Berufslebens zusammenhängt.

Die Privatisierung des Lernens ist ein Beispiel für eine Bewusstseinsform der strukturellen Abspaltung ehemals beruflicher Interessen, die wir als Segmentierung des Berufslebens bezeichnen. Neben der instrumentellen Orientierung an der beruflichen Vergangenheit und Zukunft kann der Berufsarbeiter in seine 'Freizeit' ausweichen, wenn er sich beruflich weiterqualifizieren will. In unserem Zusammenhang ist nicht die synchrone Analyse des Berufsalltags und des sogenannten 'Freizeitbereichs' wichtig, sondern die sinnhafte Neubewertung dieses individuell verfügbaren Lebensbereichs, die als Verlagerung der zentralen Lebensinteressen bekannt geworden ist und der instrumentelle Zusammenhang derartiger 'Freizeitaktivitäten' mit der beruflichen Zukunft.
Die These der Segmentierung des Berufslebens geht vom Phänomen einer zunehmend unterschiedlichen Gebrauchsweise der Freizeit aus: So gibt es Berufsarbeiter, die gerade in der Freizeit vom Beruf abschalten und dort andere, kompensatorische Lebensinteressen verwirklichen wollen, die sich entweder auf Kulturelles oder aber auch auf alternative berufliche Ziele beziehen, die in der Form von Hobbies gepflegt werden. Andere Arbeiter sehen Freizeit vorwiegend als Zeit der Reproduktion der Arbeitskraft.

Freizeit hat keinen eigenen Sinn, sondern ist eingeordnet in den Alltagsrhythmus von Arbeiten einerseits und Erholen von der Arbeit andererseits. Bei einer dritten Gruppe von Berufsarbeitern hat die Freizeit die Funktion einer reprivatisierten Lernzeit: Im individuellen Wettbewerb kann die Arbeitskraft auf dem Angebotsmarkt gesteigert werden, indem man nicht nur Einsatz und Lernbereitschaft im Berufsalltag zeigt, sondern zusätzlich sich in der Freizeit beruflich weiterqualifiziert, um die berufliche Position in der Zukunft zu verbessern. Im Beruf arbeiten und in der Freizeit lernen: Diese Art der subjektiven Segmentierung ist demnach nicht bloss abhängig von der Arbeitstätigkeit oder der sozialen Herkunft wie KOHN & SCHOLER (in: KOHN 1981) meinen, sondern ist zusätzlich ein Anhaltspunkt für die prospektive Bewältigung des Berufslebens und für den Stellenwert, den das Berufsleben im Rahmen eines zentralen Lebensinteresses noch hat. Wer bereit ist, gewissermassen über den Normalarbeitstag hinaus seine Arbeitskraft für betriebliche Zwecke zu nutzen, indem er privat für den Betrieb lernt, der muss mit der Berufsarbeit zentrale Lebensinteressen verbinden. Wer privat derartige Vorleistungen auf sich nimmt, kann in der beruflichen Zukunft mit deren Honorierung in der Form von Statusverbesserungen rechnen.

Fassen wir Fragmentierung nicht allein als Strukturmerkmal des äusseren Lebenslaufs auf und beziehen wir Segmentierung nicht allein wie KERN & SCHUMANN (1984) auf die soziologische Segmentierung der Arbeitskräfte, sondern auch auf Bewusstseinsformen, wie sie individuell in einer Berufsbiographie zum Ausdruck kommen, so ergeben sich auf der Mikroebene biographischer Bewältigungsprozesse drei Gruppen von Berufsarbeitern:

a) Berufsarbeiter, die sich nur im Segment des Berufsalltags bewegen und die eine auf die berufliche Zukunft angelegte Perspektive auf die alltägliche Wiederkehr der jeweiligen Arbeitstätigkeit reduzieren. Diese "Hier- und Jetzt-"Berufsarbeiter weisen ein berufliches Selbstverständnis auf, das den Einfluss von Beruf und Arbeit minimiert. Die berufliche Identität bewegt sich häufig auf der Ebene idealisierender Vorstellungen über ganzheitliche Handwerksarbeit und Arbeiterkultur oder wird zu einer reinen Erwerbsidentität mit entsprechender Job-Orientierung

umfunktioniert. Diese Haltung zur beruflichen Gegenwart und Zukunft ist zwar typisch für viele ältere Berufsarbeiter, die den individuellen Aufstieg nicht geschafft haben, beschränkt sich jedoch nicht auf diese Gruppe.

b) Berufsarbeiter, die eine berufliche Zukunft konkret planen oder mindestens über das soziale Wissen und Gespür verfügen, wann und wo Ressourcen an beruflichen Qualifikationen für die Zukunft anzulegen sind. Dem Bewusstsein für den lebenszeitlichen Verlauf in Phasen entspricht eine Instrumentalisierung der Freizeit, die stärker zu einer privaten Lernzeit umfunktioniert wird, in der man sich für die berufliche Zukunft vorbereitet. Das berufliche Selbstverständnis wird im Verlaufe des Berufslebens erheblich ausgeweitet, neben dem Grundverständnis eines qualifizierten Berufsarbeiters wird mit der Zeit eine Identität als Spezialist oder als Vorgesetzter aufgebaut. Perspektivische Berufsziele wie Werkmeister oder Ingenieur werden schulisch eher in der Freizeit vorbereitet. Tendenziell sind in dieser Gruppe eher die jüngeren Berufsarbeiter vertreten, obwohl es auch hier Ausnahmen gibt, besonders für den Bereich der betrieblichen Kader.

c) Berufsarbeiter, die zumeist unter dem Druck betrieblicher Rationalisierungsstrategien ihre zentralen Lebensinteressen in den Freizeitbereich verlagern und dort kompensatorisch etwas anderes machen. Im Unterschied zur ersten Gruppe ist bei diesen Berufsarbeitern der Sinnzusammenhang zum Berufsleben in vielen Fällen noch rekonstruierbar: so werden zum Beispiel Hobbies gepflegt, die sich direkt aus einer früheren Berufsarbeit herleiten lassen. In der Freizeit wird dann die "Berufsarbeit" gemacht, mit der man von seinem gelernten Beruf her existentiell verbunden scheint, während man im realen Beruf entweder neue Aufgaben übernommen hat oder die ursprüngliche Berufsarbeit sich technologisch so verändert hat, dass sie mit den ursprünglichen Berufsinteressen inkompatibel wird und subjektiv als Dequalifizierung empfunden wird.

Segmentierung wird in der Literatur vorwiegend in einem makrosoziologischen Sinne verstanden. KERN & SCHUMANN (1984) sprechen von Segmentierung als einer neuen Variante der Polarisierung der

Arbeitskräfte. Der Arbeitsmarkt wird nach ihnen aufgeteilt in Rationalisierungsgewinner, Rationalisierungserdulder einerseits, Rationalisierungsverlierer und Erwerbslose andererseits (22f).
Jedoch gibt es in der Literatur auch empirische Belege dafür, dass nicht nur ganze Gruppen von Arbeitskräften polarisiert werden, sondern dass innerhalb derselben Berufsgruppe dieselbe Polarität von "Gewinnern", "Erduldern" und "Verlierern" aufgefunden werden kann (vgl. BALMER et al., 1986). Schliesslich kann sich Segmentierung auf der Ebene der Bewusstseinsform eines einzelnen Berufsarbeiters als Abspaltung beruflicher Interessen darstellen. Im Falle einer starken Segmentierung des Bewusstseins werden im privaten und im beruflichen Leben ganz unterschiedliche Berufs- und Lebensziele verfolgt: ehemals berufliche Interessen verlagern sich in den privaten Lebensbereich und begründen nun dort eine zweite biographische Entwicklungslinie, die mit der beruflichen konkurriert. Im Falle einer schwachen Segmentierung des Bewusstseins wird der Privatbereich den beruflichen Zielen ganz klar untergeordnet und im Hinblick auf die Verbesserung des beruflichen Status instrumentalisiert.
So berichtet SCHUMM (1983) von einem Facharbeiter, der ursprünglich eine Fachschule für Facharbeit und Sozialarbeit besuchen wollte, dann aber eine Fachausbildung als Maschinen-techniker macht und sich zum Ziel gesetzt hat, mit Hilfe der Meisterausbildung mit der Zeit als Gewerbelehrer arbeiten zu können (259). In diesem Beispiel wird auch deutlich, wie Segmentierung mit der diachronen Entwicklung in der Berufsbiographie zusammenhängt. Vielfach handelt es sich nicht nur um Auslagerungen oder Verlagerungen von Berufsinteressen in den Nicht-Erwerbsbereich, sondern um "verschüttete" oder "verlorengegangene" Berufsinteressen, die einmal aktuell waren und die im Verlaufe des Berufslebens wieder aktualisiert werden. Unterschiedlich ist schliesslich auch der Handlungsdruck, der sich aus derartigen alternativen Berufsinteressen ergibt: Vielfach bleiben sie zeitlebens als idealisierte Vorstellung eines 'besseren' Berufslebens bestehen, meist verbunden mit einer extern attribuierten Schuldzuweisung, 'warum es so gekommen ist'. Eine derartige Segmentierung des Bewusstseins unterscheidet sich fundamental von einer 'aufgezwungenen' Segmentierung. In jenem Fall versucht ein Berufsarbeiter aus situativen Gründen, zum Beispiel wegen einer drohen-

den Betriebsschliessung, in seiner Freizeit eine berufliche Alternative vorzubereiten. In beiden Fällen werden gleichzeitig, wenn auch aus diametral entgegengesetzten Gründen, zwei berufliche Themen verfolgt. Berufsleben teilt sich auf in einen offiziellen betrieblichen Teil, meist ohne Zukunftsperspektive, und einen privaten Teil, in dem das verlorengegangene Berufsleben kompensiert oder nach einer Alternative gesucht wird.
Im Rahmen der Theorie der Entwicklung des moralischen Urteils im Sinne von L. Kohlberg hat LEMPERT (1984) in einer Längsschnittuntersuchung von 21 Metallfacharbeitern bei 8 Facharbeitern eine Tendenz festgestellt, für die "Arbeit, Privatsphäre und die Politik" auf verschiedenen moralischen Niveaus zu argumentieren. In einzelnen Fällen zeigte sich ebenfalls eine Segmentierung zwischen der Argumentationsweise im Beruf und im privaten Bereich. Postkonventionelle Orientierungen wurden eher in der Privatsphäre vertreten, während in der Arbeit auf der konventionellen oder vorkonventionellen Stufe argumentiert wurde. LEMPERT fasst den Befund als "Doppelmoral" zusammen:

> "Die Neigung, einerseits im Privatleben liebevoll für die Seinen zu sorgen und auch für die Wünsche von Freunden und Bekannten viel Verständnis aufzubringen, andererseits aber am Arbeitsplatz, überhaupt im Wirtschaftsleben, oft auch in der Politik, ziemlich rücksichtslos unsere Interessen wahrzunehmen, begegnet uns immer wieder und hat viele soziale Probleme mitgeschaffen, mit denen wir uns heute herumschlagen müssen" (15).

Kritisch kann der Befund von Lempert auch als Beleg für eine zunehmende Individualisierung im Berufs- und Arbeitsbereich verbunden mit nichtsolidarischen Formen der kollektiven Interessenvertretung gewertet werden. Die kollektive Solidarität wird ersetzt durch eine vorwiegend im emotionalen Bereich liegende Solidarität im familiär geschützten Privatbereich.
Dass in diesem Privatbereich zunehmend für den Beruf und die berufliche Zukunft gelernt wird, ist auch ersichtlich an den Bildungsinvestitionen, die Eltern für die Ausbildung ihrer Kinder tätigen. Nach LUTZ (1983) wird der berufliche Aufstieg zunehmend nicht nur innerhalb des eigenen Berufslebens gesucht, sondern im

privaten Bereich intergenerationell via die Ausbildung der Kinder zu bewerkstelligen versucht. Dies kann als weiteres Indiz dafür gewertet werden, dass der Nicht-Arbeitsbereich für das Berufsleben an strategischer Bedeutung eher gewinnt.

In bezug auf die statistische Verbreitung einer Segmentierung der Wahrnehmung in einen Berufs- und einen Freizeitbereich ist jedoch auf die einschlägige Stichprobe bei LEMPERT (1984) hinzuweisen. Mit KERN & SCHUMANN (1984) kann die Zuordnung gewagt werden, dass praktisch nur Rationalisierungsgewinner, allenfalls noch -erdulder in gehobener Stellung in der Freizeit offensiv ihre berufliche Zukunft planen oder vorbereiten. Für den ganzen übrigen Bereich von Facharbeitern - auch bei LEMPERT sind das 13 von 21 Facharbeitern - sowie die Mehrzahl der angelernten Arbeitskräfte ist von einer beruflichen Sozialisationstheorie auszugehen, die eine Generalisierung beruflicher Verhaltensmuster in die Freizeit postuliert (MEISSNER, 1971, KOHN 1981). Wie KOHN (1984,45ff) aufzeigt, kann sozialisationstheoretisch von einem gesicherten wechselseitigen Einfluss von Erwerbsarbeit und Persönlichkeit ausgegangen werden. Aspekte von Arbeitsbedingungen wie inhaltliche Komplexität, Strenge der Ueberwachung und Routinisierungsgrad beeinflussen die Persönlichkeit mittels direkten Lern- und Generalisierungsprozessen auch in den Nichterwerbsbereich hinein, wobei einer der wichtigsten Einflüsse im umgekehrten Sinne, von der Freizeit in den Arbeitsbereich hinein, Vorbildung und Weiterbildung in der Freizeit darstellt.
Damit ist noch einmal die Frage nach der Funktion des beruflichen Lernens im Sinne einer diachronen Perspektive in einer Berufsbiographie gefragt, die über die Feststellung hinausgeht, dass Bildungsabschlüsse den Arbeitsmarkt schichtmässig mitdifferenzieren und industriesoziologisch gesehen Allokationsfunktion für höhere Statuspassagen haben. Primär besteht die normative Erwartung, dass ein Anwärter für eine bestimmte Position im Berufsleben ausreichend qualifiziert sein muss. Diese Qualifizierung setzt in der heutigen Gesellschaft zumeist fachtechnische und führungsbezogene intensive Schulung voraus oder zieht diese nach Stellenantritt nachsich. Daneben bleibt gerade unter dem Aspekt einer sinnhaften Konzeptualisierung einer beruflichen Entwicklung, wie sie in unseren Befragungen oft thematisiert

wird, die Frage zu klären, warum bestimmte Positionen wie ein Werkmeisterposten in einem Fall rein innerbetrieblich und durch Berufserfahrung erreicht werden können, während im anderen Fall von den Anwärtern die Qualifizierung privat und unter grossen Opfern in bezug auf Freizeit und finanzielle Ressourcen zu erbringen ist. Ist der offensive Umgang mit der Weiterqualifizierung in der Freizeit ein Phänomen, das in der Gesellschaft neu auftritt, oder handelt es sich hierbei um eine biographische Episode, die mit fortschreitendem Lebensalter zunehmend illusionär wird und dazu führt, dass mit der Zeit alles Berufliche von der Freizeit ferngehalten wird?

3.2.4. Lernen als Thema der subjektiven Rekonstruktion

Wenn wir unter dem Berufsleben die subjektive Rekonstruktion der beruflichen Biographie verstehen und wenn wir als grundlegende analytische Kategorien strukturelle Veränderungen des berufsbiographischen Verlaufs in der Form einer diachronen Fragmentierung der Berufsbiographie und der synchronen Segmentierung bestimmen, die zu einer spezifischen Wahrnehmung und Bewältigung des Berufslebens führen, so stellt sich die Frage für uns, wieweit das berufliche und soziale Lernen von diesen Strukturveränderungen betroffen ist. Berufliches und vor allem auch soziales Lernen trägt dazu bei, vor, während und nach einer schwierigen Uebergangsphase die zum Teil neu auftauchenden Anforderungen und Belastungen zu bewältigen.
In der erzählten Berufsbiographie ist die Thematisierung von Lernen im Sinne von Schilderungen von Lernprozessen, Lernzielen und Weiterbildungsanstrengungen sehr unterschiedlich. Lernen im Sinne einer Duchdringung der betrieblich-praktischen Ausbildung durch Lerntheorien (vgl. GAGN , 1969) kann auf der Ebene des erzählten erinnerten betrieblichen Alltags praktisch nicht rekonstruiert werden. Dies bestätigt auch die theoretische Analyse der betrieblichen Berufspädagogik in der Schweiz von WETTSTEIN et al. (1985). Während im Bereich des Berufsschulunterrichts eine Didaktisierung von Lernzielen unter dem Einfluss der Curriculumtheorie klar ersichtlich wird, wird der betriebliche Ausbildungsbereich noch sehr stark von einem Anlernmodell geprägt, das auf der Trias

von 'Instruktion', 'Uebung' in der betrieblichen Praxis und Akkumulation von 'Berufserfahrung' beruht. Auch in der Ausbildung der Lehrmeister sind noch bis in die frühen 70er Jahre die "Maximen der Berufserziehung) von JEANGROS (1967) das Standardwerk geblieben, eine Schrift, die sich noch auf die geisteswissenschaftliche Pädagogik von Spranger und Kerschensteiner beruft.

Erst in der neueren Zeit wird ausgehend von der kognitiven Psychologie versucht, die Ausübung von Arbeitstätigkeiten, damit verbunden auch die Instruktion und das Anlernen von Arbeitstätigkeiten, mit den Mitteln einer handlungsorientierten Didaktik (AEBLI 1980, explizit HACKER 1978) zu analysieren. Weil der Erwerb des beruflichen Wissens weitgehend an die Berufsschulen delegiert wird, konzentriert sich das berufliche Lernen im Betrieb viel stärker auf den Erwerb von Fachkompetenzen. Obwohl die pädagogische Beziehung zwischen Ausbilder und Lehrling zum Beispiel für die Lernmotivation immer noch sehr wichtig ist, kann der eigentliche Qualifizierungsvorgang, die zu erlernenden Berufsarbeiten, als eine Folge von selbständig zu planenden Weg-Mittel-Entscheidungen begriffen werden. Durch die Planung, Ausübung und Kontrolle von Berufsarbeit werden ähnlich wie bei alltäglichen Handlungsverrichtungen gleichzeitig sensumotorische, perzeptiv-begriffliche wie auch intellektuelle Kompetenzen gefördert (vgl. HACKER 1978). Je nach Beruf und aktuellem Einsatzbereich kommen Einseitigkeiten vor in der Art, dass die intellektuellen oder kognitiven Voraussetzungen der Arbeitstätigkeit bereits vorgegeben werden und dem Lehrling nur noch die optimale Ausführung der Arbeitstätigkeit bleibt. Die Verschiebung des Akzents auf die Planung, Ausführung und Kontrolle der zu erlernenden Arbeitstätigkeiten ermöglicht, die Instruktionsmethodik im Betrieb zu erweitern: Das alte Prinzip des Vor- und Nachmachens, also das Imitationslernen, wird ergänzt durch handlungstheoretisch begründete Lernformen, die dem Lehrling mehr Autonomie geben und von der gestellten Aufgabe her die pädagogische Differenz zwischen Lehrmeister und Lehrling verringern. Wissen und Können werden, vor allem in der jüngeren Generation von Ausbildern, nicht mehr einfach weitergegeben, sondern gemeinsam erarbeitet. Der Lehrmeister verfügt nicht allein über einen Wissensvorsprung, den er weitergeben muss, sondern kommt

vermehrt in die Rolle eines Experten, der weiss, wie man Probleme löst, und der über die Art der Arbeitsausführung mit dem Lehrling diskutieren kann.

Wenn wir jedoch das berufliche Lernen als Aspekt des Berufslebens in einer Biographie rekonstruieren wollen, dann stellen sich berufliches und soziales Lernen als Prozesse dar, die motivational bei bestimmten beruflichen Interessen (i.S. HERMANNS' Themen einer Berufsbiographie) ansetzen und instrumentell auf ein Ziel orientiert sind. Lernformen, Lernziele und Lernbereitschaft sind in einer Berufsbiographie zugleich Erfahrungen der Vergangenheit, die in die berufliche Gegenwart hineinwirken als auch Optionen auf eine in bestimmter Weise vorgestellte berufliche Zukunft.

Das Erlebnis der Berufslehre gehört zweifellos zu den Lebenserfahrungen, die für die Ausbildungspraxis und die Einstellung zu den Lehrlingen später eine wichtige Orientierungsfunktion haben. Für den beruflichen Sozialisationsprozess von Lehrern ist aus verschiedenen Untersuchungen bestätigt (vgl. gesamthaft TERHART 1985), dass die in der seminaristischen oder universitären Ausbildung vermittelte Theorie bereits kurz nach Praxisbeginn zusammenbricht und eine Anpassung an die vorgegebenen Strukturen vorgenommen wird, die einhergeht mit "konservativen" Erziehungseinstellungen, die bereits vor der Ausbildung dominant gewesen sind und die sich aus familiären und v.a. schulischen Sozialisationserfahrungen herleiten lassen. Uebertragen wir diesen Befund auf gelernte Berufsarbeiter, die in vielen Fällen "nebenamtlich" mit der Ausbildung von Lehrlingen beschäftigt sind, so fällt im Unterschied zur Lehrerbildung sofort auf, dass die meisten betrieblichen Ausbilder keine vergleichbare 'theoretische' Ausbildung haben und schon deswegen dazu neigen, Führungseigenschaften und pädagogische Qualifikationen nicht als lernbar, sondern als persönlich gegeben zu betrachten. Bei vielen gelernten Berufsarbeitern, die im späteren Berufsleben eine Meisterstelle antreten oder sogar als Lehrmeister in einer betrieblichen Lehrwerkstatt arbeiten, wirkt sich das so aus, dass sie ihre pädagogische Kompetenz direkt aus der Erfahrung der Berufslehre herleiten und sich in ihrem pädagogischen Verhalten auch an dieser

lebensgeschichtlich oft weit zurückliegenden Zeit orientieren. Viele Konflikte zwischen Ausbildern und Lehrlingen lassen sich auf den sich derart zuspitzenden Generationenkonflikt zurückführen.
Schliesslich wissen wir aus den Untersuchungen von BERTAUX & BERTAUX (1980), dass die Erinnerung selektiv arbeitet und nur das hervorbringt, was mit der erreichten beruflichen Position statuskonform ist. Wenn ein Berufsarbeiter, der Ausbildungsfunktionen innehat, seine Lehrzeit als "hart" in Erinnerung hat, neigt er dazu, diese schlechte Erfahrung entweder zu verdrängen oder zu beschönigen. Dieses Verhalten kann zum Beispiel mit der Theorie der kognitiven Dissonanz (FESTINGER 1961) erklärt werden, wonach eine Dissonanz von sich konkurrenzierenden Einstellungen reduziert wird, indem eine Position "überhöht" wahrgenommen wird. Ein Ausbilder, der heute Ausbildungsverantwortung mitträgt, neigt dazu, diese Verantwortung in die Vergangenheit zurückzuprojizieren. Umgekehrt thematisieren Berufsarbeiter ohne direkte Ausbildungsverantwortung die Erfahrung der Lehrzeit so, wie sie sie aus der Sicht des Lehrlings erlebt haben. Sie haben nie auf die Seite der Lehrmeister gewechselt und sind so in der Lage, die Ausbildungsverhältnisse und die Lehrmeister so zu schildern, wie sie eben in der Fremdwahrnehmung gewesen sind.

Der scheinbare Widerspruch zwischen der Bedeutung der rückwärtigen Orientierung an der eigenen Berufslehre und der "Deckerinnerung" der Ausbilder, die eine adäquate Schilderung der eigenen Erfahrungen im Zusammenhang mit der Berufslehre verzerrt, stellt sich in der Praxis dar als biographische Legitimation der Ausbildertätigkeit. Für die meisten Berufsarbeiter mit Ausbildungsfunktion war die Lehrzeit entweder schlichtweg eine problemlose Erfahrung, über die es nichts weiter zu erzählen gibt, oder eine "harte" Erfahrung im Moment, die sich dann aber im späteren Berufsleben erst als richtige Massnahme darstellt und bewährt.
Die 'self-fulfilling prophecy' eines beruflichen Aufstiegs, der in der Regel mit Führungsverantwortung verbunden ist und oft auch Ausbilderfunktionen umfasst, resultiert aus einer gegenseitigen Wechselwirkung von früheren Berufserwartungen, die zum Teil schon auf die Möglichkeit von Ausbildungsfunktionen bezogen sind, und

später erreichtem beruflichen Status, der den beruflichen Aufstieg wenigstens in der Oeffentlichkeit des Betriebs bejahen und legitimieren muss. Wie schon bei den Bäckern BERTAUXs, wird im beruflichen Sozialisationsprozess auch eine Form der Anpassung eine Rolle spielen, die direkt den Aufstieg in der Hierarchie anvisiert. Die heutigen Ausbilder und Meister in den Betrieben waren vermutlich früher auch schon die besser angepassten Lehrlinge und haben den beruflichen Aufstieg auch deshalb geschafft. Wir haben den beruflichen Sozialisationsprozess nur mittelbar über die Erzählung der Berufsbiographie zur Verfügung. Um die Wechselwirkung analytisch zu untersuchen, bedarf es einer direkten und über Jahre wiederholten Längsschnittuntersuchung, wie sie von LEMPERT und seiner Forschungsgruppe für Maschinenschlosser in Angriff genommen wurde.

Die biographische Orientierung am Vergangenen und die Perspektive in die Zukunft hängen direkt zusammen. Das Berufsleben im allgemeinen und die fachliche und allgemeine Bildung im speziellen erhalten dadurch ihren individualspezifischen Sinn, dass sie instrumentell auf ein Ziel oder die Verwirklichung eines biographischen Themas oder ein berufliches Interesse gerichtet sind. Auf das ganze Berufsleben bezogen, bedeutet Lernen meistens eine Investition in die berufliche Zukunft, die als Weiterbildung praktisch immer im Zusammenhang mit einer Absicherung, Veränderung oder Verbesserung der beruflichen Position thematisiert wird. An der Weiterbildungsbereitschaft ist der Wille zum Ueberleben im Beruf ablesbar, sie ist gewissermassen der 'Motor' der beruflichen Karriere. Während die Gefährdung einer beruflichen Position oder einer anvisierten Perspektive meistens extern attribuiert wird, wird der Aufbau einer beruflichen Perspektive durch Weiterbildung gern persönlich attribuiert. Berufliche Identität umfasst zunehmend die Erstausbildung und die späteren Weiterbildungsanstrengungen, besonders für die beruflich Aufgestiegenen, für die Weiterbildung mit Statusverbesserungen verbunden ist.
Schliesslich haben vor allem persönlich initiierte Weiterbildungsanstrengungen oft die Funktion, eine berufliche Situation dadurch abzusichern, dass man sich für den Berufsbereich zusätzlich qualifiziert, indem man zum Beispiel eine Kaderschule

besucht oder indem man sich für ein verwandtes Berufsfeld umqualifiziert. Wenn dann aus externen Gründen, zum Beispiel wegen betrieblichen Rationalisierungen, die berufliche Position in Frage gestellt wird, hat man sich bereits für eine berufliche Alternative qualifiziert. Beliebt sind in dem Zusammenhang produktionsplanerische oder kaufmännische Weiterbildungsgänge, die zum Beispiel ermöglichen, aus der unmittelbaren Produktion in den Verkauf zu wechseln, wo dann technische und kaufmännische Qualifikationen kombiniert werden können. Berufliche Weiterbildung bereitet die berufliche Zukunft vor, dient aber auch der antizipatorischen Bewältigung von möglichen Krisen. Auf einen ganzen Berufsbereich gesehen, zahlen sich jedoch derartige Reservequalifikationen nur aus, wenn man sie bei Arbeitsplatzwechseln als Konkurrenzvorteil in die Bewerbung einbringen kann. Der Weiterbildungsbonus entwertet sich in dem Masse, wie ein grosser Teil eines Berufsbereichs über die gleiche Weiterbildung verfügt.
Betrachten wir die Thematisierung von beruflichen Lern- und Weiterbildungsprozessen als einen Aspekt des Berufslebens und beziehen wir im folgenden die diachrone Fragmentierung des Berufslebens in Phasen und die Segmentierung in einen Berufs- und einen Freizeitbereich in die Ueberlegungen mit ein, so ergeben sich für das berufliche Lernen nach der Lehre die folgenden Schlussfolgerungen:

1. Die Fragmentierung des Berufslebens verändert die in der älteren Generation noch stark verwurzelte biographische Lernorganisation von Ausbildung und anschliessender Berufsausübung in die Richtung eines permanenten strukturellen, zum Teil durch den akzelerierten technologischen Wandel bedingten Qualifizierungsdrucks, der über das ganze Berufsleben, wenn auch inhaltlich unterschiedlich auf die Berufsarbeiter einwirkt. Lernschwierigkeiten und -störungen sind in dem Sinne nicht mehr auf den Lehrbeginn, die Lehrzeit und die Berufseinmündungsphase beschränkt, sondern stellen sich auch später im Berufsleben.

2. Obwohl unbestrittenermassen die Betriebe, überbetriebliche Ausbildungszentren und Berufsschulen eine berufliche Weiterbildung für Berufsleute anbieten, übersteigt die Nachfrage das

Angebot bei weitem. Die betrieblich angebotene Weiterbildung stellt im Bereich der rein ausübenden Funktionen noch sehr stark auf die praktische Berufserfahrung ab und bietet eher Anpassungsfortbildung an vorgegebene technische Strukturen an oder wird dann forciert, wenn in einem gezielten Fachbereich qualifizierte Fachkräfte fehlen, wie das heute im Bereich der Informatik der Fall ist. Abgesehen von der Kaderschulung gibt es für Berufsleute über eine technische Anpassungsfortbildung höchstens finanzielle Beihilfen für Kurse, die mit der Berufsarbeit in einem Zusammenhang stehen. Meistens werden jedoch berufliche Weiterbildungskurse privat in der Freizeit besucht, was einer Verlängerung des Normalarbeitstages auf 'kaltem Wege' gleichkommt. Schliesslich werden berufliche Umorientierungen und Umschulungen allein von der öffentlichen Hand bei drohender Erwerbslosigkeit finanziell unterstützt. Die Aufnahme einer vollzeitlichen Ausbildung zieht in der Regel die Aufgabe der Erwerbsarbeit mit sich. Der einzelne Berufsarbeiter ist dann auf die eigenen Ersparnisse oder auf Stipendiendarlehen der öffentlichen Hand angewiesen.

3. Der Grad der subjektiven Segmentierung zwischen Berufsarbeit und beruflichem Lernen im Betrieb einerseits und dem Nichterwerbsbereich andererseits gibt einen eintscheidenden Hinweis auf die motivationale Lernbereitschaft, d.h. beschreibt die subjektive Handlungsfähigkeit gegenüber dem strukturellen Qualifizierungsdruck. Gegenwartsorientierung im Sinne einer Einschränkung der beruflichen Perspektive auf den Berufsalltag geht bei vielen Vertretern der älteren Generation mit einer Abspaltung oder Verlagerung von ehemals beruflichen Interessen in den Freizeitbereich einher. Die Resignation im beruflichen Bereich wird kompensiert durch eine instrumentelle Einstellung zur Berufsarbeit: Der Beruf wird auf seine Erwerbsfunktion reduziert. Im Falle einer extremen Segmentierung finanziert die Berufsarbeit die Verwirklichung der Lebensinteressen ausserhalb des Berufs. Starke Segmentierung hat bei dieser Gruppe von Berufsarbeitern auch die Funktion einer Verweigerung oder der Nichtakzeptanz des Qualifizierungsdrucks im Beruf. Biographisch erworbene fast 'traumatische' Lernerfahrungen aus der Schul- oder Lehrzeit blockieren ein offensives Lernverhalten. In vielen Biographien wirkt auch ein berufliches Sozialisationsmuster mit,

das von der sozialen Herkunft her von Eltern oder älteren Bekannten übernommen wird: Nach der Lehre wird das schulische Weiterlernen oder der Kursbesuch vernachlässigt, weil die Gesellenzeit eine freie Zeit der Wanderschaft ist. Wie es in der alten Handwerkerkultur noch üblich war, wechseln die Berufsarbeiter in jungen Jahren oft die Stelle, gehen zum Beispiel auch auf Auslandreisen oder in den Aussendienst und versuchen, sich implizit durch die Vielfalt ausgeübter Berufsarbeiten technisch zu qualifizieren.

4. Umgekehrt kann vor allem bei der jüngeren Generation von Berufsarbeitern eine Instrumentalisierung der Freizeit durch die berufliche Perspektive festgestellt werden. Eine schwache Segmentierung drückt sich in einer flexiblen und situativ angepassten Lernform aus. In der Freizeit wird das theoretische Manko der betrieblichen Praxis durch schulische Weiterbildung aufgefangen. Gleichzeitig wird in der Freizeit nicht nur aus Freude am Beruf gelernt, sondern eine berufliche Karriere durch den Erwerb eines beruflichen Abschlusses oder Titels vorbereitet.
Das Bestreben, in der Freizeit für den Beruf oder eine berufliche Zukunft zu lernen, ist zum Teil auch bei Berufsarbeitern zu spüren, die von der Sozialisationserfahrung her eine Abneigung gegenüber allem Schulischen haben und sich eher als Praktiker definieren. Vor allem im Bereich der Neuen Technologien ist eine empirische Lernform zu beobachten, die als Ersatz für theoretisches Wissen dem Einzelnen gleichwohl zu praktischen Kompetenzen verhelfen soll. Das Programmieren auf dem Heimcomputer, sowie das elektronische Basteln und der Selbstbau von verschiedenen Steuerungen für den privaten Alltag gehören in diesen Sektor. Nicht wenige Berufsarbeiter versuchen, sich auch deshalb empirisch, das heisst durch Probieren und Experimentieren zu requalifizieren, weil sie wissen, dass in ihrem Berufsfeld praktische Kompetenzen wie zum Beispiel die Wartung und Reparatur eines Geräts wichtiger sind als fundiertes theoretisches Wissen.

5. Der Stellenwert des "On-the-job" - Trainings sinkt laufend. Auch jahrelange Berufserfahrung mit der Aneignung von beruflichen Spitzenqualifikationen kann plötzlich im Berufsleben zu einer

Dequalifizierung führen, wenn im Verlaufe des Berufslebens nicht zu den alten Fertigkeiten neue Fähigkeiten dazugelernt werden. Gleichzeitig ist im Produktionsbereich wegen zunehmender Rationalisierung der Arbeitsorganisation und dem Einsatz rationeller Produktionsverfahren mit Hilfe der Neuen Technologien eine Verschiebung zu immer mehr schulischem und theoriebezogenem Lernen festzustellen. Traditionelle handwerkliche Berufsfertigkeiten sensumotorischer oder perzeptiver Art werden nicht mehr direkt als Können benötigt. Wegen dieser handwerklichen Entsinnlichung und Entkörperlichung der Arbeitstätigkeit wird auch in den Betrieben mehr schulisch gelernt. Berufswissen wird nicht mehr nur als Instruktion überliefert. Das pädagogische Verhältnis wird strukturell aufgehoben zu einer Gemeinschaft von Lernenden, wenn alle in einer Abteilung ihr Berufswissen gemeinsam und zur gleichen Zeit aus Büchern oder Kursunterlagen lernen müssen. Dem entspricht im Nichterwerbsbereich der zunehmende Drang nach Titeln und zusätzlichen Abschlüssen. Das alte bürokratische Berechtigungswesen überträgt sich heute zunehmend auf die Industrie, wie BOURDIEU & BOLTANSKI (1981) am Beispiel von Druckern nachweisen: Nicht mehr die Berufserfahrung und die Anciennität berechtigen zu einer bestimmten beruflichen Position, sondern zunehmend allein ein vorausgesetzter Bildungsabschluss.

6. Es gibt einen Zusammenhang zwischen beruflichem Fortkommen und beruflichem Lernen. Lernstörungen, Bereitschaft nur zum handwerklich-praktischen Lernen, Verweigerung von Kurs- und Schulbesuchen nach der Lehre in der Freizeit gehen einher mit beruflicher Stagnation oder drohender Dequalifikation. Zudem verhindert eine auf die Gegenwart eingeschränkte biographische Perspektive das soziale Lernen im Sinne eines Wissens oder Gespür-habens dafür, wann man sein berufliches Fortkommen durch Eigeninitiative fördern muss, also für das, was wir anderenorts als biographische Kompetenz definiert haben (vgl. BALMER et al. 1986). Umgekehrt führt biographische Kompetenz zusammen mit einer hohen Lernbereitschaft in der Freizeit, mit Lernen aus der Vergangenheit und einem weiten biographischen Horizont dazu, dass auch spät auftauchende Umstellungen im Berufsleben besser

bewältigt werden können und den Aufbau eines Selbstbildes ermöglichen, das über die reine Erwerbsidentität hinausgeht.

7. Lernbereitschaft, Entwicklung einer biographischen Perspektive und biographische Kompetenz als ein soziales Wissen, wann lebensgeschichtlich was in Angriff genommen werden muss, sind kultur- und schichtabhängig. Berufsarbeiter, die von der sozialen Herkunft her aus unteren Schichten stammen, zum Beispiel aus Arbeiter- oder Bauernfamilien, haben mit theoretischem Lernen, Planen einer Karriere usw. mehr Mühe als Berufsarbeiter, die aus der sog. Mittelschicht stammen. Berufsarbeiter aus unteren Schichten haben noch eher ein Klassenbewusstsein, das vorerst nach kollektiven Bewältigungsmustern fragt und Lernen allenfalls als politische Strategie für kollektive Verbesserungen der Lebensqualität der Arbeiterschaft oder der Betriebsangehörigen definiert. Umgekehrt ist die umfassende Instrumentalisierung der Freizeit durch berufliche Weiterbildung eher eine Mittelstandsnorm. Der berufliche Aufstieg im Sinne einer Karriere ist durch individuelle Leistung, heute zunehmend durch Weiterbildung und Titelerwerb zu bewerkstelligen. Dies wird als These vor allem dann untersuchungswürdig, wenn die sozial Aufgestiegenen ihr Berufsleben widersprüchlich und ambivalent darstellen, indem sie sich zum Beispiel fortlaufend entschuldigen dafür, dass sie nun zur betrieblichen Hierarchie gehören und lieber von ihrer sozialen Herkunft her die Solidarität in der Werkstatt in den Vordergrund stellen als die Führungsverantwortung. Flexibilität, Sich-umstellen-können, Lernen um jeden Preis und beruflicher Aufstieg haben ihre sozialen Kosten, die in manchen Schilderungen eines Berufslebens auch thematisiert werden. Hier sind auch die Gründe zu suchen, warum etliche Berufsarbeiter der jüngeren Generation den sozialen Aufstieg antizipatorisch ausschliessen und statt einer beruflichen Weiterbildung eher die in diesen Jahren für die Persönlichkeitsentwicklung zentralen sozialen Beziehungen in der Freizeit pflegen wollen.

3.3. Zusammenfassung: Thesen zur Analyse des Berufslebens

1. Das Berufsleben wird zunehmend mit intragenerationellem Lernen bewältigt.

Die Berufs- und Arbeitswelt hat sich unter dem Eindruck eines beschleunigten sozialen und technologischen Wandels entscheidend verändert. Die interindividuelle Variation kann nicht mehr allein auf verschiedene Altersgenerationen abgebildet werden, sondern kommt als Veränderung innerhalb einer Altersgeneration zum Ausdruck. Früher wurde Wissen und Können von einer Generation an die nächste weitergegeben, gerade dadurch wurde Pädagogik als Praxis konstituiert. Heute ist jeder Berufsarbeiter, auch in späteren Lebensphasen, von mehr oder weniger 'überlebenswichtigen' Lernprozessen ganz unterschiedlicher Natur betroffen. Die intergenerationelle Wissens- und Fertigkeitenvermittlung im Berufsleben ist einem lebenszyklischen Muster intragenerationellen Lernens gewichen.

2. Die Individualisierung des Berufslebens

Aus dem akzelerierten sozialen Wandel ergibt sich ein Zusammenbruch bisher gültiger Lebenslaufmuster, ohne dass kulturell und gesellschaftlich neue Organisationsmuster wie zum Beispiel die 'éducation permanente' in der Form eines rekurrenten beruflichen Bildungssystems sich bereits durchgesetzt haben. Die Organisation des Lebenslaufs ist nicht mehr als soziokulturelle Norm erwerbbar, sondern ist weitgehend Sache des einzelnen Berufsarbeiters geworden, der nun seinen Lebenslauf von seinen Interessen und von seinem sonstigen Lebensbezug in der Familie her gestaltet. Neben zeit- und altersgemässer Schulung gewinnt Bildung als lebenslange Ausrichtung auf einen persönlich vorgestellten biographischen Entwurf hin an Bedeutung.

3. Die zunehmende Fragmentierung des Lebenslaufs

Lebensläufe als kollektivbiographische Lebenslaufmuster waren in der älteren Generation von Berufsarbeitern einfacher strukturiert. Die Dreiteilung des Lebenslaufs in Schule - Ausbildung - Beruf, im 19. Jahrhundert historisch enstanden mit dem Verbot der Kinder- und Jugendlichenarbeit und mit der Einführung der obligatorischen Volksschule, löst sich auf in eine komplexe Abfolge von Lern- und Arbeitsphasen, die sich noch zeitlich überlappen können. Mit der Berufslehre wird zwar ein Beruf gelernt, vielfach ist jedoch dieser Beruf wiederum nur die Grundlage für eine berufliche Weiterausbildung. Die Berufslehre hat zunehmend die Funktion einer Erstausbildung und nicht mehr einer Grundausbildung, die für das ganze Berufsleben reicht. Das berufliche Fortkommen kann nicht durch Anciennität und Leistung, als die Grundmerkmale der bürgerlichen Industriegesellschaft, abgesichert werden. An die Stelle der Berufserfahrung und des beruflichen Könnens und Wissens tritt in späteren Phasen des Berufslebens eine 'Jagd nach Berufstiteln'. Nur die betrieblich legitimierten Ausbildungsabschlüsse eröffnen den Zugang zu höheren Chargen und ermöglichen dem einzelnen Berufsarbeiter einen bescheidenen sozialen Aufstieg.

4. Die Individualisierung des Berufslebens geht auf Kosten der Solidarität.

Der Individualisierung der Lebenslaufmuster entspricht die Tendenz zu einer Individualisierung des sozialen Aufstiegs. Die traditionellen kollektiven Handlungsmuster für eine Absicherung oder Erhöhung der materiellen Lebensqualität weichen individuellen Bewältigungsformen. Davon ist auch die Identität als Berufsarbeiter betroffen. Solidarische Bewältigungsmuster als verbindendes Merkmal der in sich heterogenen Arbeiterklasse zerfallen mit der Individualisierung wieder in die verschiedenen sozialen Untergruppen: Angestellte und Arbeiter, Frauen und Männer, einheimische Arbeitskräfte und Immigranten, Lehrlinge, gelernte Berufsarbeiter und Führungskräfte, alle haben unterschiedliche Berufschancen. Der soziale Auftsieg in einer Unter-

gruppe geht meistens auf Kosten einer anderen. Man schaut im Berufsleben für sich, höchstens noch für seine Berufsgruppe, der Gesamtzusammenhang jedoch geht verloren. Mit der Verbesserung des Lebensstandards der gelernten Stammbelegschaft wird das mittelständische Lebenslaufmuster der bürokratischen Angestelltenkarriere zur neuen Norm. Der soziale 'Aufstieg' in eine Bürotätigkeit hat jedoch bei vielen Berufsarbeitern auch seine sozialen Kosten: Die Distanz zu den Berufsarbeitern gleicher sozialer Herkunft, die nicht aufgestiegen sind, wird zum Teil von den Betroffenen selbst als emotionaler 'Verrat' an ihrer Herkunft erlebt, der zu einer Isolierung am Arbeitsplatz und zu Rollenkonflikten im Berufsalltag führen kann.

5. Die Segmentierung des Berufslebens

In der Schicht der qualifizierten Berufsarbeiter herrscht ein Bewusstsein vor, das den Doppelaspekt industrieller Erwerbsarbeit voll nutzt. Diese Berufsarbeiter trachten danach, sowohl den Tauschwert wie den Gebrauchswert ihrer Berufsarbeit möglichst hoch zu halten. Arbeiterkultur, Handwerkerbewusstsein oder auch bäuerliche Herkunft beinhalten noch in der älteren Generation von Berufsarbeitern eine homogene Mentalität, die auch den privaten Reproduktionsbereich voll umfasst. Im Sinne der Tauschwerterhaltung achtet dieser Berufsarbeiter auf die tägliche Arbeitszeit und damit auf eine Trennung von Produktions- und Reproduktionsbereich. Arbeiterkultur umfasst noch beide Bereiche: Was in Arbeitersportvereinen, Gesangsvereinen, Familiengärtenvereinen usw. als kultureller Wert zum Ausdruck kommt, war zwar immer auch ein Gemisch aus Bergbauern-, Bauern- und Handwerkerbewusstsein. Dennoch setzt man in der Freizeit die Lebensform fort, die man auch vom Betrieb her gewohnt ist und die durch das Zusammengehörigkeitsgefühl und das handwerkliche Ideal sinnvoller und ganzheitlicher Arbeit geprägt ist. Als Bewusstsein haben diese Einstellungen trotz 60 Jahren Rationalisierung seit der Erfindung des Taylorismus und zunehmender Zerstückelung der Berufsarbeit überlebt.

Die These einer Segmentierung des Bewusstseins geht davon aus, dass bei einigen älteren Berufsarbeitern und vielen jüngeren

diese Einheit einer umfassenden Industriekultur zusammenbricht. Ein Teil der jüngeren und älteren Berufsarbeiter reagiert auf die vielen neuen Anforderungen, die im Zuge der Veränderung des Berufslebens auch nach der Berufslehre noch auftreten, mit einer Segmentierung des Bewusstseins. Das Berufsleben, das vielleicht aus situativen Gründen nur noch wenige oder keine Perspektiven mehr anbietet, wird motivational abgeschrieben und auf seinen Tauschwert reduziert. Der ehemalige Gebrauchswert der Berufsarbeit wird in die private Schatten- und Eigenarbeit verlagert. Die kompensatorische Funktion dieser Verlagerung ist eher gering zu veranschlagen. Ein Hobby in der Freizeit kann eine vollwertige Berufsarbeit nicht ersetzen. Wichtiger scheint der Umstand, dass ein Rest einer beruflichen Identität im Freizeitbereich zum Ausdruck kommt, die sich mit dem aktuellen Berufsleben nicht mehr verträgt oder dort nicht mehr gebraucht wird. Aus diesem Grund erscheint das Berufsleben bei dieser Gruppe von Berufsarbeitern als etwas, was psychisch einen möglichst geringen Stellenwert einnehmen soll. Die Reduktion der biographischen Perspektive und die dichte Abschottung der Berufsarbeit gegenüber der Freizeit dienen dazu, den Einfluss des Berufslebens zu minimieren.

Auf der anderen Seite gibt es jüngere Berufsarbeiter und viele ältere in Kaderpositionen, die genau umgekehrt verfahren, die die Grenze zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich verwischen. Neben den hochbelasteten Führungskräften, die in der Freizeit Gratisarbeit für den Betrieb leisten, interessieren uns vor allem die Fälle von jüngeren Berufsarbeitern, die in der Freizeit an der Ueberwindung des momentanen Berufsalltags arbeiten und sich durch berufliche Weiterbildung auf eine alternative berufliche Zukunft vorbereiten. Durch berufliche Weiterbildung, privatem Lernen und Titelerwerb in der Freizeit wird eine bessere berufliche Position anvisiert oder erhofft. Die Freizeit wird zu Gunsten des zukünftigen Berufslebens instrumentalisiert. Das Lernen in der Freizeit für später macht nur dann einen Sinn, wenn zumindest langfristig der Ausstieg aus der momentanen Berufstätigkeit geplant wird. Dadurch ergibt sich eine Struktur einer noch knapp befriedigenden Berufstätigkeit und einem alternativen Berufsleben, das antizipatorisch in der Freizeit zumindest in bezug auf den Qualifizierungsvorgang angenähert wird.

6. Berufsleben als subjektive Sinnkonstruktion

Unter Berufsleben verstehen wir erstens den Versuch des einzelnen Berufsarbeiters, seinem Dasein als Berufsarbeiter einen individuellen Sinn zu verleihen. Das Berufsleben ist einerseits eine Antwort auf vorgegebene Lebenslaufmuster. In ihm drückt sich die Individualität persönlicher Neigungen und Interessen aus, die sich in einer erzählten Berufsbiographie zu beruflichen Themen verdichten und als biographische Orientierung auf ein berufliches Ziel hin zum Ausdruck kommen. Berufliche Themen und Orientierungen sind einerseits geprägt von familiären und beruflichen Sozialisationserfahrungen. Andererseits sind sie begrenzt durch den beruflichen Bildungsabschluss, die Qualifikation und durch den strukturellen Rahmen der betrieblichen Organisation der Berufsarbeit.

Berufsleben ist zweitens die subjektive Antwort auf eine veränderte lebenszeitliche Organisation, wie sie durch die strukturelle Fragmentierung und Segmentierung in der Berufswelt zum Ausdruck kommt. Die Berufsbiographie nach der Grundausbildung wird zunehmend verzeitlicht und in biographisch nachweisbare Phasen unterteilt. Berufsleben ist in diesem Sinne der Versuch, zum biographisch rechten Zeitpunkt die verschiedenen neuen 'Klippen' im Sinne von Phasenübergängen im Berufsverlauf individuell zu bewältigen, um das Ueberleben und das Fortkommen im Beruf zu gewährleisten. Neu auftretende Phasen und Uebergänge führen im Berufsleben zu Arbeits- und Lernstörungen, aber auch zu persönlichen Krisen, die je nach individuellem Bewältigungsmuster Handlungs- oder Leidensdruck bewirken. Die Individualisierung der Bewältigung des Berufslebens bringt es mit sich, dass nur ein Teil der gelernten Berufsarbeiter, die sogenannt erfolgreichen, auf der Ebene individueller Handlungen und Wahlentscheidungen 'über die Runden kommen'. Der andere Teil bleibt in bestimmten Phasen des Berufslebens stecken, gerät in eine berufliche Sackgasse oder tritt aus situativen Gründen, zum Beispiel wegen betrieblichen Rationalisierungsmassnahmen, den beruflichen, später dann den sozialen Abstieg an.

Drittens bedeutet Berufsleben schliesslich den Versuch, angesichts der zunehmende Fragmentierung des biographischen Verlaufs und der Beschränkung der Perspektive auf eine Phase, Sinn in der

Form einer kontinuierlichen biographischen Linie in das Berufsleben zu bringen. Im Lichte der Orientierung am Vergangenen und der Perspektive in die Zukunft soll die momentane Berufsarbeit als Ausdruck einer ganzheitlichen beruflichen Identität erscheinen, die sukzessive auf dem Berufsweg aufgebaut und verwirklicht wird. Die Erzählung einer Berufsbiographie geht von dieser Norm der Sinnkonstruktion aus, dass über die kontinuierliche Verwirklichung des biographischen Themas berufliche Identität wieder zustandekommt. In der Selbstdarstellung des biographischen Gesprächs wird diese Sinnkonstruktion entweder ausgeführt oder dann wird begründet, warum sie misslungen ist, gerade misslingt oder vielleicht misslingen könnte.

Analytisch interessiert uns am Diskurs über das Berufsleben die Herstellung und Veränderung des beruflichen Selbstverständnisses im Sinne der beruflichen Identität als sinnkonstituierendes Moment im Berufsleben. Berufliche Identität wird zunehmend weniger durch das klassische Handwerkerideal mit einer ganzheitlichen lebenslangen Berufsarbeit geprägt. Sie wandelt sich unter dem Einfluss zunehmender Identifikation mit Grossbetrieben und mit den dort hergestellten Produkten zu einer Techniker-Identität. Gleichzeitig verlagern sich auch die Ansprüche an das Berufsleben: Nicht mehr der Mann, der zupackt und handwerklich arbeitet und sich mit den Vorgesetzten und Kollegen gut verträgt, hat einen hohen beruflichen Status, sondern zunehmend der, der in einem eng definierten Spezialgebiet über Wissen und Können verfügt, und der dieses Wissen bedingungslos für den Betrieb und als Konkurrenzvorteil gegen seine Arbeitskollegen einsetzt. Im Verlaufe des Berufslebens verändert sich mit der Verzeitlichung biographischer Phasen und der Notwendigkeit des beruflichen Aufstiegs auch die berufliche Identität erneut. Zu der Identität als Techniker kommt für alle beruflich aufgestiegenen Berufsleute mit Führungs- oder Ausbildungsverantwortung die Notwendigkeit hinzu, sich mit der Rolle als Führungskraft zu identifizieren. Das berufliche Selbstverständnis als Meister oder Ausbilder setzt jedoch die Identifizierung mit dem Betrieb voraus. Vorgegebene betriebliche Produktionsziele müssen gegenüber den ehemaligen Kollegen organisiert, durchgesetzt und personell kontrolliert werden.

7. Die Veränderung des beruflichen Lernens

Unter dem Einfluss des technologischen Wandels und dem verstärkten Einsatz von Neuen Technologien verändern sich Lerninhalte und Lernformen, sowohl im fachlichen Bereich wie auch im Bereich des sozialen Lernens. Im Berufsleben besteht Lernen nicht bloss aus Sozialisationserfahrungen aus Schule und Betrieb. Lernen und berufliche Weiterbildung sind gleichzeitig produktive Mittel, um Berufskrisen, die auch später im Berufsleben noch auftreten können, antizipatorisch zu bewältigen. Ein Berufsarbeiter kann in der Regel an den betrieblichen Strukturen der Berufsarbeit direkt nur wenig ändern. Auf das Angebot von qualifizierter Berufsarbeit hat er nur über das berufliche Lernen mittelbar einen Einfluss. Indem er sich weiterqualifiziert, empfiehlt er sich für anspruchsvollere Arbeitsplätze. Der Berufsarbeiter meistert sein Berufsleben vor allem durch Lernen und Weiterbildung. Entscheidend ist dabei

a) die Flexibilität der Lernform: Der Berufsarbeiter muss seine biographisch präferierte Lernstrategie neuen Erfordernissen anpassen können. Wenn füher zum Beispiel ein handwerklich-praktisches Lernen genügte, muss er heute bereit sein, die handwerkliche Praxis zu ergänzen durch theoretische oder experimentelle Lernformen, wie sie in praktischen oder schulischen Kursen vermittelt werden.

b) Die Lernmotivation: Im Bereich des sozialen Lernens und der Ausbilderpädagogik muss der Berufsarbeiter die Einsicht haben, dass soziales Verhalten, wie zum Beispiel Instruktion oder Führung, lernbar ist und nicht allein einer Person zugeschrieben werden kann. Sozialkompetenz und Fachkompetenz werden nicht mehr allein über Erfahrung aufgebaut, sondern gleichzeitig trainiert. Ein Training in der Form eines Lehrmeisterkurses hat jedoch nur dann eine Chance, wenn der betroffene Ausbilder motiviert ist, an seinem Ausbildungsstil etwas zu ändern.

c) Die Breite oder Polyvalenz der beruflichen Grundausbildung und Weiterbildung. Eine berufliche Weiterbildung, die als Anpassungsweiterbildung für einen Typ von Produktionsanlage betrieben

wird, hat eine zu geringe Polyvalenz. Durch die berufliche Weiterbildung sollen grundlegende kognitive und soziale Fähigkeiten trainiert und gleichzeitig relevantes Berufswissen angeeignet werden.

Umgekehrt führen eine starre Lernstrategie, ungenügende Motivation und zu grosse Spezialisierung zu einer Einschränkung der beruflichen Perspektive vor allem im Bereich der vertikalen, aber auch in der horizontalen Mobilität. Der berufliche Aufstieg ist in vielen Fällen mit beruflicher Weiterbildung verknüpft, und für die anspruchsvolleren und interessanteren Arbeitsplätze auf der horizontalen Ebene der Mobilität werden vielerorts entweder bereits neue technische Qualifikationen verlangt, oder es wird Lernfähigkeit und Weiterbildungsbereitschaft vorausgesetzt. Die Blockierung des beruflichen Lernens und der Weiterbildung ist meistens der Hauptgrund für das Umkippen von noch bestehenden Handlungsmöglichkeiten in einen bloss noch passiv auszuhaltenden Leidensdruck. Statt vorausplanender Antizipationsfähigkeit kommt dann zunehmend ein biographisches Muster des Erdauerns des Berufslebens zum Ausdruck, das sich besonders bei den älteren Berufsarbeitern als ein Verharren im Berufsalltag und als ein Abwarten der Pensionierungsgrenze darstellt.

8. Die Interdependenz von Berufsleben und Berufsalltag

Wenn wir unter dem Berufsleben die subjektive Rekonstruktion einer Berufsbiographie verstehen, so ergibt sich ein Zusammenhang zwischen der diachronen Perspektive des Berufslebens und der synchronen Betrachtungsweise des Berufsalltags. Der Zusammenhang lässt sich in Abhängigkeit von Beruf, Lebensalter und primärer und sekundärer Sozialisationserfahrung entweder als Ueberwertung oder als Ablehnung des Berufslebens kennzeichnen. 'Ueberbewertung' und 'Ablehung' sind dabei die Extrempositionen auf einem Kontinuum, das für jeden Einzelfall den subjektiven Stellenwert des Berufslebens bezeichnet:

a) Ueberbewertung des Berufslebens: Das Vorliegen einer biographischen Perspektive hängt mit einer Instrumentalisierung der

Freizeit für diese Perspektive zusammen. Das Berufsleben nimmt für die Verwirklichung von zentralen Lebensinteressen einen hohen Stellenwert ein.

b) Ablehung des Berufslebens: Umgekehrt geht das Fehlen einer biographischen Perspektive einher mit einer Instrumentalisierung des Berufsalltags und der Verlagerung der zentralen Lebensinteressen in den Freizeitbereich.

Das berufsbiographische Verlaufsmuster der Ueberbewertung des Berufslebens ist für viele Berufsarbeiter der jüngeren Generation typisch, die einen beruflichen Aufstieg, manchmal über mehrere Ausbildungsetappen, anvisieren. Bei älteren Berufsarbeitern ist das Verlaufsmuster typisch für beruflich Aufgestiegene in Kaderpositionen. Die Instrumentalisierung der Freizeit beschränkt sich bei den älteren Berufsarbeitern auf die Absicherung des beruflichen Status durch eine ständige Requalifizierung und Weiterbildung.
Das berufsbiographische Verlaufsmuster der Ablehnung des Berufslebens ist für viele Berufsarbeiter der älteren Generation typisch und hängt mit einer starken biographischen Orientierung an der beruflichen Vergangenheit zusammen. Bei jüngeren Berufsarbeitern ist es Ausdruck einer persönlichen oder situativ bedingten Berufskrise.

Wir können interindividuell unterscheiden zwischen Berufsarbeitern, die stärker gegenwartsorientiert leben und die Biographie als eine zyklische Aufeinanderschichtung verschiedener Alltage erleben. Hier interessiert uns speziell das Motiv einer subjektiven Einschränkung des Stellenwerts des Berufs. In der älteren Generation werden die in der Freizeit sichtbaren Interessen nicht mehr aus dem Berufsalltag, sondern höchstens aus einer beruflichen Identität hergeleitet, die sich auf einen vergangenen Beruf in der Berufsbiographie bezieht. Bei den jüngeren Berufsarbeitern dieser Gruppe ist eine generelle Verlagerung der zentralen Lebensinteressen vom Beruf weg in den Freizeitbereich festzustellen. Fragmentierung und Segmentierung führen hier zu einem subjektiv minimierten Berufsleben, das nicht nur einstellungsmässig zum Job instrumentalisiert wird, sondern

auch keine lebenszeitliche Orientierungsfunktion mehr besitzt. In der Darstellung der Biographie drückt sich eine derartige Minimierung im Wechseln des Attributionsstils aus. Während in einer erzählten Biographie normativ eher Selbstattributionen und Personalisierungen von strukturellen Arbeitsbedingungen vorherrschen, wechseln diese Berufsarbeiter häufiger auf apersonale, situative, zum Teil auch mythologische Fremdattributionen: Dass das Berufsleben nicht gelungen oder ein berufliches Ziel nicht erreicht worden ist, dafür werden Umstände, bestimmte situative Ereignisse wie betriebliche Rationalisierungsschübe verantwortlich gemacht, oder die berufliche Entwicklung wird mit mythologischen Schuldzuweisungen wie Pech, Unglück oder Schicksal begründet.
Dieser Gruppe stehen Berufsarbeiter gegenüber mit einem lebenszeitlich differenzierten Entwurf eines Berufslebens. Diese orientieren sich zwar auch an der beruflichen Vergangenheit, leiten aber aus ihr eine berufliche Perspektive ab und bereiten sich im Beruf aber auch in der Freizeit durch Weiterbildung auf die berufliche Zukunft vor. Der subjektive Entwurf des Berufslebens wird oft in der Form von Selbstattributionen dargestellt. Sowohl die berufliche Vergangenheit wie der Blick in die berufliche Zukunft ist meist mit Statusverbesserungen verbunden und wird als "Siegergeschichte" dargestellt. In der Analyse des Berufslebens wird deshalb zu fragen sein, ob dieses oft bei der jüngeren Generation anzutreffende Darstellungsmuster erhalten bleibt, d.h. es bleibt zu untersuchen, warum aus "Siegergeschichten" später "Verlierergeschichten" werden.

Eine zweite Form der Interdependenz ist mehr methodischer Art und betrifft den Rekonstruktionszusammenhang einer Berufsbiographie im Rahmen einer Darstellung des Berufslebens. Weder die familiäre und berufliche Sozialisationserfahrung noch die Berufsarbeit selber bestimmen allein die Darstellung des Verlaufs des Berufslebens. Wie BERTAUX & BERTAUX (1984) gezeigt haben, hängt die Erinnerung und damit die Darstellung eines biographischen Prozesses von der Gegenwart des Berufsalltags vor allem von der beruflichen Position ab. Der Berufsalltag liefert auch die Grundlage für die Darstellung des Berufslebens. Im Sinne eines Gedankenexperiments lässt sich vorstellen, dass das Selbstbild

mit jeder Veränderung des beruflichen Status angepasst wird. Die davorliegende Phase wird in der Erinnerung umgedeutet und bietet nun für die nächste Entwicklungsetappe eine adäquate Grundlage. Deshalb müssen wir von einer Interdependenz von 'vorwirkenden' sozialisatorischen Faktoren und 'rückwirkender' biographischer Erinnerung ausgehen, die die Veränderung des beruflichen Status und die Neukonstitution des beruflichen Selbstverständnisses wechselseitig verstärken. Die biographische Darstellung wirkt für die berufliche Zukunft wie eine "self-fulfilling prophecy". Sie trägt dazu bei, dass biographische Wahlentscheidungen autonom gefällt werden können und zuweilen gerade auf einen Bruch mit den realen Verhältnissen im bisherigen Berufsleben abzielen. Allerdings bleibt zu beachten, dass zwischen biographischen Handlungen in der Vergangenheit und Handlungsvermutungen in der beruflichen Zukunft eine Kluft besteht, die allgemein zwischen Einstellung und Handlung zu beobachten ist. Biographische Entwürfe sind deshalb meistens viel weitgreifender und umfassender, als das, was dann handlungsmässig als Berufsleben realisiert wird.

9. Die hermeneutische Differenz und die Annäherung an das Sinnkonstrukt 'Berufsleben'.

Die subjektive Rekonstruktion des Berufslebens wird im folgenden Teil als Darstellung von sechs biographischen Portraits ausgeführt. Die analytische Interpretation des Berufslebens als Untersuchung der ausgeführten Thesen gehen aus von einer hermeneutischen Differenz zwischen theoretisch gefasster Struktur wie Fragmentierung und Segmentierung und dem Prozess eines sich entwickelnden Berufslebens. In bezug auf die Interpretation bleibt immer eine Differenz zwischen dem soziologischem Allgemeinem der Struktur und dem individuell Besonderen des Einzelfalls. Das Individuelle eines Berufslebens zeichnet sich gerade durch eine möglichst grosse Autonomie und Distanz zum soziolgischen Normalfall einer wahrscheinlichen Entwicklung aus. In sich stimmig scheint uns deshalb auch das Postulat der objektiven Hermeneutik zu sein, dass sich das Allgemeine durch die extensive Interpretation des Besonderen ergibt. In dem Sinne

steht jeder der hier geschilderten Einzelfälle zugleich für eine spezifische Individualität wie für eine allgemeine soziologischen Tendenz, die sich an diesem Fall gerade besonders gut dokumentieren lässt.

Die Auswahl der Einzelfälle richtet sich auf die untersuchte Gruppe von gelernten Berufsarbeitern in technologischen 'Spitzenberufen' wie sie der FEAM und teilweise noch der Mechaniker darstellen. Statt Häufigkeiten wird in der Auswahl der biographischen Portraits eine exemplarische Variation des Fallmaterials versucht. Die analytische Interpretation versucht in einem ersten Teil der Verzeitlichung in berufsbiographische Phasen und Statusübergänge nachzugehen und widmet dabei ihre besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung des beruflichen Selbstverständnisses im Sinne der Entwicklung einer biographischen Perspektive im Berufsleben. In einem abschliessenden zweiten Interpretationsteil werden die aufgestellten Thesen zum Berufsleben fallübergreifend in Abhängigkeit von Beruf und Lebensalter untersucht.

KAPITEL 4: BERUFSBIOGRAPHISCHE PORTRAITS VON FEAM UND MECHANIKERN

Im folgenden Kapitel werden sechs Berufsbiographien als biographische Portraits von Berufsarbeitern dargestellt, die ursprünglich alle entweder Mechaniker oder FEAM gelernt haben. Die Darstellung ist als subjektive Rekonstruktion der Entwicklung der Berufsbiographie aus der Sicht des Betroffenen zu verstehen.

Den biographischen Portraits werden drei Abschnitte vorangestellt, die über die soziale Herkunft, die momentane Berufstätigkeit und die Entstehungsbedingungen des Interviews Auskunft geben.

4.1. Patrick Müller, Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur, 1962

Patrick Müller (1), 21 Jahre alt, ist in einem Dorf am Jura-Südfuss aufgewachsen. Sein Vater arbeitet heute als Posthalter, war früher auch in der Elektroindustrie.
Müller lebt noch bei seinen Eltern. Als Hobbies bezeichnet er "Musik (Hi-Fi) und Basteln".

Seit einem Jahr arbeitet Müller als gelernter FEAM in der Zivilfunkmontage. Er montiert nach Zeichnung oder Muster Kleinserien und Prototypen für diverse Kunden, u.a. auch für die Polizei. Einen grossen Teil der Zeit verbringt er auch mit dem Erstellen von Dokumentationen. Die Arbeit ist eine klassische FEAM-Montagetätigkeit. Er bekommt vom Chef das Material und die Zeichnung für die Montage auf den Tisch. Müller findet die Arbeit ziemlich langweilig ("es liieret einem"). Weil viele Apparate von der PTT oder der Polizei abgenommen werden, muss auch das Aeussere schön ordentlich und sauber gefertigt sein.

---

1) Alle Personennamen wurden aus Gründen des Personenschutzes geändert. Originalzitate werden durch Anführungszeichen gekennzeichnet und werden gleich belegt wie die paraphrasierenden Zusammenfassungen längerer Gesprächspassagen, in denen weniger der genaue Wortlaut als der manifeste Inhalt für die Interpretation von Interesse ist. Die erste Zahl einer Belegstelle bezieht sich auf den betreffenden Sprechakt im Gesprächsablauf oder auf eine Folge von Sprechakten. Folgt eine /2, so bezieht sich der Sprechakt auf das 2. biographische Interview (bspw. 113 - 119/2 bedeutet: den 113. bis 119. Sprechakt im zweiten biographischen Interview).

steht jeder der hier geschilderten Einzelfälle zugleich für eine spezifische Individualität wie für eine allgemeine soziologischen Tendenz, die sich an diesem Fall gerade besonders gut dokumentieren lässt.

Die Auswahl der Einzelfälle richtet sich auf die untersuchte Gruppe von gelernten Berufsarbeitern in technologischen 'Spitzenberufen' wie sie der FEAM und teilweise noch der Mechaniker darstellen. Statt Häufigkeiten wird in der Auswahl der biographischen Portraits eine exemplarische Variation des Fallmaterials versucht. Die analytische Interpretation versucht in einem ersten Teil der Verzeitlichung in berufsbiographische Phasen und Statusübergänge nachzugehen und widmet dabei ihre besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung des beruflichen Selbstverständnisses im Sinne der Entwicklung einer biographischen Perspektive im Berufsleben. In einem abschliessenden zweiten Interpretationsteil werden die aufgestellten Thesen zum Berufsleben fallübergreifend in Abhängigkeit von Beruf und Lebensalter untersucht.

KAPITEL 4: BERUFSBIOGRAPHISCHE PORTRAITS VON FEAM UND MECHANIKERN

Im folgenden Kapitel werden sechs Berufsbiographien als biographische Portraits von Berufsarbeitern dargestellt, die ursprünglich alle entweder Mechaniker oder FEAM gelernt haben. Die Darstellung ist als subjektive Rekonstruktion der Entwicklung der Berufsbiographie aus der Sicht des Betroffenen zu verstehen.

Den biographischen Portraits werden drei Abschnitte vorangestellt, die über die soziale Herkunft, die momentane Berufstätigkeit und die Entstehungsbedingungen des Interviews Auskunft geben.

4.1. Patrick Müller, Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur, 1962

Patrick Müller (1), 21 Jahre alt, ist in einem Dorf am Jura-Südfuss aufgewachsen. Sein Vater arbeitet heute als Posthalter, war früher auch in der Elektroindustrie.
Müller lebt noch bei seinen Eltern. Als Hobbies bezeichnet er "Musik (Hi-Fi) und Basteln".

Seit einem Jahr arbeitet Müller als gelernter FEAM in der Zivilfunkmontage. Er montiert nach Zeichnung oder Muster Kleinserien und Prototypen für diverse Kunden, u.a. auch für die Polizei. Einen grossen Teil der Zeit verbringt er auch mit dem Erstellen von Dokumentationen. Die Arbeit ist eine klassische FEAM-Montagetätigkeit. Er bekommt vom Chef das Material und die Zeichnung für die Montage auf den Tisch. Müller findet die Arbeit ziemlich langweilig ("es liieret einem"). Weil viele Apparate von der PTT oder der Polizei abgenommen werden, muss auch das Aeussere schön ordentlich und sauber gefertigt sein.

---

1) Alle Personennamen wurden aus Gründen des Personenschutzes geändert. Originalzitate werden durch Anführungszeichen gekennzeichnet und werden gleich belegt wie die paraphrasierenden Zusammenfassungen längerer Gesprächspassagen, in denen weniger der genaue Wortlaut als der manifeste Inhalt für die Interpretation von Interesse ist. Die erste Zahl einer Belegstelle bezieht sich auf den betreffenden Sprechakt im Gesprächsablauf oder auf eine Folge von Sprechakten. Folgt eine /2, so bezieht sich der Sprechakt auf das 2. biographische Interview (bspw. 113 - 119/2 bedeutet: den 113. bis 119. Sprechakt im zweiten biographischen Interview).

Am meisten macht ihm jedoch der Chef zu schaffen, der während dem Arbeitsplatzgespräch auch anwesend ist. "Der Chef kann mich nicht riechen und ich ihn auch nicht" (259), sagt Müller im Interview. Den 'Ablöscher' (Nicht-Motiviert-sein) führt er auch auf den Chef und die Arbeit zurück. Der schmeisse ihm einfach das Zeug auf das Pult und dann heisse es: So mach mal.
Das Gespräch mit Müller verläuft ausgesprochen harzig, obwohl er im Gruppengespräch gegenüber den anderen FEAM oft pointiert Stellung bezogen hat. Oefters fragt er : "Was möchten Sie noch wissen ?". Man merkt schnell, dass das Gespräch über den Beruf und seine berufliche Zukunft schwierig wird. Müller erzählt nur dann flüssig, wenn er die Lehre oder die heutige Berufsarbeit kritisiert. In der Gewerbeschule hatte er einen Kurs in Digitaltechnik besucht. Doch seine heutige Berufsarbeit hat mit Digitaltechnik nur wenig zu tun. Weil er dieses Wissen um die gerade heute vehement geforderten Neuen Technologien im Beruf nicht anwenden kann, ist er beruflich ziemlich resigniert.

"Ich lebe so, weil ich da bin"

Auf den Beruf ist Müller über seinen Onkel gekommen. "Der ist Elektromechaniker, und ich habe gerne mit Elektronik gebastelt, wenn ich bei ihm gewesen bin" (1). Zuerst wollte er Automechaniker werden, dann wurde das von den Eltern abgeblockt, wegen den dreckigen Händen... . Nachher kam einmal der Onkel vorbei und sagte, was er mache, entspreche eher dem FEAM-Beruf. "Man hatte einfach keine Ahnung, was FEAM ist" (3). Der Vater hat dann für eine Schnupperlehre geschaut. Der Vater hatte früher in einem Industriebetrieb gearbeitet. Müller machte dann eine Schnupperlehre und bestand die Aufnahmeprüfung in einen Grossbetrieb.

> "Dann hat man die Schule fertig gemacht, und nach zwei Wochen ist man dann Feilen gegangen" (7). Der Lehrbeginn war für Müller ein ziemlicher Schock: "Jeden Tag um ein Viertel nach Fünf aufstehen und sich dann vorstellen, solches Zeugs bis 65 zu machen ... aber später hat sich das dann auch ergeben" (15).

Von den Abteilungen gefallen ihm nur die Entwicklungslabors, weil man dort nicht einfach etwas 'hingeknallt bekommt', sondern auch einmal etwas lernen kann.

> "Aber dort wo es mir gefallen hat, dort ist es einfach so gewesen: wenn ich etwas hatte, dann haben sie sich Zeit genommen. Auch wenn das Telefon geläutet hat, dann hat man es nicht abgenommen, sondern man hat weiterdiskutiert. ... Jetzt beschäftige ich mich mit ihm und fertig. Bis er weiss, um was es geht, und nachher können die anderen kommen" (125). Die produktiven Abteilungen jedoch, die er verächtlich 'Abrennabteilungen' nennt, die "waren wirklich für die Füchse" (37). "Man merkt dort, dass man rentieren muss" (79). Müller hat mehr die Gewerbeschule interessiert,

weil er da Elektronik lernen konnte. "Das haben sie so abgemacht, dass die Bude mehr das Mechanische und diesen S... /vulgär/ dem Lehrling lehren und das Elektronische in der Schule. Aber wenn man zurück in die Bude kommt, in die mechanische, dann kann man dort nichts fragen über Elektronik" (35).

Eine wichtige Rolle spielen für Müller auch die Meister, "wobei es einwenig auf das Alter ankommt"(47).

> "Es gibt auch extreme Abteilungen, wo man nicht schwatzen darf. Man solle da sich nicht weiter interessieren, nur Information soweit als nötig.. Wenn man dann etwas darüber wissen möchte, dann wissen sie es selber nicht. Das heisst, sie sagen, das ist jetzt nicht deine Sache, sondern du musst jetzt das machen und nicht wissen, wie es funktioniert" (21). Er hatte jedoch auch Chefs in diesen 'Abrennabteilungen', " die wissen, dass es einen nicht gerade anmacht"(69). Wichtig für Müller ist die Transparenz der Produktion und der Sinn einer Arbeitsleistung, damit er sieht, wo etwas dann hinkommt am Ende. Der Chef hat auch die Möglichkeit, dem Lehrling eine interessante Arbeit zuzuweisen. "Das hilft, wenn man merkt, dass der Chef einem beachtet und schaut, dass man rechte Sachen bekommt" (71). Auch die Lehrabschlussprüfung schildert Müller in seiner ironischen Art und Weise. Er musste dort ein Gerät zusammenmontieren. "Da bekommt man Unterlagen und muss ein Gerät herstellen, das dann läuft. Dann sieht man das Endresultat. Das Gerät kann dann die Firma behalten, weil, die muss es ja finanzieren, die nehmen es dann wieder auseinander - und dann kann der nächste wieder das Gleiche herstellen" (79).

Der Uebergang von der Lehre in den Beruf fällt in die wirtschaftliche Krisenzeit. Früher konnte man wählen, jetzt muss Müller jedoch froh sein, dass er überhaupt eine Stelle bekommt:

> "Etwa ein Jahr vor uns hat es damit angefangen, dass man hören musste, wir können nicht mehr garantieren, dass jeder eine Stelle hat, wenn er dableiben möchte. ... Dann kann man einfach sagen, hört, ich möchte da gern in diese Abteilung gehen, dort hat es mir gefallen. Und dann fragen sie dort an: "Könnt ihr überhaupt jemanden dort gebrauchen usw.". Ich bin dann einfach an einen Ort hingebracht worden, einfach so hingestellt worden, wo sie einfach jemanden gebraucht haben. Und dort, wohin ich gerne gehen wollte, konnten sie keinen gebrauchen" (85).

Die Rezession am Ende der 70er Jahre führt dazu, dass weniger ausgebildete FEAM den Betrieb nach der Lehre verlassen. Dies verstärkt den internen Konkurrenzkampf um die interessanten und weiterbildungsrelevanten Arbeitsplätze in den Entwicklungslabors, in denen man das elektronische Wissen aus der Berufsschule dann auch in der Arbeitstätigkeit anwenden kann. Müller ist offensichtlich in diesem internen Konkurrenzkampf unterlegen und landet in einem Einsatzbereich der 'klassischen' FEAM-Montage,

die vielleicht ganzheitlich und von der Technologie her auch interessant sein kann, jedoch den Anschluss an die Neuen Technologien nicht bietet und zudem auf rein handwerkliche Montage und nicht auf Wissenserwerb und kreatives Entwickeln ausgerichtet ist: "Man kann dort das eigene Hirn nicht gebrauchen" (93). Demzufolge kann Müller sein Talent als Elektronik-Bastler im Beruf nicht anwenden. In der Folge führt diese Situation zu einer tiefgreifenden Resignation und zu einer Reduktion der zentralen Berufsinteressen auf die Arbeitsbedingungen. Wenn Müller nach Gründen sucht, warum es ihm da nicht gefällt, kommt er auf den Chef zu sprechen.
Der Chef kennt ihn noch aus der 'Stifti' und behandelt ihn immer noch wie einen Lehrling. Wenn man etwas wissen will, muss man fragen, sonst erfährt man nichts. Der Chef setzt auch vom Bildungsstand zu hoch an:

> "Der hat so vieles anderes Zeugs im Kopf, der setzt schon zu vieles voraus, das man wissen sollte. Da sagt der einfach einen Oberbegriff, der klar sein sollte . ... Der will einfach immer nur das Produktive sehen, man soll nicht schwatzen. Obwohl das ein Labor ist, das ist etwas, wo nicht immer einer dahinter stehen muss und sagt, was man machen muss ... Manchmal sagt er, "Zack gut, mach jetzt das" und dann verreist /geht er weg/, ... dann kommt er wieder und fragt: "So geht es jetzt ?" Und dann sage ich: "Ich weiss gleichviel wie vorher"(113-119).

Auch persönlich gibt es überhaupt keine Gespräche zwischen dem Abteilungsleiter und Müller, auch nicht personalrechtliche. Das liegt daran, dass beide einander "nicht riechen können" (259). Der Chef hat ihm auch noch nie ein Angebot gemacht für die Zukunft oder für eine persönliche Weiterbildung, die ihn stärker fachlich an die Abteilung und die Technologie binden könnte:

> "Dabei könnte man es einem so schmackhaft machen, dass man sagt: Doch, das interessiert mich, und man weiss, dass man das dann auch machen kann, was einem interessiert. Dann bleibt man wahrscheinlich länger, als wenn man etwas macht, das einem nachher a... /vulgär/. Aber den Chef kann man nicht mehr ändern. Man kann ihm schon sagen: Sei ein wenig anders, steh nicht immer hinter mir, aber nach einer Woche ist wieder der gleiche Draht" (257ff).

Müller erwartet von seinem Vorgesetzten, dass er ihm eine berufliche Perspektive aufzeigt und ihn nicht einfach arbeiten lässt. Wenn er sich für eine Weiterbildung entschliesst, möchte er auch die Garantie vom Betrieb haben, dass er das Gelernte sinnvoll anwenden kann. Das erinnert sehr stark an den Vorwurf, dass er in der Lehrzeit in der Berufsschule zwar einen Kurs in Digitaltechnik besucht hat, das Wissen aber im Betrieb nicht anwenden konnte. Gleichzeitig resigniert er, weil er weiss, dass der Chef sich nicht so schnell ändert und er selber etwas an seiner unbefriedigenden Berufssituation ändern müsste. Für Müller führt der berufliche Leidensdruck nur sehr beschränkt zu einem Handlungsdruck, vor allem verdunkelt die jetzige Berufssituation

den Blick in die Zukunft. Müller weiss nicht, wohin er sich beruflich entwickeln möchte und welche Weiterbildungsaktivitäten sinnvoll wären. Berufsbiographie und Weiterbildung sind vom Betrieb aus nicht abgesichert, deshalb zeigt Müller - seiner Logik getreu - auch wenig Leistungs- und Lernmotivation.

Die unklare berufliche Zukunft hat für Müller auch mit fehlenden Identifikationsmöglichkeiten zu tun. Einerseits steht er der technologischen Entwicklung skeptisch gegenüber, andererseits erweitert er seine Kritik am Chef auf die ganze ältere Generation. Die Ingenieure um ihn herum sind für ihn keine Vorbilder, weil die den Kopf voll hochentwickelter Sachen haben, aber in sich voller Gegensätze sind. Müller sieht sich eher als Praktiker:

> "Aber ich bin nicht der Typ, der den ganzen Tag am Tisch hocken und lernen kann" (177). Deshalb hat er nach der Lehre auch nicht das Technikum (Ingenieurschule) besucht. "Mit der Zeit hat man eine Praxis. Dass man einfach etwas durch Pröbeln (ausprobieren) herausfindet. Ein Teil macht es mit dem Rechner, theoretisch. Die anderen pröbeln und machen es mit ein wenig Ueberlegen: die denken, Moment, das habe ich auch schon gehabt, damals habe ich das und das gemacht. Solche Leute sind auch gut. Die wissen vielleicht nicht sofort, warum es gegangen ist, sondern einfach durch das Ueberlegen" (241).

Erstaunlicherweise hängt Müller trotz seiner unbefriedigenden handwerklichen Berufsarbeit an einer sinnlichen Praxis im Umgang mit Elektronik. Er weiss vielleicht im Unterschied zum Ingenieur nicht immer, warum und wie etwas technisch funktioniert. Dafür fragt er nach der Relevanz und dem Sinn des Ganzen und wirft der älteren Generation vor, dass sie nur noch funktioniert und sich privatistisch und egoistisch verhält:

> "In Sachen Wirtschaftslage und Autoherstellung..., nur damit man leben kann. Auch wenn man weiss, dass jedes Auto die Umwelt belastet, aber man macht es dennoch. Oder die Rüstung: also ohne Militär könnten hunderttausend Leute nicht arbeiten, nur weil man dies für einen solchen S.../vulgär/ braucht. ... Das sind Sachen, die mir manchmal auch zu denken geben, so sinnloses Zeug. Dass man einfach sagen könnte: "Jeder macht nur noch seinen Garten" /Sinnspruch ?/ oder irgend so etwas." (205f).

Für die ältere Generation von Berufsarbeitern jedoch bringt Müller viel Verständnis auf. Die können als einzelne gegen die Entwicklung auch nichts ausrichten.

> "Da sind so viele Interessengruppen dahinter, dagegen anzukämpfen ist sinnlos. Wenn einer eine Familie hat oder irgendwie Kinder und zwanzig Jahre gemacht hat, der hat eine andere Einstellung als ich jetzt habe. Der denkt, ich arbeite doch nicht g... /vulgär/ zwanzig Jahre für nichts.

Und jetzt will ich (in finanzieller Hinsicht - MST) noch soviel raus holen, wie es nur geht" (211).

Der 'Ablöscher' im Beruf, eine fehlende Berufsperspektive, fehlende Identifikationsmöglichkeiten mit dem Chef und der älteren Generation und eine ambivalente Einstellung zur technologischen Entwicklung lassen Müller resignieren. Er denkt weder an die Zukunft, noch bezieht er seine Freizeit ein, um an seiner beruflichen Situation etwas zu ändern:

"Ich lebe so, weil ich da bin. Jetzt heisst es für mich, du arbeitest deine neun Stunden und dann, fertig Bude, dann will ich etwas anderes machen" (179).

Auch in bezug auf die Zukunft ist eine grundlegende Verweigerung der lebenszeitlichen Perspektive augenfällig:

"Ich denke gar nichts. Ich denke erst wieder darüber, wenn das Bedürfnis kommt, weiterzudenken, nachher" (205).

Am ehesten könnte Müller sich noch vorstellen, ein Auslandjahr dazwischenzuschalten, um Fremdsprachen zu lernen. Wenn er in England Sprachen lernen würde, wäre das auch eine andere Situation, aus der sich wiederum Perspektiven ergeben könnten. An der jetzigen Stelle will Müller nur noch bis zur nächsten Lohnrunde bleiben. Wenn er da nicht bekommt, was er sich für die Arbeit vorstellt, will er 'verreisen' (139).

4.2. Werner Schneider, Elektroniklaborant, 1956

Werner Schneider ist 27 Jahre alt und als Laborant in einem Entwicklungslabor zusammen mit 15 Ingenieuren tätig. Schneider wohnt in einem typischen Uhrenmacherdorf auf dem Lande, in dem er auch aufgewachsen ist. Sein Vater arbeitete als Decolleteur in der Uhrenindustrie, zu Hause waren sie sechs Kinder.

Mit Werner habe ich zwei biographische Interviews geführt: Nachdem er mir im Betrieb die berufliche Entwicklung geschildert und die Arbeitstätigkeit erklärt hatte, empfing er mich bei sich zu Hause in einem umgebauten Bauernhaus, das er noch mit anderen Parteien aus dem gleichen Betrieb bewohnt. Während das Interview im Betrieb über die berufliche Entwicklung flüssig vonstatten geht, kommt das Gespräch über Freizeit, Weiterbildung und Zukunftspläne nur mühsam in Gang. Erst nachdem die Tonbandmaschine abgestellt ist, wird das Gespräch lockerer: Erst jetzt erzählen mir Werner und seine Freundin, dass sie sich schon lange mit dem Gedanken tragen, nach Kanada auszuwandern und dort einen grossen Bauernhof zu übernehmen...

Werner besuchte die Bezirksschule und fand mehr per Zufall, wie er sagt, die Lehrstelle als FEAM in diesem Grossbetrieb. Seit der Lehre arbeitet er in der Anlagenentwicklung, zusammen mit einem zweiten Laboranten. Die Abteilung ist wegen dem Uebergewicht an

kundenspezifischen Applikationen direkt der Verkaufsorganisation des Konzerns unterstellt. Die Abteilung stellt deshalb einen kleinen Betrieb im Betrieb dar mit selbständiger Auftragsbearbeitung. In der Abteilung werden nur Prototypen oder kundenspezifische Anlagen entwickelt. Schneider ist deshalb mit dem Kollegen auch manchmal draussen auf Montage anzutreffen. Die Arbeit im Freien gefällt ihm, das gibt Abwechslung. Dass ihm die Arbeit so gut gefällt, hängt erstens mit dem guten Arbeitsklima zusammen: man arbeitet im Team zusammen und hilft einander aus. Wenn eine Anlage auf Termin abgeliefert werden muss, sind alle im Stress und nicht nur einer, und schliesslich ist der Chef auch ganz 'gäbig'. Er gibt mehr Anregungen, überwacht und kontrolliert die Leute jedoch nie. Sie können sich die Arbeit selber einteilen und dann spürt man selber, wann Flauten- und wann Stresszeiten sind. Zweitens gefällt ihm die Arbeit selber, weil sie ungeheuer vielfältig und breit ist. Schneider macht alles Handwerkliche in der Abteilung, er bestückt je nach Entwicklungsstand des Projekts Leiterplatten, befasst sich aber auch mit der Produktion von komplexen Neuen Technologien wie der Multilay-Technologie. Seit zwei Jahren haben sie auch deutlich mehr mit Computern zu tun. Sie werden neben dem Organisatorischen wie Materialverwaltung, Bestellung usw. vorwiegend für den Layout der Leiterplatten verwendet. Neben der handwerklichen FEAM-Berufsarbeit kann Schneider durch die forschungsbezogene Berufsarbeit in den Neuen Technologien uch elektronisches Berufswissen und Berufserfahrung akkumulieren. Weil er im selben Betrieb die Lehre gemacht hat und praktisch in allen relevanten Abteilungen gearbeitet hat, kennt er den Grossbetrieb vorzüglich. Das soziale Wissen über das Was, Wie und Wo im Grossbetrieb hat er als Laborant sogar den Ingenieuren voraus. Deshalb läuft fast die ganze technologische und fertigungstechnische Zusammenarbeit mit den anderen Abteilungen über ihn. Schliesslich besorgt Schneider seit kurzer Zeit auch das Administrative wie Bestellungs- und Terminbearbeitung. Berufsbegleitend hat er in den letzten Jahren eine Handelsschule besucht. Längerfristig wird ihm vom Betrieb aus die ganze Auftragsabwicklung übertragen, die er selbständig bearbeiten wird.

"Kanada"

An die Kindheit in der bäuerlich-ländlichen Umgebung erinnert sich Schneider besonders gern. Sie hatten viel Land um das Haus herum und waren häufig im Wald zum Spielen. Später hat er zusammen mit Kollegen Töffs und alte Autos zurechtgemacht, ein Hobby, das Schneider heute noch pflegt. Sie hatten eine freie Jugend mit viel Platz und die Eltern machten nicht so gross Vorschriften. "Einfach bis hierher, sonst hat es sofort geklepft", fasst Schneider die elterlichen Erziehungsprinzipien zusammen. Von der Schulzeit weiss er fast nichts zu berichten: er erinnere sich da mehr an die Streiche. Er war da mit zwei Cousins und noch anderen Buben vom Dorf zusammen, eine Art unzertrennliche Clique. Schneider nimmt heute noch aktiv am Dorfgeschehen teil. Er war jahrelang der Oberturner im Turnverein. In dieser Funktion macht er auch 'Sportpolitik' an der Gemeindeversammlung.

Auf den FEAM "sei er so eher daraufgefallen" durch einen Bekannten, der auch das gelernt hat. Die Formulierung ist für Schneider typisch. Obwohl er eine klare Meinung hat und persönliche und berufliche Ziele konsequent verfolgt, stellt er sich als Person immer in den Hintergrund. Nur selten fühlt er sich verantwortlich für eine Wahlentscheidung in seiner Biographie. Rückblickend staunt er oft über sein Glück und weiss auch nicht, wie es gerade so gekommen ist.

Am Anfang der Lehre hat ihm die mechanische Grundausbildung in der Lehrwerkstatt noch ganz gut gefallen und auch in der Gewerbeschule haben ihn die Grundbegriffe der Elektrotechnik interessiert. Zu Beginn hatte er keine Vorstellung vom Beruf des FEAM. Er hat auch viel später herausgefunden, dass ihm der Elektromechaniker als Beruf näher gewesen wäre, weil da die Elektronik nicht so ins Gewicht fällt. Aber am Anfang konnte er die beiden Lehrlingsgruppen im Betrieb gar nicht auseinanderhalten. Deshalb hatte er auch keine grossen Erwartungen an die Lehre, "zum Glück", wie er sagt.
Im zweiten und dritten Lehrjahr hat es ihn dann eher "agrüchnet" (hat es ihm gestunken - Anm. M.S.). In der Schule ging es zu stark in die Details. "Ueber den Transistor haben sie da die hinterletzten Dinge durchgenommen, die man dann nachher nicht mehr braucht" (49). Im Betrieb war er in dieser Zeit in den Montagesälen. Da musste er Serien bis zu 500 Stück kontrollieren, was er als "Horror" empfand. Schliesslich hat sich Schneider beim Lehrmeister beklagt, dass er da nichts lernen könne, das habe genützt. Ein anderes Mal ist es zu einem Konflikt mit einem Werkmeister gekommen:

> "Im Montagesaal darf man ja keine Früchte essen, weil das Fruchtzeug die Lötstellen angreift. Auf jeden Fall habe ich einmal Bananen gegessen und dann ist der Chef gekommen und hat mich richtig zusammengestaucht, als Stift darf man ja nichts sagen. - Dann ist es so vierzehn Tage gegangen, da kommt er durch den Betrieb und isst einen Apfel. Ich habe aufgeschaut und gelächelt. Er hat mich gefragt, warum ich so blöd lache. Ich habe gesagt, ich könne mich erinneren, er habe mir vor vierzehn Tagen gesagt, wegen dem Früchteessen und so, und er komme jetzt zum Beispiel mit einem Apfel durch die Abteilung. Nachher hat das natürlich eskaliert, er hat mich wieder zusammenges.../vulgär/ und ich habe nachher auch angefangen herumzuschreien. - Dort war der kritische Punkt in der Stifti. Damals musste ich zum Lehrmeister gehen, und dann habe ich dem klipp und klar gesagt, wenn ich noch einen Tag dort arbeiten muss, komme ich lieber nicht mehr" (34f).

In dieser Zeit kam in ihm das Gefühl auf, er habe den falschen Beruf gelernt. Wenn er dann nicht in die Labors zu den Ingenieuren gekommen wäre, hätte er wahrscheinlich mit der Lehre aufgehört. Der Lehrmeister hat ihm positiv zugeredet und dann ist der Turnus im 3. Lehrjahr auch tatsächlich besser geworden. Im 2. Lehrjahr hatten sie einfach die schlechtesten Plätze. Das 4. Lehrjahr hat ihm dann wieder gefallen: In der Schule wurde mehr

repetiert und man gewann allmählich den Ueberblick, "denn der Exzess auf einem kleinen Gebiet bringt nichts" (11). Im Betrieb arbeitete er dann vorwiegend in den Labors, zwischendurch auch mal wieder in der Lehrwerkstatt, um das Mechanische zu üben.

Den Turnus in den Abteilungen findet Schneider prinzipiell schon richtig. Nur in den Montagesälen hatte er Mühe, da sei er wirklich nur mit Widerwillen zur Arbeit gegangen. Dann ist auch Glück dabei, zu wem man kommt und was man für eine Arbeit hat: Die einen fanden zum Beispiel eine Abteilung einen fertigen Mist, die anderen sagten: "Die Arbeit war tip-top". In den Ferien zum Beispiel arbeitet man als Ersatz für einen gelernten Berufsmann gerade vier Monate am selben Ort und dann erwartete man dort dieselbe Leistung wie von einem Ausgelernten.

Auch den Uebergang von der Lehre in den Beruf stellt Schneider als etwas dar, was einfach so gekommen ist. Er wollte ursprünglich den Betrieb verlassen. Zusammen mit einem Kollegen war das so die Abmachung: wir machen die Lehre jetzt noch fertig, aber dann gehen wir. "Wenn ihm einer vor der Prüfung gesagt hätte, in zwei Monaten arbeitest du noch hier, hätte ich gesagt: Das musst du nicht erzählen, ich ganz sicher nicht" (19). Die anderen wurden nach der Prüfung im Betrieb verteilt. Am Schluss blieben nur noch sie zwei, die noch nichts gefunden hatten. Für das Technikum hat sich Schneider nie interessiert, das sei für ihn zu hoch, deshalb hatte er den Vorbereitungskurs auch nicht besucht. Er hatte damals mehr Freude an der Mechanik und spielte mit dem Gedanken, eine Zweitlehre als Automechaniker zu beginnen.
In der Zwischenzeit arbeiteten Schneider und sein Kollege in der "Stiftibude" (Lehrwerkstatt) und fertigten dort Lehrmaterial für die Lehrlinge an. Weil ein anderer Kollege eine Laborantenstelle nicht angetreten hat, wurde ihm diese Stelle angeboten. "Ich konnte hier im Labor beginnen und nachher ist der Chef einmal gekommen und hat mir den Vertrag gegeben" (15). Seit sechs Jahren arbeitet Schneider nun im selben Labor. "Das alles habe ich nicht irgendwie vorausgeplant, mehr oder weniger alles so treiben lassen ... " (11). Die Arbeit im Labor gefällt ihm zwar und sukzessive wächst er auch in die Neuen Technologien hinein. "Dass man heute ein Stück Eisen absägt, ist ziemlich selten" meint er dazu.
Mit dem Diplom einer Handelsschule, die Schneider berufsbegleitend gemacht hat, hat er im Betrieb mittelfristig gute Aussichten. Wenn er im technischen Bereich nicht mehr mitkommt, hat er die Möglichkeit, in einen kaufmännischen Bereich zu wechseln. "Die Samstagshandelsschule habe ich ganz für mich gemacht, ohne es auf etwas abzusehen" (103) betont er. Nach der Lehre war er beim Berufsberater, aber das half ihm nicht weiter:

> "Der hat das Gefühl gehabt mich sch... /vulgär/ es an und ich wolle etwas anderes machen. Dabei wollte ich etwas, was mich im Beruf in einem grösseren Mass fordert, wobei, ein wenig Freizeit sollte ich auch noch haben" (95). Dann besuchte er ein paar Volkshochschulkurse, zum Beispiel Englischkurse, aber die waren zu wenig ernst. "Nachher ist etwas gekommen, wo ich mir gesagt habe, was willst du da bis

> 65 da hinten arbeiten, irgend wann mit 40 kannst du das nicht mehr machen, dann bist du zu träge, du verstehst dann die neueste und modernste Technik nicht mehr" (91).

Deshalb besuchte Schneider während zwei Jahren die Samstagshandelsschule. Gegen den Schluss der Weiterbildung ist dann der Chef zu ihm gekommen und hat ihn gefragt, ob er von hier fortwolle ? Jetzt hat er in der Abteilung zu 40% die Auftragsüberwachung bekommen, "damit sie nicht etwas offerieren für 1500 Franken, das dann den Betrieb nachher 3000 Franken kostet" (109). Auch an dieser Stelle betont Schneider, dass er die berufliche Verbesserung nicht selber gesucht habe. Im Gegenteil sieht er sich eher als jemanden, der sich "nicht so hervortut" (127). "Ich verändere mich hier nicht gross, wenn es nicht nötig ist. Ich habe keine grossen Ambitionen, ich mache dafür ein wenig mehr Ferien (33/2)" und an einer anderen Stelle meint er von sich selbst "ich lebe ein bisschen, Lebemann ist ein wenig viel ausgedrückt" (127).

Schneider verfügt im Betrieb über eine relativ attraktive Arbeitsstelle, die neben dem technischen und handwerklichen Bereich nun noch in das Kaufmännische erweitert worden ist. Dennoch sieht er seiner fernen Zukunft mit einer bestimmten Skepsis entgegen. Das sieht man schon daran, dass er nicht zu seiner Berufswahl steht und heute den Beruf nicht mehr lernen würde:

> "Ich glaube, ich würde den Beruf nicht mehr lernen. Was bringt uns die Industrie und all der technische Fortschritt? Einer, der noch eine Spur mit der Natur verbunden ist - auch vom Job her -, ist mehr befriedigt. Zwar wenn man mit denen redet, fluchen die auch und sagen: Komm schau mal diesen S.../vulgär/ an, aber wenn diese Leute älter werden, so gegen 60, sind sie auf ihre Art zufriedener als wir" (60).

Angst oder Skepsis vor der ungewissen Zukunft, wenig Karriereambitionen und die grosse Bedeutung, die Schneider der Arbeitsatmosphäre zumisst, kommen noch deutlicher im Freizeitbereich zum Ausdruck. Schneider wohnt im selben ländlichen Dorf, in dem er auch aufgewachsen ist. Viele seiner beruflichen Wünsche und Zukunftsvorstellungen sind eng mit dem Dorfleben auf dem Lande verbunden und gehen zurück auf Kindheitserfahrungen im heimatlichen Dorf. Heute beteiligt er sich zwar aktiv am Dorfgeschehen, vorwiegend im Turnverein. Er fühlt sich im Dorf unter seinen Kollegen wohl, möchte schon wegen dem kurzen Arbeitsweg nicht von da weg. Jedoch wird auch hier im Gespräch Kritik deutlich an der zunehmenden Verstädterung des Dorfes. Die Neuüberbauungen im Dorf nennt er schlicht ein "Getto", die Leute dort nehmen am Dorfgeschehen keinen Anteil mehr. Und für die Bauern wird es in der Schweiz immer schwieriger. Einen bescheidenen Lebensstil führen, ohne Hetze und Termindruck, sich die Arbeit selber einteilen, so etwa sieht die persönliche Utopie eines Berufslebens von Schneider aus. Am ehesten könnte er diesen Traum mit dem Kauf eines Bauernhofs in Kanada verwirklichen. Dort lebe man freier, einsamer, Eigeninitiative zähle noch etwas und der Stress sei

erst noch weniger gross. Schneider kennt einen Kollegen, der in Kanada als Bauer angefangen hat. Zusammen mit seiner Freundin haben sie Kanada schon mehrmals besucht, wie mir Schneider nach dem Abschalten des Tonbandgeräts noch anvertraut. Das ferne Lebensziel liegt für ihn in Kanada, doch ist das schon rein finanziell für einen Arbeiter ein schwieriges Unterfangen. Im Moment arbeitet die Freundin voll. Aber wenn es dann an das Heiraten gehe und sie eine Familie haben, dann sinke eben der Lebensstandard: "Man hat weniger Mittel, für mich bedeutet die Heirat nur ein Abstieg" (49/2). Von der privaten Seite wird deshalb das grosse Lebensziel etwas relativiert.

4.3. Fritz Holzer, Industriemeister, 1950

Holzer ist der Sohn eines Mechanikers. Auf dem Lande aufgewachsen, besuchte er dort die Primarschule, "denn etwas anderes gab es damals nicht". Nach der Schule macht Holzer eine Lehre in einem Mittelbetrieb als Werkzeugmacher. Erst nach der Lehre wechselt er in den Grossbetrieb, in dem er heute noch als Meister tätig ist.
Zuerst arbeitet Holzer im Grossbetrieb als Einrichter in der Bohrerei. Um sich etwas weiterzubilden, besucht er berufsbegleitend eine Werkmeisterschule. Als einer der jüngsten im Betrieb wird Holzer mit 22 Jahren bereits Meister-Stellvertreter, wechselt zwei Jahre später in den Kombinationsbau und übernimmt mit 27 Jahren die Testabteilung, die für den Betrieb technologisch gesehen Schlüsselfunktion hat. Ihm obliegt dort die Aufgabe, die Abteilung zu restrukturieren und den Test auf mikroelektronischer Basis mit Hilfe von Testcomputern neu aufzubauen. Seit einem Jahr ist Holzer Stellvertreter des Testchefs, ihm unterstehen nun mehrere Testabteilungen.
Holzer hat die ganze Elektronik autodidaktisch und über die Berufserfahrung gelernt. Obwohl er FEAM ausbildet, hat er nie selber FEAM gelernt und auch kein Technikum (Ingenieurschule) besucht.
Holzer ist 35jährig und ledig. Er betont, dass er immer noch auf dem Lande wohne. Der Verdienst ist nach eigenen Angaben "an der oberen Grenze für einen Meister".

Das Gespräch mit Holzer bezieht sich nur sehr spärlich auf seine berufliche Entwicklung. Längere Passagen sind der heutigen Arbeitstätigkeit und der beruflichen Stellung als Werkmeister gewidmet. Besonders liegt ihm auch eine zeitgemässe fachliche Ausbildung der FEAM am Herzen. Die besondere Gewichtung der Arbeits- und Ausbildungstätigkeit hat einen tieferen Grund, der in der Bildungsbiographie liegt: Nach dem Fähigkeitszeugnis ist Holzer Werkzeugmacher mit einem Werkmeisterdiplom. Weder die Elektronik noch die Lehrlingspädagogik hat er - abgesehen von den Führungskursen, die er vom Betrieb aus genommen hat - gelernt. Die Differenz von Bildungsabschluss und erreichter beruflicher Stellung ist das Thema seiner Erzählung. Aus ihr leitet sich auch die Perspektive einer doch recht bangen beruflichen Zukunft ab.

"Ich arbeite, deutsch gesagt, amerikanisch"

Holzer wollte schon in der Schulzeit eher einen technischen Beruf ergreifen. Er hat gern handwerklich gearbeitet, hat Töfflis geflickt und ab und zu auch schon mit dem Elektrischen gebastelt, aber "das war sehr in Anführungsstrichen und von geringem Nutzen" (2). In den Schulferien wollte er sich etwas Geld verdienen, deshalb ging er in eine Leichtmetallgiesserei. "Dort sah ich dann, wie man diese Formen und Matrizen baut" in der Werkzeugmacherei (2). Am selben Ort konnte er dann die Lehre machen. Die Giesserei war ein mittelgrosser Betrieb, die Werkzeugmacherei hingegen, war ein Kleinbetrieb, eine Sache von 10 Mann. "Ich musste da also nicht nur Werkzeug machen, ich musste in die Schlosserei, den Service machen, Einrichten, auf den Giessmaschinen - einfach alles, was so eine Giesserei bietet, natürlich war das Hauptgewicht auf dem Lernen" (2).
Holzer blieb noch bis zur RS (militärische Grundausbildung - Anm.d.V.) und arbeitete auf dem Formenbau. Im Militär hatte Holzer einen schweren Unfall und war ein halbes Jahr im Spital. Und nachher durfte er nicht mehr auf dem Beruf arbeiten. Also wechselte er in den Grossbetrieb als Einrichter in einer feinmechanischen Abteilung. "Ich bekam dort eine Gruppe von 10, 15 Leuten, Frauen und Hilfskräfte, für die musste ich Einrichten, Kontrollieren, Ueberwachen. "Dort sah ich dann, dass ich nicht nur am Technischen Freude habe, dondern auch daran, mit Leuten zu arbeiten. Das bewog mich denn auch, dass ich so einen Chef-, einen Meisterposten anstrebte. Die Bedingung war: technologisch und mit Leuten arbeiten" (2).
Mit 22 Jahren wird Holzer der jüngste Meisterstellvertreter im Betrieb. Holzer wird dann in eine andere Abteilung zu einem älteren Meister versetzt. Innerhalb von zwei Jahren sollte er der Nachfolger werden, wenn dieser Meister pensioniert wird. Kurz vorher "kam dann das Schrumpfen in der Mechanik" (2). Der Technologiewandel Richtung Elektronik führte zu Restrukturierungen in der Mechanik. Eine Meisterei wurde frei und der Meister dort, der schon älter war, bekam dann seinen Posten. Man wollte für ihn weiterschauen und er wurde angefragt, ob er sich umschulen lassen wolle, Richtung Elektronik. Im Kombinationsbau hatten sie schon viel mit Chemie zu tun und deshalb dachten sie, dass die Leiterplattenkontrolle für ihn geeignet wäre. Drei Monate bevor sein alter Meister pensioniert wurde, starb dann ein anderer Meister. "Und sie fragten mich sofort, ob ich diesen Posten übernehmen möchte, das war der Schlusstest von mechanischen Apparaten" (4). Dann verlangte der Betrieb, dass er sich in Elektronik ausbilde, weil der Schlusstest immer mehr mit Elektronik und Computern gemacht wurde. Der Betrieb finanzierte verschiedene private Kurse. Zu Beginn war die Elektronik so eine schwarze Wand für ihn. "Doch dann merkte ich, dass ich sehr einfach kapiere. Wenn ich es einmal lese, dann musste ich es kein zweites mal mehr lernen. Ich merkte, das ist ein Fach, das in meinem Talent liegt. Doch Holzer besuchte nicht allein Kurse, denn die bieten nur Grundlagenwissen und keine Praxis: "Ich schaltete sofort auf FEAM-Stifte um, zeigte ihnen, dass ich einen Arbeitsplatz für sie bieten kann, und mit diesen Lehrlingen lernte ich die Elektronik" (4). Er dachte sich eine Schaltung für einen Testapparat aus, und

die Lehrlinge bauten dann die Schaltung auf. Er hatte Talent für diese Schaltungen, musste aber auch seine Lehrgelder bezahlen, wenn etwas nicht lief. Der elektronische Prüfgerätebau war damals im Rückstand, weil der Vorgänger noch alles elektrisch gemacht hatte, deshalb hatten sie immer genügend Arbeit für die FEAM. Ein Beispiel:

> "Wir hatten früher zum Prüfen der Apparate riesige Prüfstände, zwei Camions voll. Die wurden nun umgebaut. Ich anerbot mich, innert drei Monaten sämtliche Prüfstände neu zu konstruieren, auf vollelektronischer Basis. Und das mit einem minimalen Energieumsatz. Wir bewiesen Flexibilität, weil wir das konnten. Wir mussten die Abteilung umdisponieren. Ich sagte, wir schrumpfen das ganze Zeugs in eine Kiste zusammen. Das ist eine Kiste mit über hundert Printplatten drin, die also vollständig mit Lehrlingen gebaut wurde. Ich engagierte intern zwei Schlosser, zwei Feinmechaniker und sechs FEAM, alles Lehrlinge, dazu einen gelernten Berufsmann, einen FEAM. Wir stellten das ganze Zeug innert drei Monaten zusammen und das lief am ersten Tag. Ich sagte nur: wir machen es. Ich hatte schon Ideen, aber ich konnte nicht sagen: Hier sind die Pläne, jetzt arbeiten wir. Wir fingen vorne an mit Entwickeln. Und das ganze Zeug wurde PC-steuerbar gemacht, schon damals" (81).

Seit einem Jahr ist Holzer der Stellvertreter des Testchefs geworden und führt nun drei Abteilungen. Neben dem rein Technischen und dem Bewältigen der Elektronik gehören nun zunehmend die Führung von Mitarbeitern und Lehrlingen einerseits und die möglichst rationelle Produktion andererseits zu seinen Hauptaufgaben.
Das Anlernen der Mitarbeiter hat Holzer weitgehend durch seine Berufserfahrung erworben. Er hat Spass daran, mit Leuten zu arbeiten, und er versteht es auch, die Leute zu motivieren, "auf seine Seite zu ziehen", wie er sagt. Er versucht auch, die richtigen Leute auf seiner Abteilung zu fördern, und schliesslich ist ihm wichtig, dass er auf dem laufenden gehalten wird; "dass er den Laden nicht einfach schlitteln lässt", sondern zu genau definierten Zeitpunkten orientiert wird. Dann entscheidet er, ob man weiterfahren kann. Damit ist auch das rationelle Fertigen angesprochen, das man auch als Ingenieur nicht lernt, sondern das erst im Betrieb unter "Ernstfallbedingungen" erworben werden kann. Die Orientierung am wirtschaftlichen Produzieren ist ein Ziel, das er seinen Lehrlingen mitzugeben versucht:

> "Wir erklären dem Lehrling, angenommen ein Tonband kostet jetzt soviel. Das ist kaputt, das müssen wir flicken. Wenn der jetzt drei Tage an einem Tonbändchen herumflickt und nachher sagen kommt: "Es läuft jetzt", dann muss man schalten, das hätte man schon lange fortschmeissen müssen... Der Lehrling kann Vorschläge machen, muss aber die Entscheide einer Person überlassen, die mehr Kenntnisse hat. Nicht dass der einfach selbständig einen Weg beschreitet und am Schluss ist dann ein Kohlehaufen da und das Zeug kostet zig tausend Franken " (48).

Führung und Ausbildung hat Holzer weitgehend durch Berufserfahrung erworben. In bezug auf die Ausbildung der Lehrlinge orientiert er sich nur schwach an der eigenen Lehre. Einerseits war er damals im Kleinbetrieb viel stärker noch mit der mechanischen Fertigung konfrontiert, andererseits war er auch eher der "Gib-her-zünd" (Handlanger) (77). Im Vergleich ist er sich aber bewusst, dass heute mehr gelernt wird in der Lehre. Er gibt denn auch seinen Lehrlingen "offene Blöcke" zum selbständigen Bearbeiten, das sind zum Beispiel Teilprobleme eines grösseren Projekts. Damit sind die Lehrlinge gezwungen mitzudenken, ob sie wollen oder nicht. Die einen fragen mehr und sind stärker technologisch interessiert als die anderen, die "einfach das Zeug zusammenknallen" (40). Weniger wichtig sind ihm die Anpassungs- und Disziplinierungstechniken wie Feilen und die handwerklichen Grundfertigkeiten. Ganz allgemein findet er, dass zu seiner Zeit weniger "geschüelerlet" (ein Schulbetrieb aufgezogen) worden ist als heute.
Neben der Berufserfahrung beruft sich Holzer auch auf die Ausbildung: "Ich kann fast sagen: ich genoss da in der Firma eine Riesen-Ausbildung". Abgesehen von der Werkmeisterschule hält er viele technische Kurse für wertvoll. Führung ist jedoch kaum etwas, was mit schulischen Mitteln erworben werden kann:

> "Wir machen da Kurse in der Firma. Aber meine Meinung über Psychologie - ich hatte auch Psychologie an der Werkmeisterschule - die (Psychologie) ist einfach da. Man kann sie ins Gewissen rufen, aber man kann sie nicht lernen. ... Man kann einen Haufen sich bewusstwerden, etwas überdenken usw. Aber wenn einer einfach ein "Brüelicheib" ist, dann hilft ein Kürsli auch nicht weiter. Irgendwann kommt das eigene Ich wieder zum Vorschein. ... Das schadet auf jeden Fall nichts, aber ich glaube nicht, dass man jemanden umstellen kann damit" (91).

Rückblickend bedauert Holzer, dass er nach der Lehre nicht das Technikum (Ingenieurschule) gemacht habe. Aber drei Jahre ohne Geldverdienen lagen für ihn gar nicht drin und das Abendtechnikum war damals eine "harte Sache". Der Betrieb gewährte in dieser Zeit noch keine Erleichterungen in der Form von Teilzeitverträgen. "Heute bin ich natürlich auch anderer Meinung. Heute hätte ich natürlich die Möglichkeit gehabt weiterzukommen, wenn ich das Technikum gemacht hätte, wo mir das jetzt eine Bremse ist" (85). Damals sah er nur die vielen Ingenieure in der Entwicklung, er wollte jedoch eher mit Leuten zusammenarbeiten. Erst heute sieht er als Folge des technologischen Wandels, dass für Führungsstellen zunehmend auch Ingenieure angestellt werden. "Früher gab es viel mehr Berufsleute in höheren Jobs, die heute schon zwangsläufig durch Ingenieure HTL (Diplomingenieure) ersetzt werden. Und dort wiederum konnten die HTL Jobs einnehmen, wo heute schon ein ETH-Ingenieur (Hochschulingenieur) gefordert wird. Das geht in diese Richtung" (87).

Andererseits sieht er auch, dass im führungsbezogenen Bereich auf den Abteilungen die Professionalisierung nicht sehr weit fortgeschritten ist. Der Ingenieur versteht von der rationellen Produktion auch nicht so viel. Heute kann man eine Ausbildung als Betriebstechniker machen. Diese Ausbildung wäre etwa vergleichbar mit dem, was er an Qualifikationen betriebsintern erworben hat mit dem Unterschied, dass er keinen formellen Abschluss besitzt. Die Sorge, die Holzer im Hinblick auf seine berufliche Zukunft gleich mit allen anderen Abteilungsleitern teilt, ist die der Absicherung der doch vergleichsweise hohen beruflichen Stellung in der nächsten Zukunft. Der technologische Wandel bewirkt einen Druck auf Kaderposten. Insgesamt werden weniger Meister und mehr technische Spezialisten und Ingenieure gebraucht. In der Schweiz werde zu stark auf die Ausbildung und die Titel geschaut und zuwenig auf die Leistung und das Talent. Das könnte ihm zum Verhängnis werden. "In Amerika ist einfach der der Beste, der es kann. Der eine ist halt technologisch sehr weit, der andere punkto Management. Wenn einer etwas bietet, kommt er auch weiter im Job, unabhängig davon, was er für Schulen gemacht hat" (111). Bis heute ist Holzer mit seiner Arbeit zufrieden und er weiss auch, dass viele Ingenieure vergleichsweise nicht eine so gute Stellung haben wie er. Deshalb fehlte ihm ein höherer Berufsabschluss bisher noch nie, "aber das fehlt mir vielleicht noch einmal ... Ich muss immer zeigen, was ich kann. Ich arbeite, deutsch gesagt, amerikanisch. Aber irgendwann kommt es nur noch darauf an, was ich studiert habe. Die Frage ist jetzt, heute ist es so. Also wenn wir jetzt heute in die Zukunft versetzten, bis dann ist es vielleicht ganz anders" (111).

4.4. Bernhard Stocker, Werkmeister, 1938

Stocker, 45jährig, stammt aus einem Bauerndorf in der Innerschweiz. Der Grossvater war noch Bauer, den zweiten Weltkrieg hat er als Kind auf dem Bauernhof erlebt. Für Stocker war die Kindheit eine schöne Zeit. Sie hatten zwei, drei Kühe, waren praktisch Selbstversorger und hatten immer genug zum Essen. Zudem war man in den Bergen drin und lernte die Natur kennen. Nach dem Krieg arbeitete der Vater wieder auf seinem angestammten Beruf als Physiotherapeut und die Familie zog nach B. um, weil der Vater dort eine Praxis eröffnete. - Heute lebt Stocker in einem Haus mit Garten, ist verheiratet und hat drei Kinder im schulpflichtigen Alter. In der Freizeit unternimmt er viel in der freien Natur: Wandern, Bergsteigen und Skifahren sind seine liebsten Hobbies. Unter der Woche macht er in der Männerriege mit und zwei Mal pro Woche besucht er einen Abendkurs.

Beruflich hat Stocker heute eine Stelle als Werkmeister in der Grossteilefertigung inne. Er organisiert die Arbeit für zwölf Mechaniker in der Grossteilefertigung. Als Staatsbetrieb sind die Arbeitsbedingungen relativ komfortabel. Stocker steht denn auch für seinen Betrieb ein: die meisten Leute auf der Abteilung haben als Beamte sichere Arbeitsplätze, zudem arbeiten im Betrieb nur Schweizer, was für einfacher sei.

Mit Stocker habe ich zwei biographische Interviews geführt. Weil er etwas weit weg wohnt, haben wir jedoch die Lebenskurve auch im Betrieb aufgenommen. Stocker ist auch im zweiten Interview, in dem es eher um die privaten Dinge geht, ein sehr bereitwilliger Erzähler. Allerdings beschränkt er die Erzählung sehr stark auf seine Person, von der Familie erfährt man eher wenig. Die Haupterzählung im ersten biographischen Interview ist relativ umfangreich und detalliert zugleich. Aus diesem Grund geben wir an dieser Stelle den Wortlaut des Gesprächs wieder.

"Ein momentaner Absturz"

An die Schulzeit hat Stocker durchweg gute Erinnerungen. Einige Lehrer haben ihm nicht nur vom Stoff her, sondern auch persönlich etwas bedeutet, und dann war da die Kameradschaft. "Dort haben sich gewisse Verhältnisse gebildet, die bis heute dauern. Ich habe einen Schulkollegen hier. Wir haben zusammen die Lehre gemacht, wir gingen zusammen Skifahren und Klettern. Heute sind wir beide verheiratet und treffen uns gelegentlich zum Jassen" (6/2).

Die Haupterzählung beginnt mit der Schilderung des ursprünglichen biographischen Entwurfs "Pilot". Berufswahl, Lehre und Technikumsbesuch sind instrumentell auf dieses Berufsziel hin fixiert:

> "Das ist bei mir so gewesen, dass ich einfach nicht recht gewusst habe, was ich wollte. Ich habe (.) Interesse gehabt an der Fliegerei, schon zur Schulzeit. Wir haben immer wieder Modellflugzeue gebaut und Fliegerlis gespielt. Da ist eigentlich die Idee gewesen, später in die Fliegerei zu gehen. Und die Idee ist eigentlich gewesen seinerzeit, Elektromechaniker zu lernen. Und da habe ich aber keine passende Lehrstelle gefunden. Ich habe eigentlich aus diesem Grund die zweite Wahl getroffen und das ist der Mechaniker gewesen. (.) Wobei ich im Grunde genommen gar nicht gewusst habe, was der Mechaniker eigentlich macht, zu jenem Zeitpunkt. Ich bin wirklich dort reingestiegen, gut ich habe schon gewusst etwa, die machen Maschinen, aber was alles auf mich zukommt, das habe ich eigentlich gar nicht gewusst. Weil irgendwie Informationen von der Schule her oder dass man die Möglichkeit gehabt hätte, Betriebe anzuschauen, von der Schule her, das hat es bei uns eigentlich gar nicht gegeben.(.)
>
> Die Lehrzeit selber, das ist, hat mir eigentlich gefallen, ich kann nicht sagen, dass ich nachher enttäuscht gewesen bin vom Beruf. Es hat mir gefallen. Es ist mir gut gegangen. Es ist mir eigentlich praktisch und theoretisch einwandfrei gegangen. Und ich habe schon während der Lehrzeit zusätzliche Kurse gemacht noch, vor allem in Hinblick aufs Tech, weil ich eigentlich nachher ans Tech gehen wollte. Und (.) so Abendkurse in Bern habe ich genommen, dort habe ich das Zeugs genommen, also vor allem Mathematik,

Algebra, einfach jene Fächer, die man eigentlich für die Aufnahmeprüfung gebraucht hat. Ich habe dann auch während der Lehrzeit die Rekrutenschule gemacht. Und gerade anschliessend an die Lehre bin ich ans Tech in Burgdorf. (.) Ich habe dort dazwischen unterbrochen, ich musste in die UO. (.) Und ich habe nach der UO wieder weiter gemacht am Tech. Und in der Zwischenzeit habe ich (.) eben Verbindung gehabt mit der Fliegerei, weil ich eigentlich immer Pilot im Auge gehabt habe. Ich bin in Zürich gewesen, in Kloten bei der Swissair als ... (.) Ich habe die Aufnahmeprüfungen und dieses Zeugs gemacht dort und die Pilotenschule. Weil privat habe ich in der Fliegerei nichts unternommen, also eigene Mittel habe ich nicht gehabt. Und ich habe es eigentlich so machen wollen. Und (.) das ist mir nicht gelungen bei der Swissair. Es hat mir dort also nicht gereicht. Ich bin nicht rein gekommen. Und (.) da habe ich einen Moment einen Stillstand gehabt, im Beruflichen, ich habe nicht gewusst, ja, was soll ich jetzt. Das Ziel, das ich eigentlich hatte, die Fliegerei, ist scheinbar verbaut gewesen und (.) in der Schule, gut ich kann nicht sagen, es habe mir nicht gepasst, aber ich habe eigentlich die Schule wirklich im Hinblick auf das gemacht, dass man einfach eine Weiterbildung hat. Die Folge ist auf jeden Fall gewesen, dass ich aufgegeben habe. Ich habe das dritte Semester noch fertig gemacht und nachher habe ich (.) gesagt, jetzt gehe ich wieder zurück in den Beruf, (.) Mechaniker, den ich gelernt habe (1)".

Nach dem Scheitern des ersten biographischen Entwurfs kommt Stocker in eine rund fünfjährige Such- und Orientierungsphase, in der er verschiedene berufliche Alternativen ausprobiert, die ihn aber alle nicht befriedigen. Die Phase endet mit der Heirat und der vorläufigen "Flucht" aus dem schweizerischen Berufsalltag. Stocker folgt seiner Frau nach Amerika, schlägt sich dort mit Gelegenheitsarbeiten durch und verdient gleichzeitig die finanziellen Mittel für eine grosse Reise durch den Kontinent:

"Ich bin ins Welschland. Ich habe nachher als Betriebsmechaniker gearbeitet. Und (.) irgendwie habe ich dort schon nicht recht gewusst, was soll ich weitermachen. Und ich habe eigentlich irgendwie einmal, ich weiss auch nicht, was eigentlich der Ausschlag gewesen ist, habe ich mich angemeldet für die Grenzwachschule. (.) Ich habe dann diese Grenzwächterschule in Liestal gemacht. Und ich bin (.) zwei Jahre auch als Grenzwächter tätig gewesen, anschliessend. Das hat mir gefallen, das hat mir gepasst. Ich konnte draussen sein und ich habe das Glück eigentlich gehabt, dass ich in einem interessanten Zollkreis gewesen bin. Ich bin da im Waadtländer Jura gewesen auf einem Posten. Wenig auf der Strasse, das hat mir auch nicht zugesagt (lacht), der Verkehr und alles. Und das Ziel, das man dort gehabt hat, war eigentlich auch wieder nicht das, nicht (.). Respektive, man hat einfach gesehen, dass man dort nicht viel weiterkommt. Und ein weiteres Problem ist auch gewesen, man ist dort abseits irgendwo in einem Dorf zum grossen Teil. Und

da ist auch die Frage gekommen, heiraten ja - nein, und was man machen soll. Und ich habe damals schon seit einiger Zeit eine Bekanntschaft gehabt, eigentlich. Wobei damals (.) meine jetzige Frau, zur Zeit als ich beim Zoll war, ist sie nach Amerika und da haben wir dennoch gesagt, ja, wir heiraten doch einmal. Sie hatte einen vierwöchigen Urlaub, in Amerika. Sie ist zurück gekommen und wir haben geheiratet. Und ich habe nachher auch auf diesen Termin beim Zoll gekündigt, weil wir gesagt haben, wir gehen zusammen nach Amerika.
Das ist im 64 gewesen, als wir zusammen hinüber nach Amerika gegangen sind. Und ich habe nachher verhältnismässig rasch, also innerhalb von 10 Tagen, habe ich wieder eine Stelle gefunden als Betriebsmechaniker. Unser Ziel ist ja dort gewesen, etwas Geld zu verdienen, ein wenig, damit wir nachher eine Reise vermögen. Und dann wollten wir wieder zurück in die Schweiz. Wir wollten nicht in Amerika bleiben, das war von Anfang an klar. ... Wir haben dreizehn Monate dort gearbeitet, gespart. Darauf sind wir (.) ein wenig reisen gegangen. Wir sind dann alles in allem etwa zehneinhalb Monate in der Welt herumgebummelt. Und dann wieder zurück in die Schweiz. Wobei wir eigentlich noch nicht wollten, ursprünglich sagten wir, wir gehen einmal die Welt ein wenig anschauen und gehen zurück an die Stelle, die wir in Amerika hatten und arbeiten nochmals ein Jahr oder zwei, weil man dort eigentlich zu dieser Zeit noch einiges mehr verdient hat als in der Schweiz. Da ist dann aber der älteste Sohn dazwischen gekommen. Das ist dann eigentlich das Signal gewesen, um nach Hause zu gehen in die Schweiz, weil Amerika nachher, wäre für uns nicht mehr interessant gewesen, wenn die Frau nicht mehr arbeiten gehen konnte, oder. Dann wäre nur noch mein Einkommen da gewesen und dann schaut dabei auch nicht wieder viel heraus. Dann sind wir zurück in die Schweiz (1)".

Nachdem Stocker nun in Amerika mit moderneren Produktionsmethoden und -technologien konfrontiert worden ist, versucht er nun diese Erfahrung daheim in der Schweiz für seine berufliche Karriere auszuwerten. Recht zielstrebig peilt er eine Karriere als Werkmeister an:

"Dann habe ich wieder eine Stelle als Betriebsmechaniker angetreten, in der Textilindustrie. Und (.) ich habe dort aber schon im voraus gesagt, jetzt gehen wir zurück in die Schweiz und ich muss etwas machen, damit ich im Beruf weiterkomme. Weil in der Zwischenzeit habe ich dann doch gemerkt, ich muss mich da ein wenig in jene Richtung bewegen, wo ich eine Grundlage habe. Und ich habe in Amerika eigentlich die ersten Kontakte gehabt mit Maschinensteuerungen. Wir haben dort schon Schützensteuerungen gehabt, also Folgesteuerungen, riesige Anlagen, da ist alles automatisch gelaufen, im 64. Und, man hat irgendwie schon gesehen, dass eine Revolution im Gange ist, dass dort etwas kommt. Und da habe ich gefunden, da muss ich schauen, dass ich den Anschluss nicht verpasse, dass man dort mitschwimmen

kann, oder mit diesem Rummel. Und ich habe da gerade als ich gewusst habe, wo ich zu Hause bin, als ich eine Stelle gehabt habe, mit einer Ausbildung angefangen, in Abendkursen. Ich habe verschiedene Sachen gemacht und dann einfach in Richtung Mechanikermeister hin gearbeitet. Und ich habe dann im 68, 69 die Meisterprüfung gemacht, die eidgenössische. Und darauf habe ich im gleichen Betrieb, in dem ich arbeitete, gerade eine Meisterstelle bekommen. Ich konnte gerade die Instandhaltung dort übernehmen, weil der Chef vorher pensioniert worden ist. Und (.) ich bin zwei Jahre dort geblieben. Da habe ich aber gesehen, dass ich einfach auf diesem Zweig sitzen bleibe. Und ich habe rum geschaut, in dieser Zeit, anfangs der siebziger Jahre, ist es so einfach gewesen, Stellen zu finden, dass man beinahe auswählen konnte. Und ich bin da irgendwie ein wenig von der Textilbranche geprägt gewesen, oder, ich habe sieben Jahre lang dort gearbeitet "(1).

Während sieben Jahren kann Stocker an einer Stelle für Fabrikationsstudien beruflich Substanz aufbauen:

"Und dann hat die S. in Z., die Webmaschinen baut, für Fabrikationsstudien, Maschinenabnahmen und Versuche einen Mechanikermeister gesucht. Dort habe ich mich gemeldet und ich bin dort hingekommen. Ich habe in einer Gruppe mitgearbeitet auf diesem Gebiet, wir sind fünf gewesen, die einfach Sondermaschinen eingeführt haben. Wir ... sind bei der Beschaffung dabei gewesen, bei der Abnahme von diesen Maschinen, bei der Einführung ... nachher im Betrieb, bis dieses Zeugs gegangen ist. Wir hatten praktisch so eine Göttifunktion von diesen Objekten. Und das ist interessant gewesen, man ist immer auf dem neuesten Stand der Technik gewesen, eigentlich, zwangsläufig. Und das habe ich sieben Jahre lang gemacht, auch. Ich bin dann durch einen Kollegen, der hat mich überzeugt, er hätte mir eine gute Stelle, wo ich die Sprachen wieder gebrauchen könne, Englisch und Französisch, und zwar in der Kunststoffindustrie ist das gewesen, Kunststoffbeschichtungen, industriell, beim B. in W. Und die haben mir dort ein gutes Angebot gemacht, die Möglichkeiten aufgezeigt, was (.) dort auf mich zukommt. Also Beratung, Kundenberatung und das ganze Drum und Dran. Ich habe dann dort angefangen. Und nachher ist das dann (lacht) schlussendlich so gewesen, dass ich mehr ausserhalb des Betriebes gewesen bin und ich gar nicht dazu gekommen bin, meine eigentliche Funktion auszuüben, die ich eigentlich im Auge hatte. Also ich hatte wenig eigentlich Kundenbetreuung und ... wenig Möglichkeiten, dort weiterzukommen. Und nachher habe ich ihnen gesagt: ja nein, so kann ich das da nicht. Ich will nicht bloss in der Kunststoffbeschichtung arbeiten und einfach im Betrieb bleiben" (1).

Die Absicherung der beruflichen Position gelingt ihm jedoch erst im dritten Anlauf. Nach drei Betriebswechseln hat er nun eine Stelle als Abteilungsleiter gefunden, die relativ sicher scheint:

"Aus diesem Grund bin ich dort weg und wieder zurück als Meister in eine Meisterfunktion, nachdem ich eigentlich doch einige Zeit im Büro gearbeitet habe, wieder in den Betrieb und zwar in die A. in H. Auch durch einen Kollegen, den ich kannte, der sagte mir, ich solle herüberkommen. Und (.) es ist dort eigentlich gut gewesen, ich habe eine sehr interessante Aufgabe gehabt. Aufwendig eigentlich, ich habe viel Zeit investiert für den Betrieb. Und ich habe praktisch für mich keine Zeit mehr gehabt. (lacht) Das ist dann die andere Seite gewesen, weil, ich habe eigentlich ständig in dieser Zeit, als ich bei der S. gewesen bin, in diesen sieben Jahren, immer Weiterbildung betrieben, zum Teil selber in Kursen, und dann sind wir in der Firma immer geschult worden. Es ist praktisch kein ... halbes Jahr vergangen, in dem wir nicht wieder intern geschult worden sind. Im Hinblick auf die neuen Technologien, auf die Steuerungen und auf Möglichkeiten, die einfach gekommen sind, mit der Zeit. Da ist eigentlich ziemlich viel in uns investiert worden, von der Firma S. Und das ist dann plötzlich nicht mehr gewesen. Dort konnte ich wohl für mich noch Kurse machen. Ich habe dazwischen noch Sprachkurse gemacht, habe wieder ein wenig (.) Englisch-Kurse genommen, um den Stand ein wenig zu behalten, den man gehabt hat. Und ich habe noch Italienisch gelernt, alles so in Abendkursen dazwischen. Und dann eben in (unverständlich) habe ich den Mumm nicht mehr gehabt, respektive, ich bin ziemlich einfach runtergekämpft gewesen, immer, von der Arbeit her.
Und dann ist in diesem Betrieb der grosse Wechsel gekommen. Der Betriebsleiter ist pensioniert worden, der Direktor auch. Es sind neue Leute gekommen, dort, und ich bin dort mit dem Betriebsleiter, der nachher gekommen ist, gar nicht zurechtgekommen. Es ist ein junger gewesen. Und (.) der neue Direktor, der gekommen ist, mit dem bin ich gut ausgekommen, aber mit dem Betriebsleiter ist es nicht gegangen. Ich habe dann aus diesem Grunde nachher, mehr aus Zufall, als wieder einmal so unsere zwei Meister beieinander gestanden sind, ist die Technische Rundschau rumgelegen, dort. Wir sprachen auch wieder über den Betriebsleiter, wir hatten beide das Gefühl, der ist einfach nicht fähig, der kommt nicht draus und (lacht) und da haben wir irgendwie so eine Diskussion gehabt und da sehe ich in dieser Technischen Rundschau ein Inserat, eben da von der K., dass sie einen Meister suchen. Ich habe gesagt, ja, das wäre noch etwas, ich melde mich da einmal. Das ist wirklich eine spontane Entscheidung gewesen, dort reinzuspringen. Und ich habe geschrieben. Und es hat auch hier geklappt, nachher habe ich dort aufgehört. Ich habe letztes Jahr hier angefangen, im 82. Und hier habe ich einfach wieder eher gefunden, was mir passt. Ich habe da eine interessante Abteilung, mit den Leuten geht es gut. Es ist ein Vorteil vom Personal her, dass man eigentlich nur Schweizer hat. Wobei ich nicht sagen will, dass die Ausländer, (.) Fremdarbeiter zweitrangig sind. Ich habe es am eigenen Leib erfahren, wie es ist, als Fremdarbeiter zu arbeiten, oder, mit dem ganzen Drum und Dran. Und ich habe sie eigentlich immer

verteidigt. Aber diese Probleme, die man mit diesen hat, zum Besipiel die Türken unter sich, und Italiener, Spanier und so, das gibt Reibereien, die man einfach nicht hat, wenn man nur Schweizer Personal hat. Und das (.) ist eigentlich das, was am meisten aufreibend ist. Und Lohngestürm hat man in der Privatindustrie, jeder hat das Gefühl, er müsse mehr verdienen. Und da ist bald alle Monate ein Gestürm gewesen. Wobei man als Meister dort gar nicht viel selber machen konnte. Und das ist man hier eigentlich los. Und das ist für mich eine unheimliche Erleichterung gewesen, dass man vom Personal her eigentlich weniger belastet wird. Dass man wirklich fachlich eigentlich der Meister sein muss und erst an zweiter Stelle eigentlich für das Personal da ist, weil es selbständige Leute sind. Und alles sind mehrjährige Mitarbeiter, das erleichtert die Arbeit natürlich auch. Auf jeden Fall habe ich jetzt das Gefühl, von diesen Meisterstellen, die ich bis jetzt gehabt habe, ist diese die beste. Da, wo ich am meisten das Gefühl habe, das ist das, womit man sich noch ein wenig für die Zukunft abfinden kann. Das ist eigentlich der Weg" (1).

An der jetzigen Stelle bemängelt Stocker nur die Weiterbildungsmöglichkeiten. Er hält sich zum Beispiel nicht dafür, im Betrieb die zirkulierenden technischen Zeitschriften zu lesen, weil "die sehen einfach, dass der Chef im Büro hockt und liest, und ich finde das schon den Leuten gegenüber unmöglich" (31). Deshalb nimmt er einen Artikel, den er "kopfen will", lieber nach Hause. Eine interne Weiterbildung für die Werkmeister, ob im technischen Bereich oder im Führungsbereich wird nicht angeboten. "Deshalb muss man einfach etwas selber machen" (51), meint Stocker. Er selber hat nie aufgehört, beruflich oder hobbymässig Kurse zu machen. Im Moment besucht er einen EDV-Kurs des Berufsverbandes. Im Freizeitbereich hält er jedoch das Angebot für genügend. Wenn einer im Programm der Migros zum Beispiel nichts findet, so ist das für ihn ein "armer Mann". Er macht auf jeden Fall immer etwas. Im Moment besucht er dort einen Astrologiekurs. "Dort fängt man an, auch die anderen Seiten des Lebens anzuschauen. Man denkt eher ein wenig an die Zukunft und was nachher kommt, wenn man gestorben ist" (63/2).

In der Freizeit betreibt Stocker noch immer viel Sport und bewegt sich in der freien Natur. Ein Hobby ist deshalb auch das Fotografieren von Tieren und Pflanzen. Im Dorf gibt es nur eine Partei und dort will er nicht mitmachen. Das "Heimet" (Bauernhaus) der Grosseltern in der Innerschweiz hat jetzt ein Bruder übernommen. Dennoch hält Stocker auch diese Verbindung zur Natur noch aufrecht: "Jetzt ist es einfach das Ferienhaus und wir sind viel dort. Das ist schon noch unser zuhause, heute noch".

Nicht nur im Astrologiekurs, auch privat und beruflich denkt Stocker viel über die Zukunft nach. Für ihn ist das eine Einstellungssache. Obwohl "man beinahe Angst haben muss", beurteilt er die Zukunft nicht negativ. Er ist eher Optimist, wenn er sagt: "Es ist immer weitergegangen und wird auch in Zukunft weitergehen und irgendwie findet man sich damit ab. Man darf sich einfach

nicht zu stark dagegen wehren, dann geht es schon" (20/2). Auch in bezug auf die Technik betont er, dass man sich nicht wehren darf gegen die Entwicklung, weil "man sich sonst in etwas hineinmanövriert, aus dem man nicht mehr hinauskommt" (77/2). Stocker vertraut darauf, dass die Menschen mit dem Umbruch fertig werden. Im übrigen habe er keinen Grund mit dem Leben unzufrieden zu sein. Es wäre zwar schön, wenn man etwas mehr verdienen würde, "aber das bringt wiederum andere Probleme mit sich. Es gibt andere Werte im Leben als einen Haufen Geld" (75/2).

4.5. Hans Steiner, Detailkontrolleur, 1934

Steiner, 50jährig, arbeitet heute nicht mehr auf dem gelernten Beruf, obwohl die Ausbildung zum Feinmechaniker eine gute Grundlage bietet für die Tätigkeit als Kontrolleur. Sein Arbeitsgebiet umfasst die stichprobenartige Stückkontrolle von eingekauften Metall- und Plastikteilen. Steiner arbeitet nur mit konventionellen Messgeräten auf der Basis von Zeichnungen, die auf Mikrofichen gespeichert sind. Bei komplizierteren Stücken benutzt er schriftliche Kontrollanweisungen. Wegen seiner beträchtlichen Berufserfahrung und seinem präzisen Arbeitsstil wird Steiner als Springer auch an anderen Arbeitsplätzen eingesetzt, so zum Beispiel in der Eingangskontrolle, bei der Kontrolle von grösseren Schlosserarbeiten usw. Einzig mit dem elektronischen Messraum hat Steiner nichts zu tun, dort arbeiten nur ausgebildete Spezialisten. Besonders gerne hat er in der Vergangenheit ab und zu für die Arbeitsvorbereitung Schlosserzeichnungen angefertigt. Bis vor einigen Jahren machte er das in Zusatzarbeit am Abend zu Hause, um den seiner Ansicht nach zu knappen Verdienst etwas aufzubessern. Etwa vor einem Jahr wurde im Betrieb der ganze mechanische Bereich der Fabrikation restrukturiert. Den Rationalisierungsmassnahmen fiel auch die "Heimarbeit" von Steiner zum Opfer. Ab und zu wird er jedoch immer noch für kurze Zeit in der Arbeitsvorbereitung eingesetzt.

Steiner stammt eher aus einfachen Verhältnissen. Deshalb reichte es ihm nur für die Primarschule. Sein Vater war Polier auf dem Bau und besucht als Rentner noch jeden Tag Baustellen. Die Mutter war Tessinerin, von ihr hat er das südländische Temperament und die etwas andere Einstellung zum Leben geerbt. Steiner ist mit einer Spanierin verheiratet, die Tochter besucht die Sekundarschule. Sein liebstes Hobby ist das Malen und Zeichnen. Er ist gewerkschaftlich organisiert, interessiert sich aber nicht für Politik.

"Jeden Morgen bin ich ein anderer Mensch"

Von seiner Kindheit und Jugend spricht Steiner nicht so gern. Weder der Vater noch die Mutter konnten ihm in der Schule gross helfen. "Es ist eigentlich das, was jetzt ein Ausländer erlebt, das habe ich erlebt, nur als Schweizer" (7). Und an einer anderen Stelle sagt Steiner: "Damals sind die Leute noch viel mehr 'verbünzlet' (kleinbürgerlich, engstirnig - Anm.d.V.) gewesen" (7/2).

In der Schule war er ausser im Freihandzeichnen immer bloss Durchschnitt:

> "Ich bin nie ein Scheinwerfer gewesen.... Was heisst Intelligenz? Es ist doch nur das: Wenn der Lehrer sagt, zwei und zwei ist gleich vier. Der eine kann dies noch behalten, wenigstens bis zur nächsten Prüfung. Und der andere kann es nicht mehr, dann ist es fertig. Darum bin ich auch in der Schule in diesen Fächern schlecht gewesen. Ich habe es nicht begriffen oder es wurde nicht richtig erklärt. Es kommt immer darauf an, wie einer etwas richtig erklärt, das sieht man auch im Geschäft" (27).

Steiner wollte nach der Schule wegen seiner offensichtlichen Begabung im Zeichnen Graphiker werden. Der Berufsberater hat ihm die Eignung für diesen Beruf bestätigt. Damals konnte man jedoch die Graphikerlehre nicht gleich nach der Schule beginnen. Deshalb ging er als Laufbursche in einen Grossbetrieb der Metallindustrie. Steiner machte dann eine Eignungsprüfung bei einem bekannten Graphiker in Zürich.

> "Dann ist der zu mir nach Hause gekommen und hat gesagt, es sei gut, ich könne anfangen. Als ich all die anderen gesehen habe, habe ich gemeint, ich komme nicht durch. Wir sind etwa zwanzig gewesen. Als ich deren Zeichnungen gesehen habe, hatte ich sofort einen Komplex. Er hat mich ausgewählt von diesen" (5).

Doch der Abteilungsleiter im Metallbetrieb, in dem er als Laufbursche gearbeitet hatte, rät ihm, sich für die Feinmechaniker-Lehre zu melden. Steiner besteht trotz Primarschulabschluss auch diese Prüfung. Der Vater drängte ihn dann sehr stark Richtung Feinmechanikerlehre. "Er müsse diese Chance nützen, Künstlerberufe sind brotlos usw." Auf diese Weise beginnt Steiner die Lehre als Feinmechaniker, obwohl ihm selber der Beruf nicht gefällt. Er ist auch heute noch der Ueberzeugung, "dass man sich nicht mit Fünfzehn für einen Beruf entscheiden kann" (19).

Die Organisation der Lehre und die Betreuung während der Lehrzeit findet Steiner jedoch gut. Er schätzt, dass er etwa während zweieinhalb Jahren etwas gelernt habe, die restlichen eineinhalb Jahre "rentiert man eben"(1/2). Was er jedoch später in den Kleinfirmen gesehen hat, das war noch viel schlechter. "Dort ist der Lehrling nur der Handlanger gewesen. Man sollte denen, die Lehrlinge ausbilden, etwas mehr auf die Finger schauen" (175).

Nach der verpatzten Berufswahl begeht Steiner nach der Lehre nach eigenen Angaben seinen zweiten 'Fehler' im Leben. Im Schnitt wechselt er alle zwei Jahre die Stelle, meistens aus finanziellen Gründen oder weil ihn ein Kollege in einen Betrieb holt. Weil ihm der Beruf eigentlich nicht gefällt, schaut er mehr auf das Geld. Er macht auch nie mehr als er muss, zudem haben andere das Glück aufzusteigen.
Das viele Wechseln bedeutet für Steiner, dass er überall von Neuem anfangen muss. Den Wert einer Weiterbildung hat er nie eingesehen. Er hat zwei Kollegen, die das Technikum gemacht haben. "Bei beiden hat es in der Ehe gekracht, bei einem noch während der Ausbildung. ... Jetzt ist der technisch ausgebildet, aber was macht er, er siecht herum" (55/2). Am Schluss des Interviews bedauert er vor allem, dass er damals mit 22 Jahren nicht vom Beruf abgesprungen ist. "Aber ich war einfach kein Streber zum Weitermachen" (155). Schliesslich hängt der Entschluss zu wechseln auch mit der wirtschaftlichen Konjunktur zusammen: "Heute wäre mancher froh, wenn er noch auf dem Beruf wäre" (161) betont Steiner und damals in den 50er Jahren ist es auch noch etwas schwierig gewesen. Heute denkt er von sich, dass er etwas mehr hätte machen können damals, aber dann schränkt er ein: "Aber vielleicht war ich ein wenig müde am Abend. Vielleicht ist es hier drinnen doch ein wenig strenger als man meint" (146/2).

Steiner ist dann auf dem Beruf geblieben und findet mit 30 Jahren eine Stelle als Vorarbeiter, die ihm gefällt. In der Abteilung haben nur die beiden Vorarbeiter überhaupt einen Beruf gelernt, der Rest sind alles angelernte Ausländer. Mit den Ausländern arbeitet Steiner gern zusammen. Die Mentalität der Schweizer findet er grauenhaft, "nur noch Materialismus und Leistung von der Schule bis zur Ehescheidung" (49). Am Schluss hat auch dort der "Papierkrieg begonnen" und Steiner konnte "immer weniger Eisen berühren" (89). Es wurden noch Halbautomaten angeschafft, doch dann krachte die Firma zusammen, weil sie den Anschluss an den technologischen Wandel verpasste und die Produktion immer unrentabler wurde. Mit 38 Jahren steht Steiner auf der Strasse und muss sich eine Stelle als Mechaniker suchen.

Seit elf Jahren arbeitet Steiner nun im gleichen Grossbetrieb. Er wurde im ersten Jahr in der Instandhaltung beschäftigt, doch seither arbeitet er vorwiegend als Detailkontrolleur.
Rückblickend findet er zu seinem Berufsleben:

> "Eine Verbindung zwischen dem Beruf und mir ist einfach nie dagewesen. Jeden Morgen werde ich wieder ein anderer Mensch" (79). Und an einer anderen Stelle sagt er: "Eigentlich hat es mir überall gestunken. Ich bin immer gegangen, aber nie gerne, ich habe einfach keinen Fortschritt gesehen" (45). Auch mit den Vorgesetzten kommt er immer sehr gut aus. "Mich wollte noch nie ein Chef nicht, sie sind alle zufrieden gewesen mit mir, sehr dann noch. Aber selber, persönlich, ich mit dem Beruf überhaupt nicht" (69).

Die Unzufriedenheit hat vorwiegend mit der Arbeitstätigkeit zu tun. Steiner liebt mehr das Künstlerische als das Technische,

mehr die südländische als die schweizerische Mentalität. Sein Vater hat noch bis 70 gearbeitet. Für Steiner "ist die Arbeit nicht das Hobby" (50/2). Die Schlosserzeichnungen hat er gerne gemacht, er hat da so seine Tricks gehabt und war dreimal schneller als einer ohne Erfahrung. "Man muss sich da die Sachen vorstellen können, wie ein Schneider, und dann ist die Zusammenarbeit wichtig, man muss mit denen sprechen. Da darf man nicht zu scheu sein, etwas zu fragen" (37). Auf der anderen Seite bedeutet für ihn die Mechanik nur Stress und Spezialistentum. Alles muss rentieren.

> "Dafür gibt es einen Papierkrieg, einen administrativen Leerlauf sondergleichen. Für eine Schachtel Unterlagsscheiben muss ich vier Fackel (Zettel - Anm.d.V.) ausfüllen, ... und dann kommt eben der Stress, wenn man solche Sachen sieht, das regt mich grauenhaft auf" (59f).

Als Mechaniker bringe man es auf keinen grünen Zweig, da stosse man sofort auf Grenzen. "Sie können leisten und bringen, was Sie wollen, als Mechaniker sind Sie der Handlanger. Der Fachmann da, genau arbeiten und so, das ist nur ein Träumchen. Da hole ich ihnen einen aus Italien, der kann das in einem Jahr auch" (51f). Das hat ihm schon der Berufsberater damals gesagt: "Das sei ein verdammter S... /vulgär/, diese Mecano-Sachen für die Kinder. Das werde mir einmal stinken. Und dort hat er recht gehabt" (149).

In seiner Freizeit pflegt Steiner vor allem das Malen. Dafür würde er schon heute in Pension gehen. "Was kann man denn in einer Mietwohnung in der Stadt denn machen ?" fragt Steiner zurück. Im Sommer gehen sie irgenwo ins Freie, um ein Bier zu trinken, aber sonst ist das Familienleben wichtig, vor allem seit er seine Zusatzarbeit am Abend aufgeben musste: "Am Anfang war es schon ein komisches Gefühl, wenn man gewohnt war, zu Hause weiterzuarbeiten, ... aber die Familie hat in dieser Zeit nicht viel von mir gehabt" (113/2). Die Politik interessiert ihn überhaupt nicht. Die Parteien, "das ist reine Show, einzig einer Max-Frisch-Partei würde ich beitreten".
Auch die Gewerkschaften nützen nicht viel: "Was wir erreicht haben, wäre auch so gekommen" (82/2). Im Militär schliesslich hat er vor allem schlechte Erfahrungen mit Offizieren gemacht, die einen Doktortitel haben, aber von Führung nichts verstehen. In der RS /militärische Grundausbildung/ habe er das "Rauchen und das Trinken" (25/2) gelernt. Zudem meint er: "Ich sehe ja noch heute nicht, wen ich verteidigen muss. Vaterland, mein Vater hat kein Land ... und die anderen verreisen blitzartig, wenn es klepft" (27/2).

In beruflicher Hinsicht hat Steiner resigniert. "Ich bin zu alt für die Schule, in den vergangenen Jahren bin ich vergesslich geworden ... ich bin 50, was wollen Sie da noch machen ?" (21, 117/2). Am meisten macht ihm die Gesundheit Sorgen. Er fragt sich, ob er den Stress noch 15 Jahre aushalten kann. Dazu kommen noch andere existentielle Aengste: "Wenn es mir etwas gibt, dann packt meine Frau das Köfferli und verreist nach Spanien". ... "Bei einer Entlassung ist man nach einem Monat ein Sozialfall,

wenn man eine Krankheit hat, ist man nicht genügend versichert. Die Massenmedien informieren diesbezüglich ganz falsch" (83/2). Auch vom Einkommen her stösst er an seine Grenzen. Die Tochter ist nun am Ende der Sekundarschule und Steiner fragt sich, wer die Ausbildung bezahle. Wenn die Mietpreise weiter so steigen, so kommt langsam der Druck, dass die Frau auch arbeiten muss, damit es finanziell noch reicht. Aber er will auf keinen Fall, dass seine Frau mitarbeitet, das zerrütte das Familienleben. Das Familienleben ist für ihn das wichtigste: "Zur Lebensqualität gehört nicht nur das Materielle, sondern auch das Familienleben" (37/2).

4.6. Ernst Strahm, Mechaniker, 1923

Strahm, heute 61jährig, ist als ältestes von vier Geschwistern aufgewachsen. Der Vater war Arbeiter in der örtlichen Munitionsfabrik. Eine Schwester lernte Verkäuferin und hat heute ein eigenes Geschäft. Ein Bruder lernte Schmied, der andere Bruder Mechaniker wie er. Die Eltern mussten damals für die Lehre noch bezahlen.

Strahm ist seit dreissig Jahren verheiratet und Vater von zwei erwachsenen Kindern. Die Tochter arbeitet als SBB-Beamtin und "verdiene heute mehr als er". Der Sohn macht zum Erhebungszeitpunkt gerade die Aufnahmeprüfung für das Technikum (Ingenieurschule - Anm.d.V.), was dem Vater Sorgen bereitet, weil er die Berufsmittelschule nicht besucht hat.
Strahm wohnt in einer städtischen Mietwohnung. Das Einkommen ist relativ knapp, weil er im Betrieb zwei Lohnklassen tiefer eingestuft wurde als die gelernten Dreher. Zudem hat er nur 18 Dienstjahre, was dazu führt, dass die Angelernten im Durchschnitt besser verdienen als er.
In den Ferien geht Strahm noch immer 'strahlen' (suchen von Bergkristallen - Anm.d.V.) und macht an allen einschlägigen Ausstellungen mit. Seit 40 Jahren ist er beim SMUV organisiert und gar 50 Jahre schon ist er Mitglied des Arbeiter-Touring-Bundes. Früher war er da besonders im Kunstradfahren aktiv, ein Sport, den er wegen seiner Gehbehinderung gewählt hat.

Seit 18 Jahren arbeitet Strahm als Honer. Er ist der eigentliche Spezialist für das Honen von grossen Werkstücken im Betrieb. Die an die 30 Meter lange Horizontalmaschine arbeitet noch völlig konventionell. Weil die Arbeit schlechter bewertet wird als die eines Mechanikers oder Drehers, wurde er auch lohnmässig tiefer eingestuft. Das Honen ist ein Innenschleifverfahren mit Schleifsteinen, die einen fürchterlichen Lärm abgeben, sobald sie im Rohr zu rotieren beginnen. Die Arbeit ist von der sensorischen Belastung her anspruchsvoll. Wenn die Maschine läuft, überwacht Strahm sie nur mit dem Gehör: am Ton erkennt er, ob die Maschine richtig läuft und kein Stein abgebrochen ist. Er arbeitet auf drei Qualitätskriterien hin: 1. Die Toleranz, zum Teil bis zu 4/100, 2. die Oberflächenfeinheit und 3. das Honbild, das ähnlich

wie beim Kreuzschliff beim Feilen aussehen muss. Der Sachwert einzelner Werkstücke geht bis an die hunderttausend Franken, deshalb ist die Verantwortung für das Material auch relativ gross und erfordert eine ständige Konzentration auf den Honvorgang. Wegen der Arbeitsplatzbewertung hat Strahm auch schon die Betriebskommission angerufen, denn er findet die im Vergleich niedrigere Einstufung ungerecht. Deshalb gilt er im Betrieb auch sonst als einer, der eher 'Lärm' macht.
Mit Strahm habe ich nur ein biographisches Interview geführt. Die Fragen zur Freizeit könne ich gerade anhängen, meinte er. Weil Strahm ein aussergewöhnlich lebhafter Erzähler ist, geben wir die ganze Haupterzählung des narrativen Interviews in literarischer Umschrift wieder.

"Der Meister meint immer, ich mache extra Lärm"

Die Erzählung beginnt mit den Schwierigkeiten, zu Beginn des 2. Weltkrieges eine Lehrstelle seiner Wahl zu finden:

> "Ich bin in einer ungünstigen Zeit, 1939, aus der Schule gekommen. Ich wollte immer Automech lernen. Ich habe ebenfalls die Eignungsprüfung gemacht als Automechlehrling. Es sind vier Lehrstellen vorhanden gewesen in T., um Automech zu lernen. Gut, es ist mir so ergangen, dass sie die ersten Drei vorweggenommen haben. ... Und nachher,ich als Vierter, bin einfach rausgefault /aus der Wahl gefallen/. Weil, der vierte, der fünft Beste ist ein Verwandter eines Lehrmeisters gewesen. Und dann bin ich einfach ohne Lehrstelle dagestanden. Dann bin ich mit einem Kollegen am Ostermontag, (.) 1939, mit dem Velo nach Biel, um mich nach einer Ausläuferstelle umzuschauen. Weil ich zu Hause ab der Kost wollte /nicht mehr von den Eltern ernährt werden wollte/, wir sind vier Kinder gewesen. Ich bin der Aelteste gewesen. Und nachher, auf dem Nachhauseweg, sind wir auf jeden Fall noch den Cup-Final anschauen gegangen in Bern. Acht Tage später bin ich dann als Ausläufer in Nidau angetreten. Und ich habe in dieser Zeit, in der ich dort gewesen bin, bis im August, musste ich immer nach Hause, um mich vorzustellen für weitere (.) Lehrstellen. Jetzt ist das so gewesen, wir haben zu Hause kein Telefon gehabt. Damals ist das eine Seltenheit gewesen, ein Telefon. Dann ist geschrieben worden: der Berufsberater meinen Eltern, und meine Eltern haben mir dann geschrieben. Und ich musste dann frei verlangen und so ist es vorgekommen, dass ich zweimal zu spät kam. Und dann hat es je länger je mehr nach Krieg gestunken. Da habe ich den Eltern geschrieben, sie sollen für eine Arbeit in T. schauen, wieder. Nachher bin ich in T., bin ich nachher, eben am 21.August, wenn es mir recht ist, bin ich als jugendlicher Arbeiter in der Munitionsfabrik T... eingetreten" (1).

Weil er keine Lehrstelle gefunden hat, geht Strahm in die Industrie als Hilfsarbeiter. Dort kommt er dauernd mit giftigen Stoffen in Kontakt und erkrankt an einer Nervenlähmung. Wie Strahm später erzählt, musste er noch im Spital unterschreiben, dass seine Krankheit nichts mit der Arbeit im Betrieb zu tun hatte.

" ... Weil natürlich der Krieg immer näher gekommen ist, hat niemand mehr einen Lehrknaben einstellen wollen. Kritisch ist diese Zeit geworden, und die Meister mussten in den Dienst. Dann wollte es das Schicksal so, dass ich dann im Mär 1940 krank geworden bin. An einer Nervenlähmung. Und ich musste eineinhalb Jahre im Spital bleiben. Ein halbes Jahr in T., und nachher bin ich vier Monate in Zürich gewesen, physikalische Therapie, auf der Platte. Und nachher musste ich anschliessend noch ins Lory-Spital in Bern gehen. Und da ist einmal die Frau meines Cousins gekommen und hat gesagt, sie habe so viel Arbeit, der Mann sei wieder im Dienst, Landwirtschaftsbetrieb. Und da habe ich gesagt, so, jetzt habe ich auch genug vom Spital, jetzt komme ich einfach dann nächste Woche nach Hause. Ich werde fragen, das geht ja hier nicht mehr weiter mit meiner Gesundheit. (.) Diese Lähmung ist ja nicht mehr besser geworden in den Beinen.Im Herbst 41, (.) für drei Monate oder so, bin nachher noch beim Cousin gewesen und habe dort ein wenig gebauert / landwirtschaftliche Arbeiten ausgeführt/. Gras gemäht und einfach die Arbeiten, die da angefallen sind, Landwirtschaft. Ausser Melken, das habe ich nie gelernt. Das andere habe ich fast alles gemacht. Und dann (.) habe ich immer im Sinn gehabt, eben einen Beruf zu lernen, gleichwohl " (1).

Trotzdem entschliesst sich Strahm, eine Berufslehre zu machen, und er findet eine Lehrstelle als Velo- und Motorradmechaniker:

"Am 3.Januar 1942 habe ich nachher als Velo- und Motorrad-Mechanik beim K, in S. anfangen können, im Guggital. 1945 habe ich die Prüfung gemacht als Fahr- und Motorrad-Mechaniker. Ich habe gesehen, im 45, dass einfach (..) die Zeit auch nicht so rosig ist, mit Fahr- und Motorrad-Mechaniker. Ich habe mich dann nachher noch weitergebildet, einen Dreherkurs in der Lehrwerkstätte in Bern gemacht. Ich muss ebenfalls sagen, dass ich während der ganzen Lehre, hat mir der Meister nie etwas beigebracht, ausser gerade das Praktische an den Velos und den Töfflis. Ich habe für das Feilen, für das Drehen, das Schmieden, habe ich von ihm aus in die Lehrwerkstätte gehen müssen in Bern, um diese Kurse zu besuchen. Da habe ich etwa insgesamt (.) fünf Semester dort besucht. Und nachher hat er gesagt, du bist so weit, dass du das jetzt können solltest, ich zahle nicht mehr. Und nachher haben meine Eltern noch gezahlt. Damit ich einigermassen Drehen konnte, Feilen, Schmieden, (.) was da so angefallen ist. Praktische Arbeit habe ich hauptsächlich dort unten

gelernt. Und nachher, nach dem Dreher-Kurs, den ich da gemacht habe, hat mir der Meister gesagt, in Bern unten, ich solle doch auf dem Beruf bleiben, gute Berufsleute seien immer gesucht. So bin ich nachher wieder auf den Beruf eines Velo- und Töff-Mechanikers zurück. In bin sieben Monate beim K. in T. gewesen. Und nachher, weil er mir nach einem halben Jahr nicht mehr Lohn gegeben hat, ich habe damals, 1964, Fr. 1.30 Stundenlohn gehabt. Aber nachher bin ich nach Solothurn runter gegangen, in die Firma B. am Dornacherplatz. Ich bin dort unten gewesen, bis im Mai 47, also Ende April. Und vom 1.Mai 47 an habe ich bei einem Schulkollegen in D., beim X., vis-a-vis vom Rössli, haben wir dann zusammen angefangen, ein Velo- und Motorrad- Mechaniker-Geschäft zu führen" (1).

"Selbständig hätte ich wollen. Aber er hat mir am ersten Tag gesagt, das gehe also nicht, der X. habe die Finger im Spiel. Und der sage, es komme nicht in Frage. Er gebe mir den Stundenlohn, den ich in Solothurn unten gehabt habe. Und dann habe ich 1.50 Franken verdient. Am 1.Mai 47. Gut, das ist nicht lang gegangen, da hat mein Meister, der V. Harry, ein Schulkollege, hat nachher alles schon viel besser können. Er (.) hat zum Beispiel, irgendwie, ich weiss nicht, ob er mir gegenüber misstrauisch gewesen ist, Kollegen, Turnkollegen und Radfahrerkollegen gefragt, als er im Dienst war, wieviel sie bezahlen mussten für dieses und jenes bei mir. Er hat diese Preise mit denen verglichen, die ich in der Kasse aufgeschrieben hatte. ... Und ich habe ihn nachher gestellt und gesagt: das ist also nicht schön von Dir, wir sind noch zusammen in den Kindergarten, neun Jahre in die Schule und jetzt fällst Du mir so in den Rücken. Und nachher hat er mir noch sagen dürfen: "Hast denn Du jeweils immer das Pumpigeld, diese 20 Rappen, da in der Kasse runtergelassen?" Da habe ich gesagt: "Ja ich habe überhaupt von niemanden Pumpigeld verlangt. Das ist Dienst am Kunden". Und ich habe ihm eben entgegengehalten. Und da hat er gesagt: "Ich meine nur, ein Haufen weniges gibt am Schluss auch viel". Aber da hätte ich den ganzen Tag Velo pumpen müssen. Item, ich bin dann nachher fort ..." (3).

Nachdem Strahm den Traum vom eigenen Fahrradgeschäft endgültig hat begraben müssen, kehrt er mit 28 Jahren in die Metallindustrie als Hilfsdreher zurück:

"Item, ich bin dann nachher als Hilfsdreher bei der Firma K. gewesen, (.) und habe auch mehr Lohn verlangt. Dort hat es geheissen, Sie sind nicht Mechaniker. Wir können Ihnen nicht mehr Lohn geben, Sie sind nur Velo- und Töff-Mechaniker, Sie sind hier (.) als angelernter Dreher. Und dann bin ich nach einer Kündigung, als ich noch ein Jahr geblieben bin, nachher, weil sie mir dann doch 20 Rappen mehr Lohn gegeben haben, bin ich dann fort. Und bin nachher zur Firma M. und B. Und dort ist das

Gleiche gewesen, als ich nach einem Jahr, zwei Jahren mehr Lohn verlangt habe, hat es wieder geheissen, Sie sind weder Dreher noch Mechaniker. Und das hat mir einfach so ein wenig abgestellt " (5).

Als Angelernter bekommt Strahm immer weniger Lohn als die Gelernten. Deshalb entschliesst er sich mit 36 Jahren, die Lehre als Mechaniker nachzuholen:

"Da habe ich gesagt, gut, wenn das der Fall ist, dass ich nicht mehr Lohn bekomme, so gebt mir Zeit, dass ich nochmals in die Gewerbeschule kann. Und nachher bin ich im Jahre 1959, bis 60, bin ich nochmals in die Gewerbeschule, ein ganzes Jahr. Ich habe die Prüfung gemacht als Mechaniker im Frühling 1960. Und als ich den Fähigkeitsausweis holen konnte, im Büro, ist leider weder der M. noch der B. dort gewesen, sondern der Betriebsleiter. Und dieser Betriebsleiter, der hat mir gesagt: "Was meinen Sie denn, mit diesem Fähigkeitsausweis können wir Ihnen auf diesem Arbeitsplatz nicht mehr geben".

"Ich sage, gut, dann versetzt mich". Er hat dann gesagt: "Jetzt haben wir keinen nötig". Sage ich: "Also in vierzehn Tagen ist gerade der letzte". Da hatte es mir den Nuggi /Schnuller/ rausgejagt, und da ist es das erste Mal gewesen, dass ich gekündet habe, ohne dass ich Arbeit hatte " (5).

Nachdem Strahm die Zweitausbildung im Beruf nicht hat verwerten können, wechselt er die Stelle und kann nun endlich als qualifizierter Mechaniker-Dreher arbeiten:

"Aber es ist damals noch eine gute Zeit gewesen. Und ich habe auf jeden Fall (.) meine Arbeit bekommen in der Firma Y. Ich bin nachher in der Reparaturabteilung auf einer grossen Drehbank gewesen. (.) Ich habe sämtliche Reparaturen, die angefallen sind ausgeführt. Ich musste Motorenwellen überdrehen, die sie angeschleppt haben. Ich habe grosse, lange Spindeln gemacht. Ich habe allerlei Sachen gemacht, Gussstücke, Gusszapfen, ich musste verschiedene Sachen machen. Viele Broncebüchsen für die Motorenlager. Die haben da ganz grosse Motoren gehabt. Und dann nachher haben wir dort ein neues Arbeitsplatzbewertungssystem bekommen. Eines von der Universität Zürich. Da haben sie einen Experten kommen lassen. Der hat dort sämtliche Arbeitsplätze bewertet. Per Zufall bin ich auch einer gewesen von denen, die sie da unter die Lupe genommen haben. Und ich habe sehr wahrscheinlich ein wenig viel von allgemeinen Arbeiten erzählt. Ich habe gesagt, wenn es pressiert, wenn man einen speziellen Stahl haben muss, dann gehe ich den holen in der Werkzeugausgabe, schmiede diesen Stahl selber in der Schmiede, härte ihn, genau in dieser Form, die ich dann nachher brauche, um irgend eine spezielle Sache zu bearbeiten. Und ich habe auch gesagt, wenn es pressiert, wenn ich schnell etwas brauche,

dann hole ich das Material, säge es selber ab und mache alles. Und das ist ein Fehler gewesen. Ich hätte sagen sollen, ich drehe ... nur, dann wäre ich weiter gekommen. Ich bin 80 Rappen unter dem Lohn eingereiht worden " (5).

"... Mit dem Lohn, den ich hatte, bin ich auf dem System, das sie ausgearbeitet haben, 80 Rappen drunter gewesen. Jetzt ist es so gewesen, dass jedesmal, wenn ich mehr Lohn hätte bekommen sollen, nehmen wir 30 Rappen an, habe ich 20 Rappen im Zahltagstäschchen gehabt und 10 Rappen Stück haben sie am System abgebaut. Wenn ich 60 Rappen hätte bekommen sollen, habe ich 40 Rappen im Zahltagstäschchen gehabt und nachher 20 Rappen haben sie wiederum am System abgebaut. Als ich dann fortgegangen bin, bin ich dann wieder auf einem Lohn gewesen, den ich (vorher) gehabt habe, ... Aber genau wegen dem Arbeitsplatzbe- wertungssystem, hat es mich von der Firma S. (.) hinausgejagt. Obwohl es mir trotzdem dort gefallen hat. Ich war dort selbständig, es hat mir niemand drein geredet" (7).

Zum zweiten Male, diesmal mit einem Arbeitsplatzbewertungssystem, wird er unter seinem Wert bezahlt. In diesem Falle wurde ihm die zu selbständige Arbeitsweise zum Verhängnis. Doch nicht genug damit, die Anerkennung als qualifizierter Mechaniker wird ihm auch an der nächsten und bisher letzten Stelle versagt:

"Und nachher habe ich eben geschaut, um eben hier, für die K... Und ich bin also seither hier in der Geschützrohrdreherei. Und am Anfang als Dreher. Später bin ich eben dann zum Honen verurteilt worden. Und das ist im Jahre, wann soll ich jetzt sagen, 1967, glaube ich, bin ich fort. Wegen zweier Vorkommnisse, die hier gewesen sind, in der K.., bin ich nachher von der Drehbank fortgekommen und bin dann nachher auf die Honmaschine gekommen. Das eine war fogendes: Ich sollte stirnseitig, ... ein 12 mal 1 Gewinde reinschneiden. Ich habe oben, hier in der Werkzeugausgabe, diese Gewindbohrer kommen lassen. Ich habe sie zu mir runter genommen. Habe meine Gewindlehre hervorgenommen. Und anstelle dass ich diese drei Gewindbohrer ausgeleert habe, aus der Schachtel, habe ich einen nach dem andern rausgenommen und ich habe dann gemeint, ich habe alle drei angeschaut. Item, es ist auf jeden Fall einer dabei gewesen, der war 12 mal 1.25. ..." (7).

"Statt 12 mal 1. Und das hat mir dort ein Gewinde zerschnitten. Und das hat also dem Fabrikationschef, der hat mir das schwer, schwer angekreidet. Nur weil mir dieser Fehler passiert ist. Und dann ist sonst noch einmal etwas gewesen. Ich hätte "rosten" sollen. Und dabei sind diese Stücke alle fuchsrot gewesen. Und wenn ich dort von der einen Seite her gedreht habe, und diese Stücke umgedreht habe, habe ich nachher diesen Rost mit den Fingern auf die gedrehte Fläche übertragen. Den hat man mit Putzfäden abputzen können. Das ist nicht so gewesen, dass ich Hand-

schweiss gehabt habe. Aber er hat mir einfach gesagt, ich "roste". Aber das war also auch nicht wahr. Ich bin dann zum Honen verurteilt worden. Das mache ich jetzt immer noch. Einzig, wenn wir keine Arbeit haben beim Honen, dann darf ich dann wieder Drehen gehen. Dann bin ich wieder gut genug fürs Drehen. Aber der Fabrikationschef ist auch fort. Und der andere Meister ist pensioniert worden, nicht. Und (.) ich bin schon einsatzfähig an anderen Arbeitsplätzen, sagen wir (unverständlich), Honen, Drehen, nicht. (.) Aber zu sagen ist noch das, man muss jedesmal wieder schauen, wie das ganze Zeugs geht. Wenn Sie ein halbes Jahr oder dreiviertel Jahre lang gehont haben, müssen Sie sich nachher wiederum eine gewisse Zeit an Feinarbeiten gewöhnen. Das ist wiederum eine Umstellung. Ich komme also selten dazu. - Heute, das Honen. Da wird die Oberfläche bearbeitet, das habe ich Ihnen schon gezeigt und erzählt, da kommt es hauptsächlich auf die Toleranz an. Nicht, das Mass. (.) Mit dem Einrichten ist es ziemlich einfach. Meistens, es gibt noch Sachen, bei denen man überlegen muss, wie man das nun am besten macht. Mit der Spannerei und so. Die dünnwandigen Sachen darf man da nicht zusammendrücken, sonst wird dann das eine Zwetschge zuletzt, wenn man dieses Zeugs /die Maschine/ aufmacht. Und dann ist der Zweck auch nicht erfüllt, nicht. Das ist so in groben Zügen alles, das ich da habe. Wenn Sie irgend etwas haben, ich bin auch noch da, nicht" (9).

Rückblickend ist Strahm mit seinem Berufsleben nicht zufrieden. "Zu einem Teil bereue ich es, dass ich überhaupt Mechaniker gelernt habe. Zum anderen Teil muss ich mit meinem Lohn zufrieden sein" (153). Und zum Arbeitsplatzbewertungssystem meint er: "Nur noch der Arbeitsplatz wird heute bewertet, es kommt gar nicht darauf an, ob einer Techniker oder Angelernter ist" (173).
Früher hat ein Mechaniker zum Beispiel in der Dreherei alles selber gemacht, heute zählt nur noch das Spezialistentum. Sogar in der Gewerbeschule hat er einen Trend zu immer mehr Stoff und Leistung festgestellt. 1942 hat der Lehrer noch fast ein halbes Jahr über die Hochöfen erzählt. "1959 dann hat es geheissen: Männer hier ist dieses Buch über das Material und den Kunststoff usw. Dann hatten wir noch ein paar Bilder an der Leinwand und das nächste Mal hatten wir einfach eine Probe" (Gruppengespräch,146f).

Die berufliche Zukunft von Strahm kreist mehr um die Familie und seine Gesundheit. Im nächsten Jahr muss er den Star an einem Auge operieren. Beruflich glaubt er weder, dass er noch etwas an seiner Lage ändern kann, noch dass er von einer Veränderung im Betrieb betroffen sein wird. Für ihn ist der Zug abgefahren, "er will sich lieber stillhalten, da wo er ist" (25). In der Abteilung haben sie einen gesicherten Arbeitsvorrat, aber in anderen Abteilungen gebe es 'Mordsdonner-Pläne' (grosse Rationalisierungsvorhaben - Anm.d.V., 27). Beruflich möchte er jedoch lieber wieder etwas Handwerkliches machen, "auseinandernehmen und zusammenbauen .. oder wieder an die Maschine selber" (19).

KAPITEL 5: DIE DIACHRONE ANALYSE DES BERUFSLEBENS

Nachdem wir sechs biographische Portraits von gelernten FEAM und Mechanikern kennengelernt haben, versuchen wir nun im folgenden Kapitel, die einzelnen Phasen des Verlaufs und die diachrone Entwicklung näher zu verstehen. Die biographische Orientierung an der Vergangenheit, an der beruflichen Position heute oder an der beruflichen Zukunft stellt sich in jedem Einzelfall anders dar. Der junge FEAM Müller weigert sich zum Beispiel, eine biographische Perspektive einzunehmen, während Schneider seine berufliche Zukunft zielstrebig vorbereitet. Stocker, der Werkmeister, hatte während der Lehre keine Probleme, an die er sich erinnern kann, während Steiner in seiner ganzen Biographie zum Ausdruck bringt, dass er den falschen Beruf gelernt hat. - Gewiss sind interindividuelle Unterschiede zuerst als Unterschiede der Altersgeneration (1) und des Berufs zu werten. Darüber hinaus sind intellektuelle Begabungen und kognitive Leistungen interindividuell verschieden. Dennoch stellt sich uns die Frage, wie bestimmte Einstellungen zur eigenen beruflichen Lebensgeschichte zustande kommen. In erster Linie sind sie für uns Ausdruck eines familiären und beruflichen Sozialisationsprozesses, den wir aber in der Biographie nur gebrochen, als Erinnerung von der heute erreichten beruflichen Position aus, vor

---

1) Obwohl wir die Diskussion um die Veränderung der Generationenabfolge auch kennen, benutzen wir einen orthodoxen Begriff der Generation, weil die zunehmend kürzere Generationenfolge angesichts von rund 70 Biographien kein Thema der vorliegenden Untersuchung sein kann. An den Befragungen sind drei Altersgenerationen beteiligt: a) die jüngste Generation der Berufsarbeiter zwischen 20 und 25 Jahren, b) die mittlere Generation der um die 35jährigen und die ältere Generation der über 45-jährigen.

uns haben. Aus dem beruflichen Sozialisationsverlauf jedoch ergeben sich die unterschiedlichen Themen einer Berufsbiographie. Den beruflichen Sozialisationsprozess haben wir aber in der Biographie eines Berufsarbeiters nur als Darstellung von Themen und als Bilanzierung des Verlaufs zur Verfügung: einem Berufsarbeiter gelingt es, sukzessive sein berufliches Selbtsverständnis anzupassen und eine sinnhafte Kontinuität im Sinne einer biographischen Linie aufzubauen, während ein anderer Berufsarbeiter seine Biographie gerade unter dem Aspekt beruflichen Misslingens und Scheiterns thematisiert. Sozialisations- und Darstellungsaspekt sind nicht nur Erzählformen in der Berufsbiographie, sondern ebenso Grundlagen für die Orientierung in der Biographie. Es kann angenommen werden, dass sich ein Berufsarbeiter in der unmittelbaren beruflichen Zukunft aus seiner Sicht so entwickeln will, wie er es uns in der Biographie darstellt. In diesem Sinne ist zum Beispiel ein ausschliesslicher Vergangenheitsbezug in einer Biographie auch eine Aussage über die Unmöglichkeit, sich auf eine berufliche Zukunft zu beziehen und eine biographische Perspektive zu entwickeln.

Neben der Verlaufsstruktur der Biographie und der Bedeutung der einzelnen Phasen und Uebergänge stellen wir inhaltlich für jede Etappe die Entwicklung des beruflichen Selbstverständnisses dar, sowie die subjektiven Widerstands- oder Anpassungsreaktionen, soweit sie als berufliches oder soziales Lernen in der Berufsbiographie fassbar werden (1).

---

1)

An dieser Stelle sei noch einmal ausdrücklich auf den hypothetischen Charakter der im folgenden dargestellten Ergebnisse verwiesen. Die Ergebnisse stützen sich zwar auf das gesamte biographische Material und nicht bloss auf die sechs dargestellten Einzelfälle. Dennoch können die Interpretationen einen Berufsverlauf im statistischen Sinn weder erklären noch beweisen. (Zum methodischen Vorgehen vgl. S. 76ff.)

5.1. Erster Rückblick: Die Berufseinmündung

Der Uebergang von der Schule in die Berufs- und Arbeitswelt bezeichnen wir als Berufseinmündungsprozess. Neben dem Stellenwert dieser Phase für den gesamtbiographischen Verlauf interessiert uns die individuelle Lösung des Berufswahlproblems, also der Wahl- und Handlungsaspekt. Als strukturelle Faktoren beobachten wir an dieser Schnittstelle zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem einen Anpassungsdruck von Seiten der Lehrbetriebe. Die Betriebe wählen über verschiedene Selektionsmassnahmen ihre Lehrlinge aus. Dabei spielen das Niveau des Schulabschlusses, die Schulleistungen und implizit ebenfalls das soziale Herkunftsmilieu eine grosse Rolle.
Das Uebergewicht an situativen, wirtschaftlichen Faktoren, die die Berufswahl zu einem Berufs- oder Arbeitseinmündungsprozess werden lassen, wird zum Beispiel im Portrait von Strahm deutlich. Per Velo reist er 1939 im Kanton umher, um eine Lehrstelle als Automechaniker zu finden. Trotz Unterstützung durch einen Berufsberater findet Strahm keine Lehrstelle und geht schliesslich als Jungarbeiter in die Industrie.

Der biographische Handlungsablauf lässt sich am Fall des 50-jährigen Steiner nachvollziehen. Die Analyse des Interviewtextes ergibt die folgenden Elemente des Berufseinmündungsprozesses:

1. In der Schule war er nie "ein Scheinwerfer" (27). Nur im Zeichnen war er immer gut (1). Um etwas Geld zu verdienen, arbeitet er als Laufbursche in einem Grossbetrieb.
2. Steiner wollte zuerst Graphiker werden (3), der Berufsberater bestätigte diesen Berufswunsch (5). Steiner machte die Prüfung bei einem bekannten Graphiker in Zürich. Darauf kam dieser nach Hause zu den Eltern und sagte, "es sei gut, er könne anfangen".
3. Gleichzeitig drängte ihn ein Abteilungsleiter des Betriebs, in dem er als Laufbursche arbeitete, dazu, doch die Aufnahmeprüfung als Feinmechaniker zu machen. Zu seiner Ueberraschung bestand er auch diese Prüfung und steht nun vor der Alternative Graphiker- oder Feinmechanikerlehre.
4. In dieser Situation riet ihm der Vater, sich für die gute

Lehre im Grossbetrieb zu entscheiden, obwohl ihn die Mechanik überhaupt nicht interessierte. Der Vater war der Auffassung, "Künstlerberufe sind brotlos, er müsse seine Chance nützen". Schliesslich fügte sich Steiner dem Wunsch des Vaters.

Rückblickend misst Steiner diesem Berufseinmündungsprozess für den späteren Verlauf eine hohe Bedeutung zu. Die Berufswahl ist seiner Meinung nach falsch gelaufen. Mit 15 Jahren könne man sich nicht wirklich entscheiden. Dass der ganze spätere Verlauf missraten ist, führt er auf den Fehlentscheid mit 15 Jahren zurück. In den 30 Jahren seines Berufslebens hat er nie Befriedigung gefunden (19). Obwohl Steiner in seiner Freizeit malt, im Berufsleben das Zeichnerische pflegt und Arbeitstätigkeiten in diesem Bereich übernimmt, reicht dies nicht aus, den Fehlentscheid zu korrigieren. Die Verbindung des Mechanischen mit dem technischen Zeichnen bietet ein Ueberleben im Beruf an, aber keinen Ersatz für das Künstlerische, das ihm ursprünglich vorschwebte.

Vergleichen wir den Berufeinmündungsprozess bei Steiner mit anderen Fällen, so werden die wichtigsten Verlaufsformen, wie sie auch BROSE (1983) beschrieben hat, sichtbar.

5.1.1. Der strategisch-intentionale Berufseinmündungsverlauf

Die Berufseinmündung wird geprägt von beruflichen Interessen (intentionaler Verlauf) oder durch das Vorliegen eines biographischen Entwurfs, der sich auf einen Beruf oder eine berufliche Position bezieht (strategischer Verlauf). Ein biographischer Entwurf liegt beispielsweise in der Biographie von Stocker vor. Die Berufseinmündung ist bei ihm ganz in den Dienst eines biographischen Ziels gestellt. Die Ausbildung zum Mechaniker ist, gleich wie der fliegerische Vorkurs, eine Etappe auf dem Weg zum Beruf des Piloten. Die Lehre als Mechaniker hat in sich nur den instrumentellen Wert, dass sie mit guten Noten bestanden werden muss, damit der Weg zum Piloten möglichst offen bleibt.

Während sich Lernen bei einem biographischen Entwurf als Aus- und Weiterbildungsanstrengung auf die Zukunft bezieht, ist ein Interesse vielfach ein direkter Ausdruck einer hohen Lernmotivation. Das Interesse richtet sich meistens auf ein bestimmtes Fachgebiet, ist also mehr ein Sachinteresse. In der Analyse der verschiedenen Einzelfälle wird deutlich, dass hinter dem Interesse eine Form von nichtschulischem Lernen steht, die oft als "Basteln" umschrieben wird. Hinter dem "Basteln" oder "Pröbeln" stecken mindestens drei unterschiedliche nichtschulische Lernstrategien, die es zu unterscheiden gilt, weil sie in hohem Masse die Entwicklung eines beruflichen Selbstverständnisses mitprägen. Ist der Berufseinmündungsverlauf intentional, also durch ein Sachinteresse geprägt, richtet sich die Zukunftsvorstellung weniger auf die berufliche Position als auf eine konkrete Berufstätigkeit, und da speziell auf die Berufspraxis, also die Art und Weise, wie ein Berufsarbeiter technische Aufgabenstellungen löst.

Aus der Analyse intentionaler Sachinteressen ergeben sich drei verschiedene nicht-schulische Lernformen:

a) Die praxisorientierte Lernform: Hier wird Lernen als ein Lernen aus Handlungserfahrungen interpretiert. Lernen ist ein Prozess der praktischen Aneignung von Fertigkeiten, die ein berufliches Können begründen. Ein derartiges Lernen ist zum Beispiel als mechanisches Basteln in der Berufseinmündung von Holzer und Schneider festzustellen. Beide geben an, dass sie mit Autos und Töffli gebastelt haben. Damit treffen sie zugleich eine Aussage über das zukünftige berufliche Selbstverständnis als Praktiker und nicht als Theoretiker.
b) Die empirisch-praktische Lernform: Neben dem rein praktischen Bezug zum Erfahrungslernen kommt hier die Ebene des "Tüftlers" und "Pröblers" hinzu. Müller zum Beispiel identifiziert sich mit einem Kollegen, der die ganze Elektronik rein durch Pröbeln begreift. Bei genauer Analyse handelt es sich dabei um eine heuristische Arbeits- und Lernstrategie meistens im Reparaturbereich. Ohne ein elektronisches Gerät zu verstehen, merkt man mit der Zeit aufgrund von Fehler- und Störungsstatistiken, wo am ehesten Schwierigkeiten auftreten können. Berufliches Können beinhaltet dann wiederum als bereits vorgeprägtes berufliches

Selbstverständnis einen Satz von Verfahrensregeln, die in der Praxis der Reparaturtätigkeiten eine hohe Erfolgswahrscheinlichkeit haben, die aber ein grundlegendes Verständnis der beruflichen Tätigkeit gerade ausschliessen.

c) Die empirisch-theoretische Lernform: Beruflich bezieht sich diese Lernstrategie vorwiegend auf das elektronische Basteln und das autodidaktische Lernen von Informatik auf dem eigenen Homecomputer in der Freizeit. Nach dem Schema eines naturwissenschaftlichen Experimentes, werden theoretische Vorgänge überprüft. Lernen stellt sich dar als ein Lernen aus "Versuch und Irrtum". Die praktische Komponente verschwindet zu Gunsten des naturwissenschaftlichen Modells des Erklärens von theoretischen Zusammenhängen.

Bereits auf der Ebene der Berufseinmündung ist ein Zusammenhang zwischen einem positiven Sachinteresse und einer spezifischen Lernform anzutreffen, der darüberhinaus die Entwicklung der beruflichen Identität entscheidend vorprägt. Obwohl die Mentalität des "Bastlers und Pröblers" in keiner Weise der offiziellen Norm einer modernen arbeitsteiligen Produktionsweise entspricht und in der nachfolgenden Berufsausbildung zuerst einmal beiseite gelegt werden muss, ist sie doch ein entscheidendes Moment der Arbeits- und Lernmotivation, das oft bei der Realisierung der beruflichen Entwicklung nach der Lehre wieder zum Vorschein kommt und für die berufliche Zukunft Weichen stellt. Während die "Empiriker" nach der beruflichen Grundausbildung dem qualifikatorischen Anpassungsdruck nachgeben und weitere berufliche Weiterbildungsanstrengungen auf sich nehmen, um ihre berufliche Vorstellung zu realisieren oder eine bestimmte berufliche Position zu erreichen, begnügt sich der "Praktiker" vorerst mit der Berufserfahrung und bemüht sich tendenziell erst um Weiterbildung, wenn sich bereits Probleme in der Berufstätigkeit abzeichnen.

5.1.2. Der traditional - soziale Berufseinmündungsverlauf

Die Eingrenzung des autonomen Berufswahlentscheids durch das Verwandtensystem führt zu einer zweiten Verlaufsform, die wir mit

BROSE (1983) als traditional - soziale Berufseinmündung bezeichnen. Die Interessen werden dominiert von einem konkreten Vermittlungsgeschehen, das aktiv und stellvertretend für den Schüler von Verwandten betrieben wird. Neben Steiner entspricht zum Beispiel auch die Berufseinmündung von Müller diesem Verlaufstyp. Ein ursprüngliches Interesse wird von den Eltern negiert. Ein Onkel findet schliesslich die Lehrstelle für Müller. Die idealtypische Beschreibung unterschiedlicher Verlaufsformen sollte jedoch den inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen nicht verdecken: Bei Müller und Steiner wird ein Sachinteresse, bei Steiner sogar ein durch Berufsberater "bescheinigte" spezifische Berufseignung durch den Eingriff von Verwandten überdeckt. Diese Mischform von "traditionalem" und "intentionalem" Verlauf scheint in bezug auf die soziale Herkunft bei Arbeiterfamilien und halbbäuerlichen Arbeiterfamilien besonders häufig zu sein.

Eine zweite Form von aus der Sicht des Schülers passiver oder erlittener Berufswahl bezieht sich weniger auf stellvertretende Aktivitäten von Eltern für das Kind, sondern eher auf den biographischen Orientierungsrahmen, der auf das soziale Herkunftsmilieu beschränkt ist. Die Herkunftsfamilie erwartet, dass der Sohn ungefähr das gleiche berufliche Niveau anstrebt wie der Vater. Strahm zum Beispiel hat die Sichtweise der Eltern heute zu seiner eigenen gemacht. Implizit bestand die Aufforderung, den Eltern "ab der Kost zu gehen", oder mindestens seinen Teil finanziell beizutragen. Vielfach werden auf diesem Weg Interessen der Eltern tradiert, das heisst in die nächste Generation übernommen.

5.1.3. Der distributive Berufseinmündungsverlauf

Auf einer letzten Stufe der Unterdrückung oder völligen Einengung der Artikulation von autonomen Berufsinteressen oder -perspektiven liegen Verlaufsformen, bei denen die Berufslehre distributiv zugewiesen oder mit einem Vorbehalt in der Form eines Probehandelns in Angriff genommen wird. Probehandeln und Vorbehalte stehen meistens im Zusammenhang mit einer Negativwahl:

Weil man keine Lehrstelle im Wunschberuf gefunden hat, schaut man, ob man nicht auch am zugewiesenen Beruf mit der Zeit Freude bekommt. Auch diese Hoffnung ist im Berufseinmündungsverlauf von Steiner angesprochen. Er spekuliert damit, dass sich die Berufsmotivation in der Ausbildung ergeben wird.
Der distributive Verlauf der Berufseinmündung läuft hingegen typischerweise als passiver und wenig reflektierter Prozess ab. Schneider zum Beispiel entspricht dieser Verlaufsform am ehesten. Trotz verspäteter Prüfung wird er in einen Grossbetrieb zu der aus seiner Sicht höherwertigen FEAM-Lehreaufgenommen. Schneider hat keine besonderen Interessen auf diesem Gebiet, sieht man von einer praktischen handwerklichen Begabung ab, und er hat auch keine genauen Vorstellungen, was ein FEAM überhaupt zu tun hat. Erst im Verlaufe der Lehre erwachen seine beruflichen Interessen. Nach der Lehre sucht er einen Berufsberater auf und erkundigt sich nach den Möglichkeiten für eine Zweitlehre. Die Berufseinmündung entspricht einem "Hineingleiten" in den Beruf, das durchaus auch, wie im Falle von Schneider, mit einer allmählichen, positiven Identifikation einhergehen kann.
Distributive Verlaufsformen im strengen Sinne ergeben sich aus regionalen oder wirtschaftlichen Engpässen im Lehrstellenangebot, besonders wenn es sich um Wunschberufe mit eher wenigen Lehrstellen handelt. Für die Schwierigkeiten, während einer wirtschaftlichen Rezession eine Lehrstelle zu finden, spricht Strahms Beispiel. Eine distributive Zuweisung einer Lehrstelle zweiter Wahl, nachdem man die Lehrstelle im Wunschberuf nicht hat finden können, findet sich paradoxerweise noch am ehesten beim FEAM. Nicht selten landen auf diesen Lehrstellen Kinder aus Mittelschichtfamilien, die wegen mangelnden Schulleistungen keine Mittelschule besuchen können und nun die nächstbeste Möglichkeit anstreben: eine Lehre als FEAM, die im Prestige aller Berufslehren weit an der Spitze steht.

Betrachten wir den Zusammenhang von Berufseinmündung und nachfolgender Berufslehre, so lässt sich tendenziell feststellen, dass die meisten unechten Berufswahlentscheidungen im Sinne von übernommenen Entscheidungen oder Entscheidungen, die einen Vorbehalt gegenüber dem gewählten Lehrberuf zum Ausdruck bringen, zu direkten Schwierigkeiten während der Lehrzeit führen.

Besonders deutlich wird das Ausbildungsverhältnis zwischen Ausbilder und Lehrling belastet, wenn die soziale Herkunft unterschiedlich ist und der Lehrling zum Beispiel eine andere Einstellung zum beruflichen Arbeiten und Lernen hat. Die Sichtweise der Ausbilder, die sich eher als "Praktiker" verstehen und die die Lehre vor allem als Einüben praktischer Fertigkeiten begreifen, steht dem Wunsch von Lehrlingen gegenüber, die eine andere soziale Herkunft haben als die Ausbilder, nicht nur praktisch, sondern auch auf der Ebene des Berufswissens im Betrieb etwas zu lernen. Derartige FEAM-Lehrlinge werden von den Ausbildern als "Studenten" wahrgenommen, die immerzu nur Fragen stellen, aber die nicht bereit sind, bei der Arbeit wirklich anzupacken.

Betrachten wir den Zusammenhang des Berufseinmündungsverlaufs zum gesamten späteren Berufsleben, so fällt die unterschiedliche Wertigkeit auf, die dem Berufseinmündungsprozess zukommt. Je nach der später erreichten beruflichen Position und dem Gefühl, dass man sein Berufsleben als sinnvolle Entwicklung mitgestalten konnte, erscheint die Berufseinmündung in unterschiedlichem Ausmass als reversibel. Für Steiner ist in dieser Lebensphase etwas Irreversibles entschieden worden, das später trotz Korrekturversuchen nicht mehr rückgängig zu machen war. Holzer auf der anderen Seite betrachtet seine Berufswahl zum Werkzeugmacher als gelungen, obwohl er, mehr zufällig als bewusst geplant, heute einer elektronischen Testabteilung vorsteht. Holzer hat sich zeitlebens mit dem Arbeiten in der Industrie und mit den oekonomischen Sachzwängen identifiziert. Die Identifizierung wird durch den Betrieb mit dem Angebot einer grosszügigen beruflichen Karriere honoriert, in deren Verlauf Holzer seine vielfältigen fachlichen Interessen einbringen kann. Die später erreichte berufliche Position und deren subjektive Bewertung ermöglichen es Holzer, seinen beruflichen "Fehlstart" rückblickend als positiv zu bewerten. - Steiner andererseits hat sich mit dem Leistungsdenken in der industriellen Berufswelt nie anfreunden können, hat immer auch auf den Tauschwert der Berufsarbeit schauen müssen und hat deswegen auch mehrmals Rückschläge hingenommen. Gewiss können aus einem gelungenen Berufseinmündungsprozess keine kausalen Schlüsse auf das Gelingen des späteren Berufslebens gezogen

werden. Dafür scheint schon die Biographie von Stocker ein Beleg: Trotz gelungener Berufswahl wird Stocker später nicht Pilot, sondern Werkmeister in der Industrie.

Wie können nun die aufgezeigten idealtypischen Verlaufsformen und die Mischformen auf dem Hintergrund des industriellen Beschäftigungssystems verstanden werden? Die Art des Berufseinmündungsverlaufs hängt ab von der sozialen Herkunft, von der schulischen Sozialisationserfahrung und vom wirtschaftlich bedingten Lehrstellenangebot.

a) Soziale Herkunft: In den unteren Schichten von Arbeitnehmern proletarischer oder halbbäuerlicher Herkunft überwiegt das traditional-soziale Verlaufsmuster. Die Entwicklung eines biographischen Entwurfs ist demgegenüber viel stärker mittelschichtorientiert: der Idealtypus der Beamten- und Angestelltenkarriere wird zunehmend auf den Bereich der Berufsbildung generalisiert. Schichtspezifische Normen der Anpassung und Unterordnung bewirken, dass Mischformen zu Gunsten des schichttypischen Verlaufsmusters entschieden werden. Im Falle der Berufswahl von Müller und Steiner, wird ein Sachinteresse zu Gunsten einer beruflichen Zukunft geopfert, die Eltern oder ein Verwandter wissen besser als der Schüler, was für ihn gut ist.

b) Schulische Sozialisationserfahrung: Wenn wir die Erhaltung der Lernmotivation und die Bereitschaft zu einer beruflichen Weiterbildung auch nach Abschluss der Berufslehre als Hauptdeterminante für das Gelingen einer beruflichen Entwicklung betrachten, wenn also die Lernbereitschaft den "Motor" der Entfaltung der Berufsbiographie darstellt, kommt der schulischen Sozialisationserfahrung eine herausragende Bedeutung zu. In vielen Biographien wird die Wahl für eine Lehre negativ mit dem Unvermögen schulischer Leistungen in Zusammenhang gebracht. Besonders Steiner stellt die Schwierigkeiten in der Schule in den Vordergrund, um zu zeigen, dass er in der Berufsbiographie unter Leistungsdruck immer den kürzeren gezogen hat und überhaupt für das "Strebertum", also für berufliche Weiterbildung, denkbar ungeeignet ist. Der Ausstieg aus der Schulkarriere wird zudem in vielen Einzelfallbeispielen als eine negative Selektion erlebt. Weil man in bezug auf das schulische Lernen versagt hat, landet man in der Berufslehre und nicht in der Berufsschule. Besonders

treffend reproduziert Steiner diesen Autostereotyp eines Schulversagers. Auch bei anderen ist das "Nur-keine-Schule-mehr" die Hauptmotivation für eine Berufslehre gewesen und ist indirekt verantwortlich für eine tendenziell gestörte Lernmotivation, wenn es um Weiterbildungskurse geht.

c) Schliesslich wird das Berufswahlverhalten entscheidend beeinflusst durch das regionale und wirtschaftliche Angebot an Lehrstellen in Gross-, Mittel- und Kleinbetrieben. Die Selektionsmechanismen sind heute derart weit vorangetrieben, dass eine sich gegenseitig verstärkende Wechselwirkung entsteht zwischen den besten, männlichen Schulabgängern einerseits und zukunftsorientierten Ausbildungen in öffentlichen Lehrwerkstätten und Grossbetrieben mit einem grosszügigen Angebot an interner Zusatzausbildung andererseits.

Aus der Analyse des Berufseinmündungsprozesses ergibt sich eine Kritik der strukturellen Passung zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem. Die Berufsausbildungsgänge sind so spezialisiert und derart unterschiedlich in bezug auf spätere Weiterbildungsmöglichkeiten, dass die Berufswahl für die betroffenen Schüler und Eltern zu einer schier unlösbaren Aufgabe wird. Dabei ist zu bedenken, dass wir technologisch gesehen "Spitzenberufe" im Metall- und Elektrobereich untersucht haben. Die Lehrbewerber müssen zumindest in den Grossbetrieben über gute Schulzeugnisse verfügen und werden, besonders bei den FEAM-Lehrstellen, zum Teil aus Hunderten von Lehrbewerbern aufgrund von zeitaufwendigen Aufnahmeprüfungen selektioniert. Subjektiv liegt vermutlich hier ein Paradox, das fast zwangsläufig zu enttäuschten Berufserwartungen in der Lehre führen muss. Trotz berufsberaterischer Information über das Berufsfeld wissen die Lehrbewerber natürlich, dass sie die "Auserwählten" sind. Umso grösser ist in der Regel dann die Enttäuschung, wenn sie sich zu Beginn der Lehre mit dem Erlernen von handwerklichen Grundfertigkeiten konfrontiert sehen. Verlässlichere Berufswahlentscheidungen könnten aus der Sicht der Betroffenen allenfalls aufgrund von Interessen und Fähigkeiten zu einem späteren Zeitpunkt, aufgrund der Erfahrung eines ganzen Berufsfeldes getroffen werden. Die Vorstellung, dass ein 14- oder 15jähriger Schüler sich für einen hochspezialisierten Beruf entscheiden soll, über-

fordert in vielen Fällen auch heute noch Schüler und Eltern, obwohl mit dem Berufswahlunterricht und der Berufsberatung der Informationsstand über Berufe und berufliche Weiterbildungen generell gewachsen ist.

5.2. Der zweite Rückblick: Die Berufslehre

Nach der Berufseinmündung ist die Berufslehre die zweite wichtige Phase im Berufsleben der befragten Berufsarbeiter. Die Lehre ist nicht nur die Zeit, in der man den Beruf lernt, sondern gleichzeitig der Ort, an dem sich ein individualspezifisches, berufliches Selbstverständnis entwickelt. Wer Mechaniker oder FEAM wird, verfügt nicht nur über ein berufliches Wissen und Können, gleichzeitig hat er auch als Person eine Reihe von sozialen Normen und Werten internalisiert, die in der Industrie von Bedeutung sind. In Stereotypien wie dem "Pröbler" für den FEAM oder dem "Millimeterbewusstsein" für den Feinmechaniker wird dieses berufsspezifische Selbstverständnis dargestellt. Aus der Analyse des Verlaufs der Lehre wird deutlich, dass derartige Persönlichkeitseigenschaften nicht allein in die Lehre eingebracht werden, sondern dort auf sozialisatorischem Weg erworben werden.
In den Grossbetrieben sind drei Lernorte zu unterscheiden, in denen die Lehrlinge nacheinander ausgebildet werden. Im ersten Lehrjahr werden die Lehrlinge in der betrieblichen Lehrwerkstatt ausgebildet. Im Prinzip lernen sie dort nach Instruktion und unter ständiger Ueberwachung die handwerklichen Grundfertigkeiten, z.T. auch schon die einfache konventionelle Maschinenarbeit. In einer zweiten Phase begeben sich die Lehrlinge einzeln oder in Gruppen auf einen Turnus durch die produktiven Abteilungen im Betrieb. Je nach Einsatzort stehen neue berufliche Erfahrungen, das Einüben von bereits in der Lehrwerkstatt Gelerntem oder einfach Produktionserfahrung im Vordergrund. In einer abschliessenden Phase im 4. Lehrjahr werden die FEAM-Lehrlinge vorwiegend in Entwicklungslabors und ähnlichen lernrelevanten Abteilungen beschäftigt und lernen dort von Ingenieuren oder erfahrenen FEAM die Elektronik auf individuelle Art und Weise kennen. Für die Mechaniker-Lehrlinge beschränkt sich diese Phase auf ein Repetieren und Vervollkommnen der

elementaren, beruflichen Fertigkeiten in der Lehrwerkstatt im Hinblick auf die Schlussprüfung.

5.2.1. Der Lehrverlauf und die Krise der Berufsmotivation

Betrachten wir die Erzählung über die Lehre, so fällt auf, dass der Berufslehre in der Erinnerung offensichtlich eine sehr unterschiedliche Rolle zukommt. Wie wir weiter unten noch darstellen werden, hat dies damit zu tun, dass das Thema Lehre im Berufsleben von anderen Themen vor oder nach der Lehre überdeckt wird, die für die Erklärung des Berufswegs von grösserer Bedeutung sind.
Ausführlich berichten die beiden FEAM Müller und Schneider von der Lehre. In beiden Berichten kommt im zweiten und dritten Lehrjahr eine Krise der Lern- und Berufsmotivation zum Ausdruck, die individuell ganz unterschiedlich bewältigt wird. In den Portraits von Müller und Schneider sind die folgenden Elemente einer subjektiven Kritik der Lehrzeit enthalten:

1. Der Anfangsschock: Der Lehrbeginn stellt für viele Lehrlinge schon auf der Ebene der körperlichen Anstrengung ein Problem dar. Acht bis neun Stunden Stehen und körperlich Arbeiten ist eine Anstrengung, die vielen Schülern ungewohnt erscheint. Dazu kommt die Ernüchterung über die Realität der Lehre und die Enttäuschung der teilweise unrealistischen Berufserwartungen. Statt mit Elektronik beschäftigen sich die zukünftigen FEAM mit einem Eisenrohling, und statt computergesteuerten Maschinen wird den Mechanikerlehrlingen erst einmal eine Feile in die Hand gedrückt.
Je nach Zukunftsvorstellungen wird die Ausbildung in der Mechanik jedoch auch anders gewertet. Für Schneider war dieser Teil der Ausbildung interessant, Müller jedoch konnte als an der Elektronik interessierter Lehrling mit der handwerklichen Grundausbildung eher wenig anfangen.
2. Der Drill in der Lehrwerkstatt: Die Lehrlinge erleben das Arbeiten nach Vorgabe, die raum-zeitliche Disziplinierung auf Pünktlichkeit und Präsenz als eine Fortsetzung des Schulalltags auf einer anderen Ebene, also als etwas, dem sie soeben entkommen zu sein glaubten. Aehnlich wie in der militärischen Grundaus-

bildung wird eher "erzogen" als motiviert, d.h. Fehlverhalten wird direkt bestraft und Anpassung wird entsprechend belohnt. Der pädagogische Umgang widerspricht der lebensphasentypischen Ablehnung von Autoritäten bei den Jugendlichen, die psychodynamisch dazu dient, eine eigene persönliche Identität in diesen Jahren aufzubauen. Schliesslich widerspricht der Umgang auch der Zielvorstellung eines umfassend ausgebildeteten Berufsarbeiters, der autonom arbeiten kann. Aus der Sicht des ehemaligen Lehrlings wird eine Alltagspädagogik der "Unselbständigkeit" dazu benutzt, zu angeblicher Autonomie zu einem späteren Zeitpunkt zu erziehen. Dass dann im späteren Lehrverlauf die Selbständigkeit des Lehrlings tatsächlich grösser wird, führt jedoch nicht zu einer anderen Bewertung der Zeit in der betrieblichen Lehrwerkstatt.

3. Die Rotation in den Abteilungen: In dieser Zeit sinken Berufs- und Lernmotivation auf einen Tiefpunkt. Schneider überlegt sich zum Beispiel, die Lehre abzubrechen, weil die Konflikte mit den Ausbildern eskalieren. Studer nennt die Abteilungen schlicht "Abrennabteilungen" und bringt damit zum Ausdruck, dass er dort nichts gelernt habe, ausser dem produktiven Arbeiten und dem Gefühl, "dass man rentiert". Die Konflikte mit den Ausbildern sind für die betroffenen Lehrlinge ein Ausdruck pädagogischer Inkompetenz. Bei den FEAM-Lehrlingen kommt der Vorwurf der mangelnden fachlichen Kompetenz dazu. Die Autorität des Ausbilders wird nicht akzeptiert, weil dieser von der Elektronik und dem, was die Lehrlinge fachlich interessiert, in der Regel nichts versteht, sondern eher für die Montage- und Fertigungstechnik kompetent ist, ein Fachbereich, dem zu diesem Zeitpunkt die wenigsten Lehrlinge überhaupt ein Interesse abgewinnen können.

4. Das 4. Lehrjahr: Bei allen Lehrlingen steigt die Motivation gegen Schluss der Lehrzeit wieder deutlich an. Man hat nun das Gefühl, das Ende sei in Sicht. Schneider gewinnt nun beim Repetieren den Ueberblick und kann einzelne Elemente zusammenfügen. Dazu kommt, dass man nun als vollwertiger Berufsarbeiter auch anerkannt wird und dass die FEAM in den Labors nun auch fachlich auf die Rechnung kommen und mit einer ganz anderen Pädagogik des selbständigen Denkens, Planens und handwerklichen Arbeitens konfrontiert sind.

Im Vergleich der verschiedenen Fälle wird das Motivationsloch im 2. oder 3. Lehrjahre fast in allen Beispielen deutlich (vgl. auch die Kritik der Lehrlinge im Beispiel S.76). Unterschiedlich jedoch ist die Bilanzierung der ganzen Lehrzeit. Trotz disziplinarischen Schwierigkeiten behält Schneider die Freude an der Mechanik. Schwierigkeiten werden von ihm rückblickend als normale Begleiterscheinungen der Pubertät bagatellisiert. Auch für Müller wiegt eine qualitativ gute Ausbildung in der Berufsschule insgesamt die Unannehmlichkeiten in der Lehre auf. Dazu ist er von der Arbeitstätigkeit in den Labors begeistert. Für den weiteren Verlauf des Berufslebens fällt auf, dass die gründliche Evaluation der Lehre und die Analyse der eigenen Stärken und Schwächen ein wichtiges Element für den Aufbau einer sinnvollen, biographischen Linie darstellen.

5.2.2. Die Sozialisation zum Berufsarbeiter

Neben dem Aspekt des Motivationsverlaufs sind in der Lehre auch Veränderungen hinsichtlich der Lerninhalte und Lernformen in den Fallberichten sichtbar.
Auf der vordergründigen Ebene des Ausbildungsreglementes geht es um das fachliche Lernen. Das Erlernen der berufstypischen Fertigkeiten und Fähigkeiten geschieht in der Lehrwerkstatt nach Instruktion, dann zunehmend, vor allem im 4. Lehrjahr in den Labors oder in der Versuchswerkstatt, auch unter Einbezug persönlicher Arbeitsweisen, die sich auch auf die Planung, die Entwicklung von Verfahrensweisen und die Kontrolle der eigenen Arbeit beziehen. Ueber das fachliche Lernen wird das berufliche Selbstverständnis als Mechaniker oder FEAM aufgebaut. Unabhängig von vorberuflichen Lerngewohnheiten wird beim Lehrbeginn eine vorwiegend praxisorientierte Lernform eingeübt, die auf einer Instruktionsmethodik des Vor- und Nachmachens basiert. Erst gegen Ende der Lehrzeit kommen mehr individuelle, das heisst zum Beispiel auch mehr empirisch-praktische Lernformen (vgl. Abs. 5.1.1.) zum Zuge. Auf der Ebene des fachlichen oder beruflichen Lernens lassen sich die beruflichen Qualifikationen in drei Gruppen ordnen, die in ihrer Bedeutung für das spätere Berufsleben als recht unterschiedlich bewertet werden:

a) Handwerkliche Grundfertigkeiten und handwerkliches Können: Je nach beruflicher Vorerfahrung, daraus resultierender Lernform und beruflicher Perspektive werden die handwerklichen Grundqualifikationen unterschiedlich bewertet. Ueberwiegende Ablehnung findet sich bei Müller stellvertretend für viele FEAM-Lehrlinge, die sich hauptsächlich für Elektronik interessieren.

b) Soziales Wissen um die Betriebsstrukturen und Kompetenzordnungen einerseits, Fertigungsabläufe und Arbeitsverfahren andererseits: Im Nachhinein legitimieren zum Beispiel Schneider, und Stocker die Rotation der Lehrlinge mit dem Argument, dass das berufliche Wissen dabei ergänzt wird um die Kenntnisse industrieller Produktions- und Verfahrensweisen. Vielfach jedoch wird statt einer technisch-wirtschaftlichen Allgemeinbildung eine Disziplinierung und Anpassung an arbeitsteilige Strukturen und Hierarchien vermittelt, oft verbunden mit einer unsystematischen Spezialisierung auf die Produktelinie des Betriebs oder, je nach Einsatzort des Lehrlings, auf eine bestimmte Technologie, wie im Fall von Müller, der nur die Hochfrequenztechnik in der Elektronik kennengelernt hat. In den neuen Ausbildungsreglementen für den Maschinenmechaniker und den Elektroniker von 1984, den Nachfolgeberufen für den Mechaniker und teilweise auch für den FEAM, ist eine technische Spezialisierung auf die Eigenart des Lehrbetriebs für das 4. Lehrjahr explizit vorgesehen.

c) Qualifikationen, die im Umgang mit Neuen Technologien erworben werden: Entscheidend für die Bilanzierung der Lehrzeit und das Gelingen eines sinnvollen Einstiegs in das Berufsleben scheint der Umgang mit Neuen Technologien und das Niveau der Auseinandersetzung zu sein. Wir können drei Umgangsniveaus unterscheiden: 1. Berufswissen, das sich primär auf das Verstehen der Neuen Technologien beschränkt. 2. Qualifikationen, die sich auf das Bedienen und Beherrschen von Anlagen konzentrieren, die mit Hilfe von Neuen Technologien arbeiten und 3. Qualifikationen, die auf das Entwickeln, Anpassen oder Integrieren Neuer Technologien in die Produktion ausgerichtet sind. - Unter Neuen Technologien sind nicht nur Kenntnisse der Informatik und Mikroelektronik zu verstehen, sondern auch neue Werkstoffe und flexible Produktionsverfahren, die eine andere Arbeitsorganisation ermöglichen usw. Im weitesten Sinne sind damit auch alle Erfahrungen gemeint, die mit Hilfe einer Neuorganisation der Berufsarbeit und Neukon-

zeption der technischen Anlagen eine Reintegration arbeitsteiliger Produktionsverfahren ermöglichen, wie zum Beispiel die Werkstattprogrammierung einer CNC-Anlage für einen Mechaniker. Für die FEAM beschreibt zum Beispiel Holzer, wie er als Meister Qualifikationen im Bereich des sozialen Wissens und der Neuen Technologien, also auf der Stufe 2 und 3, den Lehrlingen vermittelt. Neben wirtschaftlichem Denken ist für ihn die eigenständige Auseinandersetzung mit der Mikroelektronik wichtig. Verstehen, handwerkliches Umgehen und empirisches Entwickeln von Neuen Technologien sind bei ihm unsystematisch in einer Art Projektunterricht verbunden. In der Form von "offenen Blöcken" , ein Begriff der vermutlich aus der Softwareentwicklung stammt, gibt er den Lehrlingen Teilproblemstellungen zur selbständigen Bearbeitung vor. - Im Vergleich fällt bei den Mechanikern auf, dass auch in Fallberichten von jüngeren Mechanikern, die hier nicht dargestellt wurden, der Umgang mit Neuen Technologien in der Lehrzeit entweder völlig fehlt, oder dann auf der Ebene des intellektuellen Verstehens und Bedienens stehen bleibt und zu keinem souveränen Umgang im Sinne eines "Fahrens einer Anlage" führt. Das Fehlen von Qualifikationen auf den Stufen 2 und 3 wird für das spätere Berufsleben vielfach als Defizit betrachtet, das nach der Lehre unter grossen Opfern von finanziellen und persönlichen Ressourcen korrigiert werden muss, damit die beruflichen Chancen gewahrt werden können.

Neben diesen funktionellen, beruflichen Grundqualifikationen, die zu einer Anpassung an die betriebliche und industrielle Realität führen sollen, wird in mehreren Portraits auch die Ebene der Selbst- und Sozialkompetenz thematisiert. Vermutlich ist die unterschiedliche Bilanzierung der Lehre von Müller und Schneider auf dem Hintergrund einer unterschiedlich entwickelten Sozialkompetenz erklärbar. Schneider konnte sich in kritischen Momenten auf eine positive Beziehung zum Lehrmeister verlassen, der ihm auch am Ende der Lehre laufbahnberaterisch zur Seite gestanden ist. Müller dagegen hat die Ausbilder, ausser in den Labors, eher als negativ erlebt. In der jüngeren Generation wird das kollektive Muster einer beruflichen Identität im Sinne eines Handwerkerbewusstseins, das auf eine sinnvolle, ganzheitliche und lebenslang ausübbare Berufsarbeit abstellt, zunehmend individua-

lisiert. Im Hinblick auf die Kenntnis der individuellen, allenfalls noch gruppenspezifischen Laufbahnmöglichkeiten und die Möglichkeit des Sich-Beraten-lassens durch die Vorgesetzten kommt der Entwicklung von Sozialkompetenz eine entscheidende Bedeutung zu. Der Lehrling, der sich mit älteren Kollegen oder Vorgesetzten über die möglichen zukünftigen Einsatzbereiche und Weiterbildungen unterhält und die notwendigen Informationen sucht, hat in seiner Berufsbiographie einen entscheidenden Vorteil. - In beiden Berufen ist jedoch eine berufsspezifische Verarmung der soziokommunikativen Fähigkeiten typisch, die nur da und dort durch beraterische Gespräche mit Ausbildern etwas gemildert wird. Umso wichtiger wird demnach die Sozialkompetenz im Sinne einer Fähigkeit zur Reflexion und Analyse der eigenen beruflichen Lage und der kommunikativen Verhandlung von Lösungsmöglichkeiten mit den zuständigen Vorgesetzten. Gerade aus diesem Grund befindet sich Müller heute in einer beruflichen Sackgasse. Die konfliktuellen Auseinandersetzungen mit seinen Vorgesetzten haben dazu geführt, dass er das Gespräch nicht mehr sucht. Soziokommunikative Fähigkeiten haben sich also bei ihm eher zurückentwickelt, ein Sozialisationsergebnis, an dem die Ausbilder und Vorgesetzten, wenn auch nicht Verursacher, so doch Beteiligte sind.

Auch im Hinblick auf die Entwicklung von Sozial- und Selbstkompetenz scheinen von der primären Sozialisationserfahrung her Lehrlinge aus Mittelschichtfamilien eher im Vorteil zu sein. Die Lehrlinge aus der Unterschicht sind sich eher gewohnt, dass man sich zuerst fügt und Anweisungen und Vorschläge erst mal abwartet. Sie bringen sich nur selten als agierende Personen in den Verhandlungsprozess über das zukünftige Berufsleben ein. Typisch in dieser Beziehung ist Schneider, der nicht nur das Ende der Lehrzeit abwartet, sondern auch sonst fast alle seine eigenmotivierten Weiterbildungsanstrengungen als "nicht geplant" und "ohne Karriereabsichten" darstellt. In anderen Fallberichten betrifft jedoch das Defizit nicht nur den Darstellungsaspekt des Berufslebens, sondern wird im Berufsverlauf auch manifest: Das Berufsleben von Strahm und von Steiner sind Beispiele, wie heute auch im Bereich der qualifizierten Berufsarbeiter über die Person verfügt wird. Die Betroffenen haben in ihrem beruflichen

Sozialisationsverlauf nie gelernt, sich als Personen mit eigenen Interessen und Bedürfnissen einzubringen.

5.2.3. Die Berufslehre und das spätere Berufsleben

Im Rahmen der Erzählung des bisherigen Berufslebens und der Darlegung der Zukunftsperspektiven kann die Funktion der Berufslehre interpretiert werden anhand des Erzählumfanges und der subjektiven Wertung im Vergleich zur Erzählung über das spätere Berufsleben.
Erinnern wir uns zu diesem Zweck der sechs dargestellten Portraits (vg. Kap. 4):

- Müller erlebt die FEAM-Lehre gleich wie viele seiner Kollegen als innere Widersprüchlichkeit in der Form der Ablehnung der Mechanik und des produktiven Schaffens und einer Bevorzugung des Arbeitens mit, aus seiner Sicht, berufsrelevanteren Fachgebieten in den Labors. Mit 21 Jahren besteht sein Berufsleben praktisch bloss aus der Erfahrung der Berufslehre. Bei Müller fällt auf, wie er detailliert und pointiert zugleich die Lehre kritisiert. Obwohl er die Lehrabschlussprüfung geschafft hat und nun als FEAM berufstätig ist, d.h. konkret handwerklich elektronische und elektromechanische Bauteile montiert, ist er mit seiner beruflichen Situation ziemlich unzufrieden. Man gewinnt den Eindruck, die momentane Unzufriedenheit werde rückwärts auf die Lehre verlängert.
Müller trägt zudem keinerlei Führungsverantwortung oder Ausbildungsverantwortung und kann von dort her die Erfahrung der Berufslehre viel unbefangener darstellen als ein FEAM, der später beruflich aufgestiegen ist. Schliesslich kommt die Einsicht dazu, dass er momentan in einer beruflichen Sackgasse steckt. "Normalerweise" bleibt ein junger FEAM nicht in der Produktion berufstätig, sondern wechselt durch berufliche Weiterbildung seinen Einsatzbereich. Gerade aber weil er nur wenig Weiterbildungsbereitschaft zeigt und im Betrieb auch keine berufliche Perspektive sieht, fällt sein Urteil über die bisherige berufliche Entwicklung umso negativer aus.

- Auch Schneider ist ein berufstätiger FEAM ohne Führungsverantwortung, der in bezug auf die berufliche Karriere den Anschluss "nach oben", die Weiterausbildung zum Ingenieur ausgeschlagen hat. Auch er schildert die Lehrzeit eher als eine für ihn kritische Zeit.
Zudem gibt er relativ offen disziplinarische Schwierigkeiten zu, die er aber der pädagogischen Inkompetenz der Ausbilder im Betrieb anlastet. Im Gegensatz zu Müller ist seine berufliche Position heute zufriedenstellend. Nur die berufliche Perspektive in die Zukunft erscheint ihm relativ unsicher, weil es in den Labors selten FEAM gibt, die älter als 40 Jahre alt sind. Von dieser beruflichen Situation her erscheint die Lehre wie ein zufälliges Schicksal, für das er keine Verantwortung übernimmt. Ohne Vorstellungen vom Beruf des FEAM und unbelastet von der Elektronik beginnt er die FEAM-Lehre, hat Freude an der Mechanik und kommt dann im 2. und 3. Jahr in eine Motivationskrise. Weil sich jedoch auch nach der Lehre alles "in Minne" aufgelöst und er eine Stelle als Laborant bekommen hat, ergibt sich für Schneider ein Gleichgewicht zwischen erlittener Unbill während der Lehrzeit einerseits und Glück im Berufsleben andererseits. Der Betrieb, der ihm in der Lehrzeit so zu schaffen machte, verhilft ihm zu einer angenehmen Berufsstelle. Für Schneider "sind Lehrjahre keine Herrenjahre". Die Lehrzeit wird als eine Zeit geschildert, in der es fast zwangsläufig zu Schwierigkeiten zwischen Disziplin fordernden Ausbildern und Jugendlichen kommen muss, die sich in der Pubertät befinden und die in dieser Lebensphase eine Auseinandersetzung mit Autoritäten führen müssen.

- Für Holzer ist die Lehrzeit im Gegensatz zu Müller und Schneider in der Erzählung kein gewichtiges Thema. Holzer, acht Jahre älter als Schneider, schildert seine Lehre in einem kleinen Team rundweg als positive Erfahrung. Zwei äussere Elemente fallen in seiner Berufsbiographie auf: Erstens hat Holzer das Berufsfeld und den gelernten Beruf völlig gewechselt. Er hat mit der Werkzeugmacherei heute nichts mehr zu tun, findet sie aber nach wie vor eine gute Grundausbildung für viele Einsatzbereiche im Berufsfeld des qualifizierten Metallarbeiters. Zweitens ist er extrem stark in der Ausbildung von FEAM engagiert, trägt also Ausbildungsverantwortung. Zu dem schon von BERTAUX & BERTAUX

(1981) dargestellten Verdrängungseffekt der Ausbildungsverantwortlichen kommt der spätere Berufswechsel als zusätzliches Interpretationselement hinzu. Nicht die Ausbildung im gelernten Beruf, sondern der anschliessende Wechsel in den Grossbetrieb und der berufliche Aufstieg zum stellvertretenden Abteilungsleiter einer elektronischen Testabteilung ist das Hauptthema der Erzählung. Die Lehrerfahrung ist aus seiner Sicht für die Entwicklung des Berufslebens nur noch von sekundärer Bedeutung.

- Noch deutlicher kommt der BERTAUX-Effekt beim 45jährigen Stocker zum Ausdruck. Ueber seine Lehrzeit sagt er bloss, dass er keine Vorstellungen vom Beruf hatte, dass es ihm aber gefallen hat und es ihm gut gegangen ist. Obwohl Stocker keine Lehrlinge ausbildet, identifiziert er sich überaus stark mit dem Betrieb und der ihm obliegenden Führungsverantwortung. Aehnlich wie bei Holzer hat seine berufsbiographische Linie einen deutlichen Einschnitt. Mit 23 Jahren hat er einen "momentanen Absturz", weil er eine Vorprüfung für die Pilotenausbildung nicht besteht. Er bricht die Ausbildung am Technikum ab und muss sich in der Folge neu orientieren und eine neue Perspektive entwickeln. Die Lehre als Mechaniker hat er mit der Perspektive begonnen, später an das Technikum zu gehen und gleichzeitig mit der Pilotenausbildung zu beginnen. Die Lehre ist bei Stocker eingebunden in einen starren biographischen Entwurf. Die Berufslehre ist auf das Berufsziel "Pilot" hin instrumentalisiert. Die berufliche Identität als Mechaniker steht in der ersten Phase des Berufslebens gar nie zur Debatte und wird überdeckt von dem Wunschbild, Pilot zu werden. Erst nach dem Scheitern des biographischen Entwurfs und einer fünfjährigen Such- und Orientierungsphase beginnt Stocker nach einem Amerikaaufenthalt eine Meisterausbildung und wird Werkmeister. Rückwirkend hat die nun aufgebaute berufliche Identität als Meister mit der "juvenilen" Identität des Fast-Piloten praktisch nichts mehr gemein. Zudem wird er durch die Schilderung des Berufslebens an sein persönliches Scheitern nach der Lehre erinnert, was erklärt, warum die ganze erste Phase des Berufslebens eher global und ohne Wertungen geschildert wird.

- Für Steiner ist die Lehrzeit ebenfalls nur ein Nebenthema im Berufsleben. Hauptstück seiner Erzählung ist die missratene

Berufseinmündung. Obwohl er sich nie mit dem Beruf identifizieren konnte und von sich sagt, er sei "jeden Morgen ein neuer Mensch, wenn er aufstehe und in die Fabrik müsse", unterscheidet er in der Lehre zwischen seiner Person und der Qualität der Ausbildung. Gleich wie an allen anderen beruflichen Stellen, die Steiner innegehabt hat, gilt er als genauer und gewissenhafter Arbeiter. Folgerichtig findet er auch die eigene Lehrzeit gut, weil die Ausbildungsmöglichkeiten im Grossbetrieb mit einer internen Lehrwerkstatt im Vergleich zu den Kleinbetrieben seiner Ansicht nach besser sind. Nur die letzten eineinhalb Jahre "rentiere man eben". Doch was er als Berufsarbeiter in allen anderen Betrieben gesehen hat, war noch viel schlechter. - Steiner bezieht die fehlende Berufsmotivation und -identifikation auf seine Person und entlastet den Betrieb und die Ausbilder vollständig. Biographisch gibt er die Schuld an seinem missratenen Berufsleben nicht der Lehrzeit, sondern der davorliegenden Berufswahl. Diese ist das Thema, das sich durch das ganze Berufsleben hindurch zieht. Die Lehre ist aus dieser Sicht nur noch die logische Konsequenz einer Fehlentscheidung, die er allerdings damals noch eher hätte korrigieren können als heute.

- Für Strahm, den 61jährigen Mechaniker, erscheint die Lehrzeit im Gegensatz zu allen anderen älteren Berufsarbeitern als <u>das</u> Hauptthema der Erzählung. Nach einer Lehre als Velo- und Motorradmechaniker muss er, wie so viele seiner Kollegen, die im Gewerbe die Lehre absolviert haben, in die Industrie, nachdem sich die Illusion zerschlagen hat, mit einem Kollegen ein eigenes Geschäft aufzubauen. In der Industrie arbeitet er als angelernter Dreher und macht mit 36 Jahren die eidgenössische Lehrabschlussprüfung als Mechaniker nach. - Aehnlich wie Holzer hat er einen Berufswechsel hinter sich, mit einem nachfolgenden zweiten Neuaufbau eines Berufslebens. Die Erinnerung an die erste berufliche Phase als Velo- und Motorradmechaniker hat er deshalb weitgehend verdrängt: die Lehre ist aus heutiger Sicht irrelevant für das spätere Berufsleben geworden. Zentral ist für ihn die Zweitlehre als Mechaniker. Seine ganze berufliche Unzufriedenheit und Tragik ist mit dieser "Fehlinvestition" verbunden. Als gelernter Mechaniker mit dem Fähigkeitsausweis hat er nicht wie erhofft mehr Lohn bekommen. Zudem kann er insgesamt nur während sechs von

mehr als vierzig Jahren Berufsleben als gelernter Mechaniker arbeiten, dann wird er zum Honen "strafversetzt" und auch lohnmässig wiederum schlechter gestellt (vgl. S. 173) . Für Strahm ist die berufliche Identität als qualifizierter Arbeiter und das Bewusstsein als Lohnarbeiter, der einen gerechten Lohn erhält, eine Einheit, die fundamental auf den Mechanikerberuf und den Erwerb des Fähigkeitszeugnisses konzentriert ist. Gleichwie für Steiner ist für ihn rückblickend der Beweis erbracht, dass die individuellen Bewältigungsmuster in der Form von Weiterbildungsanstrengungen sich weder auszahlen noch vor Dequalifikation im Beruf oder gar vor einem Arbeitsplatzverlust schützen. Nur kollektiv-vertragliche Abmachungen ermöglichen dem Berufsarbeiter eine Besserstellung und den Erhalt der beruflichen Qualifikationen. - Dies führt zur an sich paradoxen Argumentation Strahms: ein beruflich bestens qualifizierter Mechaniker kritisiert nicht eigentlich die Lehrzeit, sondern die Schwierigkeit, die nachträglich erworbene berufliche Qualifikation zu verwerten. Diese Schwierigkeit hat, neben einem biographischen Hintergrund, vor allem ihre Ursache in der ungünstigen zeitlichen Position im Berufsleben. Aehnlich wie viele Frauen, die mit einer qualifizierten Erstausbildung mit 45 Lebensjahren wieder in den Beruf einsteigen wollen, macht Strahm die Erfahrung, dass man wohl als Lohnarbeiter gefragt ist, jedoch die berufliche Qualifikation nur sehr schwer halten kann. Letztlich arbeitet Strahm aus verschiedenen biographischen Gründen zeit seines Berufslebens auf dem Niveau eines Angelernten. Im Vergleich zu den gleichaltrigen Berufskollegen verdient er weniger: Weil er erst spät in den Betrieb gekommen ist, bekommt er keine "Treueprämien" und sein Arbeitsplatz wird in der Arbeitsplatzbewertung schlechter eingestuft als derjenige eines Mechanikers, der zum Beispiel als Dreher arbeitet. Schliesslich ist sein Leistungsvermögen wegen einer Teilinvalidität geringer. All dies empfindet Strahm heute als Ungerechtigkeiten, gegen die man sich wehren muss. Sein Kampf um die Anerkennung seiner Zweitausbildung ist zugleich ein Kampf um die Anerkennung als qualifizierter Mechaniker.

Zusammengefasst fällt auf, dass aus der Perspektive der Erinnerung nicht allein das jugendliche Lebensalter für die subjektive Bedeutung der Lehrzeit ausschlaggebend ist, sondern

vielmehr die Funktion, die die Lehre für das spätere Berufsleben hat. Stellt die Lehrzeit im Berufsleben einen biographischen Nebenast dar, so wird sie auch in der Erzählung als Nebenthema eingebracht. Schliesslich führt eine aktuelle Ausbilder- oder Führungserfahrung dazu, dass eine schlechte Erfahrung, wie zum Beispiel die ganze erste Berufsphase Stockers, in der Biographie 'vergessen' oder später umgewertet wird in eine "problemlose Zeit".
Am wichtigsten scheint jedoch die Lehrzeit für den nachfolgenden Uebergang in das Berufsleben als Facharbeiter zu sein. Aus der Kritik und der Analyse der Lehrzeit ergeben sich die Anhaltspunkte für die weitere Gestaltung des Berufslebens. Die nach der Lehre in Angriff genommenen Weiterbildungsanstrengungen haben, wie bei Schneider ersichtlich, die Funktion, sozialisatorische und fachliche Defizite der Berufslehre aufzuholen und die berufliche Polyvalenz zu erhöhen.

5.3. Dritter Rückblick: Das Berufsleben nach der Lehre

Nach der Berufslehre stehen die ausgelernten FEAM und Mechaniker vor einem neuen Abschnitt des Berufslebens. Abgesehen von den Lehrabgängern, die vollzeitlich eine Ingenieurschule besuchen, beginnt nun für die übrigen die Zeit des Geldverdienens. Der Beruf ist nicht mehr Ausbildungsziel, sondern Realität. Das Berufsleben spielt sich nicht mehr unter dem Vorbehalt des Noch-nicht-Könnens ab, sondern nimmt gewissermassen Ernstfallcharakter an.
Im folgenden Kapitel möchten wir die Uebergangsphase nach der Lehre betrachten, um anschliessend nach den Möglichkeiten für den Aufbau eines Berufslebens zu fragen. Abschliessend soll analysiert werden, welche Anforderungen im späteren Berufsleben bewältigt werden müssen, welche Gefahren und Bedrohungen dann auf den Berufsarbeiter zukommen und unter welchen Bedingungen im fortgeschrittenen Lebensalter das Berufsleben abgesichert werden kann.

5.3.1. Die Uebergangsphase von der Lehre in den Beruf

Die Uebergangsphase in den Beruf verläuft bei einem Lehrabsolventen grundsätzlich anders als bei einem Absolventen einer vollzeitlichen Mittelschul- oder Ingenieurausbildung. Den "Praxisschock" erlebt er schon viel früher, beim Uebergang von der Schule in die Lehre. Aus diesem Grund haben wir jene Phase als Berufseinmündungsprozess bezeichnet. Nach vier Jahren Ausbildung weiss ein Facharbeiter, wie die Praxis aussieht, obwohl er diese bisher nur aus der Perspektive des Lehrlings wahrgenommen hat. Die Aufnahme der vollen Berufstätigkeit geht einher mit einer markanten Statusverbesserung, die materiell erkauft wird durch eine Reduktion der Lernorte auf den Betrieb, häufig sogar auf den Arbeitsplatz. Der kritische Punkt für die erfolgreiche Bewältigung dieser Phase des Berufslebens liegt damit bei der Wahl der ersten Stelle.

a) Der Substanzaufbau in der Uebergangsphase

Die qualifizierten Berufsarbeiter arbeiten nun voll für den Betrieb, Ausbildung reduziert sich in der Produktion auf die arbeitsimmanente Qualifizierung an der ersten Stelle und auf private Weiterbildungsanstrengungen. Im Prinzip wird vom ausgelernten Berufsarbeiter das berufliche Können in seinem Fachgebiet vorausgesetzt: ein Mechaniker kann selbständig nach Zeichnung Drehen, Bohren und Fräsen und ein FEAM weiss, wie man ein Gerät abstimmen muss usw.
Die Neuen Technologien haben jedoch in den letzten zehn Jahren die Berufsanforderungen der gelernten Arbeiter entwertet. Zusatzanforderungen im Bereich der Informatik und Mikroelektronik kommen hinzu, die beim Gelernten nicht vorausgesetzt werden können. Ein gelernter Mechaniker kann zwar auf einer konventionellen Maschine Drehen, aber er kann deswegen nicht zwangsläufig eine CNC-Anlage programmieren. Ein FEAM weiss aus der Lehre, wie man eine Leiterplatte bestückt. In der Lehre hat er jedoch kaum gelernt, das Programm für einen automatischen Leiterplatten-Layout zu bedienen. Schon vom technologischen Wandel her besteht ein qualifikatorischer Anpassungsdruck, der die 'grosse Freiheit'

im und vor allem neben dem Berufsalltag wiederum einschränkt. Weiterbildungsbereitschaft wird ein zentrales Moment für das statuskonforme Ueberleben im Beruf. Einen wesentlichen Anteil für das Gelingen des Berufslebens hat in diesem Sinne der Uebergang von der Lehre in den Beruf.

Auf der Seite des Lehrabsolventen hängt die Wahl der ersten Stelle ab von der Fähigkeit, aus der Lehrzeit die richtigen Schlüsse zu ziehen und die wechselseitige Dynamik von zukünftigem Einsatzbereich und Qualifizierungsmöglichkeiten dort richtig einzuschätzen, damit es gelingt, fachlich weitere Substanz aufzubauen. Der Substanzaufbau bezieht sich a) auf das Nachholen fehlender Qualifikationen, die in der Lehrzeit nicht vermittelt wurden, b) auf die Einarbeitung in ein technisches Spezialgebiet oder c) auf die Erweiterung des beruflich-fachlichen Könnens durch die Weiterausbildung in einem zweiten Fachgebiet. Der Substanzaufbau hat also die Funktion der Vervollständigung, der Spezialisierung oder Erweiterung des fachlichen Könnens und Wissens.

b) Die Wahrnehmung als 'lernfreie' Lebenszeit

Auf der Seite des Grossbetriebs hängt die Beförderung des Lehrabsolventen zum Facharbeiter vom internen Angebot im Betrieb ab. Aus der Sicht des Betriebs werden die Lehrabsolventen, die keine teil- oder vollzeitliche Weiterausbildung zum Ingenieur in Angriff nehmen, nicht als Berufsarbeiter wahrgenommen, die sich weiterbilden wollen, sondern als Arbeitskräfte, die nun erst einmal Geldverdienen wollen, die die Uebergangsphase als eine 'lernfreie' Lebenszeit interpretieren. So sagt Schneider an einer Stelle zum Beispiel:

> "Nach der Stifti habe ich mir gesagt, jetzt hast du etwas Ruhe vom Lernen". Und ein anderer Laborant (39jährig) formulierte es so: "Als ich mit 20 aus der Stifti gekommen bin, da war der Wissensdrang gestillt. Ich habe mir dann einfach gesagt, jetzt will ich ein wenig freier sein, etwas mehr Freizeit haben".

Betrachten wir an dieser Stelle konkret den Uebergang in den Beruf bei Müller, dem 21jährigen FEAM:

> Die Schwierigkeiten, diese Lebensphase zu meistern und einen Ansatzpunkt für das weitere Berufsleben zu finden, sind bei ihm offensichtlich. Das beginnt für ihn schon in der Lehrzeit. Obwohl er fachlich an der Mikroelektronik interessiert ist, kann er in der Lehre nur kurze Zeit auf dem Gebiet arbeiten. Nach der Lehre wechselt er den Betrieb nicht, weil zu dieser Zeit die Branche in einer Wirtschaftskrise steckt. Statt an einen Wunscharbeitsplatz in einem Labor, wo er sich weiterqualifizieren könnte, wird er in die Kleinserienmontage an einen Arbeitsplatz gestellt. Der Chef dort behandelt ihn nachwievor wie einen Lehrling. Die Anerkennung als qualifizierter Berufsmann bleibt ihm versagt. Wegen den Kommunikationsschwierigkeiten mit dem Chef erhält er auch keine Weiterbildungsangebote. Obwohl Müller als Monteur von elektronischen Bauteilen ziemlich genau auf dem Bereich berufstätig ist, für den er als FEAM ausgebildet ist, kommt er in eine berufliche Sackgasse. Der notwendige weitere Substanzaufbau nach der Lehre fehlt weitgehend.

Im Gegensatz dazu gelingt es Schneider, in der Uebergangsphase Substanz aufzubauen, obwohl er sich selbst in bezug auf die Wahl einer ersten Stelle eher passiv verhält:

> Nach dem Lehrabschluss überlegt er sich, eine Zweitlehre zu machen. In der Elektronik und der Elektrotechnik sieht er keine Zukunft, weil er die Weiterausbildung zum Ingenieur nicht in seinen Möglichkeiten liegend betrachtet. Aber Schneider findet ausserhalb des Lehrbetriebs keine Stelle, weder als FEAM noch im Metallbereich. Als einer der letzten seines Jahrgang wird er zeitweilig noch in der Lehrwerkstatt mit mechanischen Arbeiten beschäftigt. Weil ein anderer Lehrabgänger eine Laborantenstelle nicht antritt, wird ihm diese Stelle angeboten. Einerseits kann er dort als qualifizierter Handwerker seine fachlichen Fertigkeiten anwenden, andererseits kommt er arbeitsimmanent in der Entwicklungsabteilung auf einem Spezialgebiet technisch weiter voran. In

den letzten Jahren hat er gelernt, mit dem Computer umzugehen, und auch die neueste elektronische Fertigungstechnik, die sogenannte Multilay-Technologie, ist ihm vertraut.

c) Das diskontinuierliche Verlaufsmuster

Neben der individualspezifischen Wahrnehmung der Uebergangsphase, die den objektiven Erfordernissen nach einem weiteren Substanzaufbau oft zuwiderläuft, ist vor allem für die älteren Berufsarbeiter ein biographisches Verlaufsmuster in dieser Phase typisch, das sich durch häufigen Stellenwechsel und eine diskontinuierliche Entwicklung auszeichnet. In den Grossbetrieben wird zwar, vor allem in Zeiten der Hochkonjunktur, der Bedarf an Facharbeitern und Ingenieuren über das Angebot von betrieblichen Laufbahnen intern gedeckt. In Krisenzeiten, wie sie zum Beispiel Müller beim Lehrabgang angetroffen hat, werden jedoch zeitweilig nicht alle Lehrlinge in den Betrieb übernommen. Der harte Selektionsmodus wird dabei überdeckt durch ein an sich 'normales' Verlaufsmuster, das historisch entstanden ist und bis heute, zumindest im Bewusstsein vieler Berufsarbeiter, überlebt: Der Lehrling soll in der Regel nach der Lehre den Betrieb wechseln.

Dieses Verlaufsmuster hat historisch gesehen die folgende Funktion: Die Meisterlehre bestand ursprünglich aus einem stark personalen Verhältnis zwischen dem Lehrmeister und dem Lehrling. Die gewerbliche Meisterlehre von heute entspricht weitgehend diesem 'Urmodell' der Meisterlehre. Der Wechsel des Betriebs nach der Lehre hatte die Funktion, den Lehrling aus einem Abhängigkeitsverhältnis zum Lehrmeister zu befreien. Der Meister soll den Gesellen als vollwertigen Berufsmannn betrachten und nicht als Lehrling, der noch Fehler macht. Gleich wie die beruflichen Initiationsriten und der Zunftzwang diente der Stellenwechsel dazu, die Statuspassage vom Lehrling zum Gesellen kollektiv zu bewältigen. Schliesslich diente der Betriebswechsel auch dazu, das berufliche Können zu erweitern. Die historische Kennzeichnung der beruflichen Uebergangsphase als "Lehr- und Wanderjahre" hat hier ihre Bedeutung. Der Meister seines Fachs stützte sein berufliches Können auf die Lehr- und die nachfolgenden Wanderjahre ab.

Das historische Verlaufsmuster der "Lehr- und Wanderjahre" ist auf die heutige Situation funktionell übertragbar. Die Anforderungen der "Lehr- und Wanderjahre" sind, funktionell betrachtet, heute ähnlich: Die Berufslehre und der anschliessende Substanzaufbau sind die fachliche Voraussetzung für das Gelingen des Berufslebens. Das Bewusstsein der älteren Generation von Berufsarbeitern ist noch stark vom Gedanken der "Wanderjahre" geprägt. Die jüngere Generation von Berufsarbeitern zeichnet sich durch ein widersprüchliches Bewusstsein aus. Biographisch erworbene Sozialisationsmuster konkurrieren mit modernen Einstellungen im Sinne einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Einerseits weiss sie, dass sie im Beruf nur durch ständiges Weiterlernen und durch Kursbesuche überlebt, andererseits übernimmt sie in vielen Fällen biographische Verlaufsmuster der Elterngeneration. Häufiger Stellenwechsel, oft verbunden mit einer erheblichen regionalen Mobilität, zum Beispiel in der Form von Auslandaufenthalten, und eine allgemein unbeschwerte Einstellung zum Leben, kennzeichnen heute wie früher oft diese Lebensepoche.

Wie das Beispiel von Steiner zeigt, wird das früher normale diskontinuierliche Verlaufsmuster nicht mehr uneingeschränkt belohnt. Statt nach dem Arbeitsbuch mit den Stellennachweisen wird heute mehr und mehr nach Weiterausbildungen und Zusatzabschlüssen gefragt:

> Nach der Lehre begeht Steiner aus heutiger Sicht seinen "zweiten Fehler". Er wechselt im Durchschnitt alle zwei Jahre die Stelle. Meistens wird er von einem Kollegen in einen anderen Betrieb geholt. Fast immer gibt ein Mehrverdienst am neuen Ort das Motiv zum Wechseln ab. Weil er aber in jedem Betrieb neu anfangen muss, erhält er nie Beförderungsangebote. Mit dreissig Jahren findet er dann doch noch eine Stelle als Vorarbeiter. Dennoch ist er heute überzeugt, dass das viele Wechseln ihm geschadet hat. Weil er sich nie mit dem Beruf identifizieren konnte, hat er auch keine inhaltlichen Ansprüche an das Berufsleben. Das einzige plausible Kriterium für die Wahl einer Stelle wird für ihn der Lohn. Der Mangel an biographischer Perspektive und die soziale Herkunft aus dem Arbeitermilieu führen dazu, dass

Steiner die erste Zeit seines Berufslebens nicht als Weiterbildung, sondern vorwiegend als lernfreie Zeit interpretiert.

d) Der Ansatzpunkt für das weitere Berufsleben

Neben der wechselseitigen Dynamik von individueller Weiterbildungsbereitschaft und erstem Stellenangebot mit je unterschiedlichen arbeitsimmanenten Qualifizierungsmöglichkeiten, die bestimmt, ob ein beruflicher Substanzaufbau gelingt, stellt sich im weiteren Verlauf der Uebergangsphase das Problem, im Hinblick auf das spätere Berufsleben einen thematischen Ansatzpunkt zu finden. Der Substanzaufbau muss eine sinnhafte Entwicklung einleiten, indem bestehende Perspektiven nun realisiert werden oder indem spätestens zu diesem Zeitpunkt eine derartige Perspektive entsteht. Gelingt der Aufbau eines eigenen beruflichen Themas und die Entwicklung einer Perspektive für das Berufsleben nicht oder erst zu einem späteren Zeitpunkt, so reduziert sich das Berufsleben auf ein Arbeitsleben und die berufliche Identität auf eine reine Erwerbsidentität.
Wie wir anhand der sechs Einzelfälle gesehen haben, ist für das konkrete Handlungsgeschehen die Selbst- und Sozialkompetenz entscheidend: Die Bilanzierung der Lehrzeit, das Vorliegen einer berufsbiographischen Perspektive oder eines Sachinteresses und die konkrete Verhandlung dieser Interessen mit den Vorgesetzten sind Elemente für das erfolgreiche Bewältigen der Uebergangsphase.

Die Schwierigkeiten, nach der Lehre einen Ansatzpunkt für das spätere Berufsleben zu finden, ist besonders beim Werkmeister Stocker zu sehen. Der "Absturz", das heisst der Zusammenbruch des biographischen Entwurfs "Pilot werden", führt ihn nach der Lehre, nachdem er bereits eine vollzeitliche Ingenieurausbildung begonnen hat, in eine tiefe Orientierungskrise. Sein Uebergang von der Lehre zur Aufnahme einer Berufstätigkeit, mit der er sich identifizieren kann, dauert ungefähr fünf Jahre. In dieser Zeit arbeitet er als Betriebsmechaniker, macht die Grenzwachtschule und

arbeitet eine zeitlang als Grenzwächter, bevor er mit seiner Frau nach Amerika zieht und sich dort als Fremdarbeiter eine Amerikareise verdient. Obwohl sich Stocker dauernd in seinem Berufsleben in irgendwelchen berufsbezogenen oder allgemeinen Ausbildungsprozessen befindet, hat er in den fünf Jahren, abgesehen von der Zweitausbildung zum Grenzwächter, im ursprünglichen Fachgebiet praktisch keine Substanz aufgebaut. Die Grenzwächtertätigkeit in der freien Natur stand bei ihm nie unter dem Aspekt der Erweiterung seiner Fachkompetenz, sondern erscheint in der Biographie eher als eine Verlängerung einer biographischen Episode, der Militärdienstzeit, die er ausnahmslos im Hochgebirge geleistet hat. Die Uebergangsphase bei Stocker ist demnach durch eine Suche nach beruflichen Alternativen geprägt. Erst in Amerika findet er in den Neuen Technologien der Metallverarbeitung sein berufliches Thema, das ihn in der Schweiz dazuführt, eine Werkmeisterausbildung zu beginnen.

Ein positiver Verlauf der Uebergangsphase findet sich bei allen FEAM, die nach der Lehre eine berufsbegleitende oder vollzeitliche Ingenieursausbildung beginnen. Bei ihnen sind der Substanzaufbau und der Ansatz für die berufliche Karriere gegeben. Allerdings verschieben sich die Uebergangsprobleme erstens auf die Zeit nach der Ingenieursausbildung, zudem wird die Phase des berufsbegleitenden Ingenieurstudiums (Abendtechnikum) als äusserst belastend beschrieben. Dabei wird weniger die Institution kritisiert als die Doppelbelastung durch Beruf und Ausbildung und die völlige Vereinnahmung des Freizeitbereichs, die soweit geht, dass die meisten sozialen Beziehungen zu Personen, die nicht im gleichen Ausbildungsgang stecken, abgebrochen werden.

Am Beispiel von Holzer wird ein Uebergang sichtbar, der trotz widrigen situativen Bedingungen und einer zunächst noch unklaren Berufsperspektive positiv verläuft:

Nach der Lehre arbeitete Holzer bis zum Militärdienst im Formenbau. Im Militär hat er einen schweren Unfall und kann seither nicht mehr auf dem gelernten Beruf arbeiten. Er

wechselt seinen Einsatzbereich und wird Einrichter in einem Grossbetrieb. Dort entdeckt er, dass er neben der Freude am Technischen auch gerne mit Leuten zusammenarbeitet. Bereits mit 22 Jahren wird Holzer Meisterstellvertreter im gleichen Betrieb.

Zusammengefasst erscheint die Uebergangsphase als eine Phase der zweiten Selektion: hier entscheidet sich, ob es gelingt, berufliche Substanz aufzubauen und einen Ansatzpunkt für das weitere Berufsleben zu finden. Aehnlich wie der Uebergang von der Schule in die Lehre kann die Uebergangsphase von der Lehre zum Beruf nicht allein als Wahlprozess beschrieben werden. Die erfolgreiche Bewältigung dieser Phase hängt von situativen und individuellen Determinanten ab sowie von der Fähigkeit, situative Schwierigkeiten zu erkennen, richtig einzuschätzen und aktiv zu bewältigen.

- Zu den situativen Bedingungen gehört die Verfügbarkeit und die Qualität der ersten Arbeitsstellen.
- Eher zu den individuellen Determinanten gehören das Fehlen von beruflichen Interessen oder klarer beruflicher Perspektiven, die zu starke Fixiertheit auf eine berufliche Option oder die durch die soziale Herkunft mitgeprägte Wahrnehmung der Uebergangsphase als eine lernfreie Lebenszeit.
- Schliesslich hängt die Bewältigung der Uebergangsphase ab von der auf berufssozialisatorischem Weg erworbenen Selbst- und Sozialkompetenz. Die Analyse von situativ auftauchenden Schwierigkeiten, aber auch die offensive Verhandlung der Interessen mit den zuständigen Vorgesetzten und das Aushandeln von Weiterbildungsmöglichkeiten mit anschliessenden beruflichen Optionen für interessantere Arbeitsstellen sind Beispiele für das erfolgreiche Bewältigen der Uebergangsphase auf der Grundlage einer entwickelten Selbst- und Sozialkompetenz.

5.3.2. Die Entwicklung eines beruflichen Themas und der Aufbau einer biographischen Linie

Die Uebergangsphase nach der Lehrzeit ist vergleichbar mit den ersten 100 Tagen einer neu gewählten Regierung. Der Berufsarbei-

ter muss sich in die Problematik einarbeiten, er muss seine Ausbildung vervollständigen und er muss nach dieser Zeit einen Katalog von Themen vorweisen, für die er sich in Zukunft engagieren will. Die Aufarbeitung der früher abgegebenen Versprechungen führen zu einer neuen Einschätzung der aktuellen beruflichen Situation mit teilweise veränderten Zukunftsperspektiven. Der Satz "gouvérner c'est prévoir" gilt besonders auch für die Gestaltung des Berufslebens. Der Berufsarbeiter, der selbstinitiativ sein zukünftiges Berufsleben gestaltet, der sich zum Beispiel berufsbegleitend weiterbildet und auf der Basis einer privaten Vorleistung mit dem Betrieb verhandelt, hat einen entscheidenden Vorteil gegenüber dem Berufsarbeiter, der die Zukunft einfach auf sich zukommen lässt und sich auf die zyklische Perpetuierung des Berufsalltags verlässt. Für die qualifizierten Arbeitskräfte kann man heute von einer neuen Weiterbildungsnorm sprechen, die wir als qualifikatorischen Anpassungsdruck bezeichnet haben. Der gelernte Berufsarbeiter unterzieht sich in der Regel dieser Norm, weil die berufliche Ausbildung trotz vierjähriger Lehrzeit oft unvollständig bleibt und eine eigenverantwortliche Berufsausübung ausschliesst. Der gelernte Berufsarbeiter unterscheidet sich vom Angelernten nicht nur durch den etwas besseren materiellen Status, sondern durch den Versuch, den Status des Lohnarbeiters, der Tag für Tag seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt, zu durchbrechen und sich im Beruf zusätzlich abzusichern. Mindestens subjektiv verleiht die erfolgreiche Verhandlung einer beruflichen Perspektive dem gelernten Berufsarbeiter ein Gefühl von Sicherheit und Identifikation.

Das Ende der Uebergangsphase zeichnet sich dadurch aus, dass der Berufsarbeiter nun einen Ansatzpunkt für das Berufsleben gefunden hat. Einen solchen Ansatzpunkt bezeichnen wir als ein berufliches Thema. Mit der Festlegung eines Themas bindet sich der Berufsarbeiter in eine bestimmte Richtung: aus der Vielfalt an Berufsmöglichkeiten wählt er die ihm passende aus.
In der Berufsbiographie müssen wir unterscheiden, ob ein Thema Darstellungs- oder Inhaltswert hat. Die Sinnrekonstruktion des Berufslebens aus der erinnernden Perspektive lässt sich weder auf die Zeitlichkeit einer Phase, noch auf die Berufsbezogenheit eines Themas festlegen. Je nach dem beruflichen Sozialisations-

ergebnis und dem erreichten oder voraussichtlich noch erreichbaren Status fällt die Rekonstruktion anders aus. In diesem Sinne lässt sich in jeder Erzählung ein Thema identifizieren, das sich unabhängig von den Phasen des Berufslebens, wie ein 'roter Faden' durch die berufliche Lebensgeschichte zieht und dadurch der ganzen Entwicklung subjektiv Sinn und dem referierenden Berufsarbeiter Identität verleiht. Ein durch die Darstellung des Berufslebens bedingtes Thema stellt zugleich das Motiv für die Erzählung dar, eine Botschaft, die im Verlaufe der Erzählung immer deutlicher zum Vorschein kommt.

> Zum Beispiel stellt Steiner sein Berufsleben als fortlaufende Verfehlung seiner wahren Berufseignung dar. Sein Thema und Motiv für die Erzählung ist die Unmöglichkeit, sich mit dem gewählten Beruf und dem damit verbundenen Berufsfeld zu identifizieren. - Ebenso kann das Berufsleben von Strahm auf der Ebene der Darstellung interpretiert werden als eine Verlierergeschichte, und sein Thema ist das dauernde sich Auflehnen gegen ungerechte Arbeitsbedingungen und der Kampf um die Anerkennung als qualifizierter Mechaniker, der jetzt allmählich in eine berufliche Resignation und in ein Erdauern der Pensionsberechtigung umschlägt.

Der Aufbau eines beruflichen Themas jedoch stellt weniger allgemein auf das Darstellungsmotiv ab und ist stärker auf die Phase nach dem Uebergang in das Berufsleben bezogen. Der Aufbau eines beruflichen Themas wird zu einer Anforderung, die individuell bewältigt werden muss, damit der Berufsarbeiter seine Position absichern kann und nicht in eine berufliche Sackgasse kommt oder wegen technologisch bedingten Dequalifizierungsprozessen den Weg zurück zum Lohnarbeiterstatus antreten muss.
Ein berufliches Thema lässt sich untergliedern in ein Interesse, das eher auf die Veränderung der <u>eigenen Person</u> durch die Uebernahme von Führungs- oder Ausbildungsverantwortung abzielt, und ein Interesse, das eher auf die <u>Sache</u>, also auf das technologische Produkt, auf die Produktionsmittel oder auf die Fertigungsverfahren konzentriert ist. Ein persönlich motiviertes Thema kommt zum Beispiel in der Berufsbiographie als sukzessive Realisierung einer anvisierten Karriere zum Ausdruck. Wie bei Holzer

zu sehen ist, kann ein persönlich motiviertes Thema oft auf biographische Wendepunkte zurückgeführt werden, an denen aus Sachthemen plötzlich persönliche Themen werden. Ein solcher Wendepunkt liegt bei Holzer in der Uebergangsphase:

> Nach einem Unfall wechselt Holzer als Einrichter in einen Grossbetrieb. Dort entdeckt er, dass er nicht nur Freude am Technischen, sondern auch an der Zusammenarbeit mit anderen in einer Gruppe hat. Seit diesem Zeitpunkt strebt er aktiv einen Meisterposten an und besucht, als eine private Vorleistung, eine Werkmeisterschule. Das berufliche Thema von Holzer kommt in seiner Forderung an den Betrieb zum Ausdruck: "Die Bedingung war: technologisch und mit Leuten zusammenarbeiten". Die Gestaltung und Organisation von technischen Arbeitsabläufen und die Entwicklung von Produkten einerseits, die Uebernahme von Führungsverantwortung andererseits sind für ihn keine Alternativen. Holzer will auf "zwei Beinen" stehen, um im Betrieb vorwärts zu kommen. Interessanterweise verbessert er in den nachfolgenden dreizehn Jahren seines Berufslebens seinen beruflichen Status nur unwesentlich. Schon mit 22 Jahren wird er der jüngste Meisterstellvertreter des Betriebs. Erst nach sieben Jahren wird er Meister und nach weiteren sieben Jahren rückt er zum stellvertretenden Abteilungsleiter auf. Wichtiger scheint jedoch der technologische Qualifizierungsprozess. Vom Meisterstellvertreter in einer mechanischen Abteilung wechselt er mit 27 Jahren in die Elektronik und wird Meister einer Testabteilung, was eine intensive und durch den Betrieb finanzierte Umschulung voraussetzt. Das berufliche Thema von Holzer besteht demnach im völligen Ernstnehmen beider Aufgaben, der Führungsaufgabe und der Aufgabe der technischen Nachqualifizierung. Dass man fachlich auf der Höhe bleibt, ist bei ihm nicht nur eine unhinterfragbare Selbstzuschreibung, sondern etwas, was er unter Tatbeweis stellt. Aus der fachlichen Kompetenz bezieht er denn auch seine Autorität als Chef und Lehrlingsausbildner. Führen heisst für ihn nicht einfach Arbeit zuweisen, planen und kontrollieren; er will gleichzeitig die Lehrlinge zu Elektronikern ausbilden, will sie denken lehren, indem er ihnen

echte Problemstellungen zuweist.

Während bei Holzer der Aufbau eines beruflichen Themas über die Entdeckung seiner Freude am Umgang mit Menschen gelingt, liegt das Interesse zu Beginn bei Stocker eher im fachlichen Bereich:

> In Amerika ist Stocker fasziniert von den Möglichkeiten der Neuen Technologien im Maschinenbau. Er arbeitet dort mit Schützensteuerungen, "riesige Anlagen, wo alles automatisch gelaufen ist", die zu dieser Zeit in der Schweiz noch weitgehend unbekannt waren. Aus familiären Gründen kehrt er in die Schweiz zurück, beginnt noch als Betriebsmechaniker mit dem festen Vorsatz zu arbeiten, Werkmeister zu werden. Stocker besucht gleich wie Holzer auf privater Basis eine Werkmeisterschule und findet dann in den Zeiten der Hochkonjuntur zu Beginn der siebziger Jahre mühelos eine Stelle als Meister. Doch erst nach sechs Jahren findet er die Stelle, die wirklich mit den Neuen Technologien zu tun hat. In der Textilmaschinenindustrie leitet er eine Gruppe für Fabrikationsstudien und Maschinenabnahmen. Stocker interessiert sich vor allem für die technologischen Möglichkeiten des Einsatzes der Neuen Technologien. Der Arbeitsmarkt in der Schweiz ist in dieser Zeit praktisch ausgetrocknet, deshalb setzt jeder Betrieb auf Rationalisierungskonzepte. Fast entschuldigend fügt er aus heutiger Sicht hinzu, dass der amerikanische Traum der Durchrationalisierung und Automatisierung der Produktion heute dazu beiträgt, "dass die Leute auf der Strasse stehen".

Das berufliche Thema von Holzer ist von Anfang an "hybrid" angelegt, während sich Stocker zuerst doch sehr deutlich für die technologischen Veränderungen in der Produktion interessiert. Führungsverantwortung ist bei ihm eher eine angenehme Nebensache, die den beruflichen Status erhöht.
Spätestens nach der Uebergangszeit muss der Berufsarbeiter sich für eine Führungsverantwortung, für eine Weiterausbildung zum Ingenieur oder für eine fachliche Spezialisierung entscheiden, wobei das Bewusstsein vorherrscht, dass die Entscheidungen im weiteren Berufsleben zunehmend irreversibel sind. Die technisch-

fachliche Spezialisierung erfolgt in der Regel in einem Einsatzbereich, den man in der Lehrzeit kennen- und schätzengelernt hat.

Hat der Berufsarbeiter sein berufliches Thema einmal gefunden und geht er nun daran, seine berufliche Perspektive schrittweise zu realisieren, so lässt sich der nächste Abschnitt im Berufsleben als Bewährungsphase kennzeichnen. Der Berufsarbeiter muss zeigen, dass er die in ihn gesteckten Erwartungen erfüllt und mit den neuen Anforderungen, zum Beispiel in bezug auf Führung oder Kenntnis der Fertigungstechnik zurecht kommt. Die Bewährungsphase beinhaltet ein Stück Anpassung an die Realitäten des Betriebs. Als zukünftige Meister müssen Holzer und Stocker mit der Hierarchie im Betrieb, der Organisation der Fertigungsabläufe und der Spezifität der gefertigten oder entwickelten Produkte zu Rande kommen. Gleichzeitig beinhaltet die Bewährungsphase die Durchsetzung von eigenen Vorstellungen der Problembewältigung in der neuen Berufssituation. Oft wird sogar vom Betrieb aus die Beförderung im Beruf mit einem Auftrag zur Reorganisation oder Restrukturierung verbunden. Die Bewährung lässt sich, auf einen einfachen Nenner gebracht als Doppelanforderung umschreiben: Erstens muss sich der Berufsarbeiter in der vorgefundenen Realität im Betrieb orientieren lernen. Holzer darf sich weder ganz auf die Seite der Arbeiter noch ganz auf die Seite des höheren Managements schlagen, sondern muss mit seiner Stellung 'zwischen Hammer und Amboss' leben lernen. Als Werkmeister wird von ihm erwartet, dass er den mit dieser Position verbundenen Rollenkonflikt aushalten und bewältigen kann. Zweitens wird von einem Stelleninhaber in dieser Berufsphase erwartet, dass er einen Beitrag zur Veränderung der betrieblichen Realität leistet und im Führungsbereich seine Mitarbeiter für eine betriebliche Innovation motivieren kann. Eine Bewährungsphase in diesem Sinne ist deutlich im Berufsleben von Holzer wahrnehmbar:

> Holzer wird als Meisterstellvertreter in der Mechanik angefragt, ob er den Schlusstest einer mechanischen Abteilung übernehmen wolle. Das Schrumpfen des Anteils an mechanischer Fertigung und die Zunahme des Einsatzes vollelektronischer Komponenten führen dazu, dass sich Holzer innert kürzester Zeit in ein neues Fachgebiet einarbeiten und gleichzeitig

die Abteilung führen muss.

Gleich am Anfang "schaltet er in der Abteilung auf FEAM-Lehrlinge im dritten Lehrjahr um". Von diesen lernt er die Elektronik. Gleichzeitig besucht er berufsbegleitend verschiedene Elektronikkurse, die vom Betrieb finanziell unterstützt werden.

Das eigentliche Meisterstück vollbringt Holzer jedoch bei der Neuentwicklung eines vollelektronischen Prüfstandes: "Wir hatten früher zum Prüfen der Bahnapparate riesige Prüfstände, es waren zwei Camions voll. Und nachher bauten wir da um. Da anerbot ich mich, innert drei Monate sämtliche Prüfstände neu zu konstruieren, auf vollelektronischer Basis, und das mit einem minimalen Energieaufwand. Also wir haben heute noch zwei bis drei Prozent des Energieaufwandes, den wir früher betrieben. ... Wir mussten die Abteilung umdisponieren, da sagte ich: von diesem Platzvolumen profitieren wir. Wir schrumpfen das ganze Zeugs in eine Kiste zusammen. Das ist eine Kiste mit über hundert Printplatten darin, die vollständig mit Lehrlingen gebaut wurde. Zwar engagierte ich Schlosser, Mechaniker und FEAM und einen Berufsmann, einen FEAM. Mit denen stellten wir also das ganze Zeug innert drei Monaten auf die Beine und das lief am ersten Tag. ... Ich sagte nur: wir machen es. Ich hatte schon Ideen, aber ich konnte nicht sagen: hier sind die Pläne, jetzt müssen wir arbeiten. Sondern wir fingen von vorne an mit Entwickeln. Und das ganze Zeug wurde PC-steuerbar gemacht, schon damals" (81).

Im Vergleich dazu ist die Bewährungsphase für Stocker weniger auf ein 'Meisterstück' hin ausgelegt. Seine Bewährungsphase ist mit einer Tätigkeit als Spezialist für Fabrikationsstudien verknüpft, einer Stelle, die er über sieben Jahre innehatte.

Stocker arbeitete in dieser Zeit in einer Gruppe, die Sondermaschinen für die Textilmaschinenindustrie eingeführt hat: "Wir sind bei der Beschaffung der Maschinen dabei gewesen, bei der Abnahme, bei der Einführung, praktisch so eine Art Göttifunktion von diesen Objekten. ... Man ist immer auf dem neuesten Stand der Technik gewesen. ... Da

verging kein halbes Jahr, ohne dass man irgendwie intern geschult wurde. ... Wir haben dort mit Steuerungen angefangen. Die Weiterentwicklung zu den CNC-Steuerungen haben wir alles von Grund auf mitgemacht. Wir haben auch Rationalisierungen durchgeführt, in der Kleinmechanik durch Automatisieren von Maschinen, durch Verhängen und Verketten von Anlagen, wodurch das halbe Personal eingespart wurde" (1).

Die Bewährungsphase ist für Stocker gleichzeitig die Realisierung seines 'amerikanischen Traums'. Hier kommt er mit den Neuen Technologien in Kontakt und legt sich einen Grundstock an technischer Fachkompetenz an. Seit diesem Zeitpunkt wird er nicht nur als Meister, sondern auch als Fachspezialist für Fabrikationsstudien anerkannt. Von den dort erworbenen Zusatzqualifikationen profitiert er an allen späteren Stellen bis heute. Auch bei ihm fällt auf, dass sein beruflicher Erfolg auf zwei Säulen ruht. Die Werkmeisterausbildung und die Zusatzqualifikation als Spezialist für Fabrikationsstudien sichern seine berufliche Entwicklung ab.

Die geschickte Kombination von verschiedenen Interessenrichtungen verleiht einem Berufsarbeiter eine Vorrangstellung auf dem Arbeitsmarkt und im Betrieb eine Angebotsmacht. HERMANNS (1984) hat den Prozess von Themenfindung, Zusatzausbildung und Bewährung als "Schaffen einer Plattform" (1984,172) beschrieben. Holzer baut durch eine zweimalige Umschulung, verbunden mit einer berufsbegleitenden Werkmeisterausbildung und zahlreichen Kursen, die vom Betrieb unterstützt werden, Fach- und Führungskompetenz auf, die ihn für den Betrieb 'unverzichtbar' macht und ihn für heikle und schwierige Aufgaben, wie die Restrukturation einer Testabteilung, prädestiniert.
Stocker schafft nach seinem beruflichen Absturz und einer dadurch bedingten längeren Such- und Orientierungsphase eine Plattform durch den Amerikaaufenthalt, durch eine privat finanzierte Weiterausbildung zum Werkmeister und durch das Suchen einer Meisterstelle, an der er sich sowohl bewähren wie entscheidend fachlich weiterqualifizieren kann. In beiden Fällen sind den arbeitsimmanenten Qualifizierungsmöglichkeiten und dem betrieblichen Weiterbildungsangebot auch private Weiterbildungsan-

strengungen vorausgegangen, die signifikant für den Aufbau des späteren Berufslebens werden (1).

Das "Sich - eine Plattform - schaffen" ist auch bei Schneider zu beobachten, der nach einer relativ schwierigen Uebergangszeit doch noch eine Stelle als Laborant erhält:

> Schneider kümmert sich nach der Lehre nicht um Weiterbildung. Die Stelle als Laborant in einer Entwicklungsabteilung garantiert ihm genügend arbeitsimmanente Qualifizierungsmöglichkeiten. Zudem macht er die handwerklichen, mechanischen Arbeiten ausgesprochen gern. Die Lehre als FEAM und die Laborantenstelle sind ihm ohne grosse Anstrengungen in den Schoss gefallen. Jetzt sucht er langfristig nach einer beruflichen Alternative: zusammen mit der Freundin will er einmal nach Kanada auswandern und dort einen Bauernhof übernehmen. Neben diesen weitreichenden Plänen arbeitet er jedoch auch im Betrieb auf ein mittelfristiges konkretes Ziel hin. Obwohl ihm die Laborantenstelle jetzt noch gefällt, weiss er, dass er dort nicht bleiben wird. Deshalb hat er vor zwei Jahren mit Wissen des

---

1) An dieser Stelle kann nur wiederholt auch auf die sozialen Kosten dieser Vorleistungen in der Freizeit hingewiesen werden. Sowohl Holzer wie Stocker gelten innerhalb des Betriebs als Weiterbildungs-"wunder", die dauernd mit irgendeiner Weiterausbildung befasst sind. Die sozialen Kosten werden offenbar aber erst dann thematisiert, wenn im persönlichen Bereich, den wir nur am Rand erfasst haben, die Schwierigkeiten in das Berufsleben hineinspielen. Eine derartige Konfliktkonstellation können wir nur für das berufsbegleitende Ingenieurstudium von gelernten FEAM belegen, das die Freizeit derart belastet, dass der Aufbau normaler sozialer Beziehungen quasi verunmöglicht wird. Das führt zum Beispiel einen befragten Ingenieur im Rückblick auf seinen beruflichen Werdegang zur Feststellung, dass "keiner das Abendtech (berufsbegleitende Ingenieursschule) unbeschadet überstehe" (BALMER et al. 1986, 129).

Betriebs berufsbegleitend eine kaufmännische Ausbildung an einer Handelsschule begonnen. Damit kann er seine berufliche Zukunft absichern. Wenn irgendeinmal ein Wechsel kommen würde, will er in den Verkauf oder in den Einkauf wechseln und dort von seiner technischen Fachkompetenz profitieren.

In den sechs Jahren seiner Laborantentätigkeit hat er im technischen Bereich sein Wissen als FEAM erheblich erweitert: er kennt sich in seinem Spezialgebiet, der Funktechnologie, aus, und mit dem Umgang mit mikroelektronischen Komponenten und mit Computern ist er vertraut. Schliesslich kann er seine Fachkompetenz mit kaufmännischen Kenntnissen erweitern. Damit hat er sich eine Plattform im Betrieb geschaffen, die sich auch unmittelbar auszahlt.

"Gegen Schluss (der Ausbildung - Anm.d.V.) ist dann der Chef gekommen und hat gefragt, was er machen wolle, ob er von hier fort wolle" (121). Jetzt kann er auf Jahresende zu 40% seiner Stelle die administrative Auftragsüberwachung übernehmen, "damit die nicht etwas für Fr 1500 offerieren, was nachher den Betrieb Fr 3000 kostet" (109).

Im Unterschied zu Stocker und Holzer liegt bei Schneider das Motiv für seine privaten Weiterbildungsanstrengungen nicht allein in der Durchsetzung der beruflichen Perspektive. Bei ihm spielt bereits das Moment der Absicherung des beruflichen Status eine Rolle. Schneider fürchtet einen Einbruch in der Zukunft, eine Befürchtung, die, wie wir im nächsten Abschnitt zu zeigen versuchen, in vielen Fällen zu Recht besteht und die von Schneider antizipatorisch bewältigt wird.

Nachdem der Berufsarbeiter sein Thema gefunden hat und sich im Beruf bewährt hat, führt die andauernde Bindung an ein Fachgebiet oder eine berufliche Funktion zur Ausprägung einer biographischen Linie, die sich personseitige durch Stabilität, Kontinuität und Entfaltung einer spezifischen beruflichen Identität ausdrückt.
In späteren Phasen des Berufslebens wird, vor allem bei den beruflichen Aufsteigern, die ständig veraltende Fachkompetenz

durch Führungskompetenz kompensiert. Im Gegensatz zur technologischen Fachkompetenz, die für den Betrieb viel spezifischer einsetzbar und damit unersetzbarer ist, besteht Führungskompetenz jedoch mehr aus einem Erfahrungswissen. Für Holzer zum Beispiel ist Führung eine Eigenschaft der Persönlichkeit und wird mit der Berufserfahrung angehäuft:

> "Aber meine persönliche Meinung über Psychologie, man kann sie ins Gewissen rufen, aber man kann sie nicht lernen. Man kann einen Haufen sich einfach bewusst werden, das überdenken usw. Aber wenn einer ein Brüelicheib ist /herumschreit/, dann hilft ein Kürsli auch nicht weiter. Irgendwann kommt das eigene Ich wieder zum Vorschein " (91).

Für Holzer ist also Führung eine Begabung, die sich entfaltet, die mehr oder weniger einer Person zugeschrieben werden kann. Training und Kurse können die Persönlichkeitsstruktur hinterfragen, aber grundsätzlich ändern oder ausbilden kann man Führungswissen seiner Ansicht nach nicht. Gleichzeitig ist ihm jedoch bewusst, dass in den Betrieben die Aus- und Weiterbildung der Kader eher zunimmt und auch in diesem Bereich mit der Zeit die Bildungsabschlüsse mehr zählen werden als die Berufserfahrung. Im Gegensatz zu den technischen Spezialqualifikationen ist das Führungswissen sehr allgemein und kann schon relativ früh von jüngeren Kollegen durch einen Kursbesuch erworben werden. In bezug auf die Gefahr der Substitution der Arbeitskräfte stellt diese zunehmende Verschulung eines früheren Erfahrungswissens eine Bedrohung für die älteren Werkmeister dar. Ein Werkmeister, der sich nur noch auf seine Führungs- und Fertigungserfahrung stützen kann, ist relativ leicht durch einen jüngeren Kollegen mit einem entsprechenden Bildungsabschluss zu ersetzen. Hier liegt wahrscheinlich der Punkt, der erklärt, warum viele ältere Werkmeister sich mit dem Betrieb "über"-identifizieren in der Hoffnung, dass der Einsatz vom Betrieb später belohnt würde.

Holzer und Stocker haben beide eine biographische Linie entwickelt und fühlen sich heute als hundertprozentige Werkmeister, die im Betrieb anerkannt werden. Dennoch haben sie Angst vor der beruflichen Zukunft als einer Zeit, in der sie nur noch

von der Führung leben und darauf angewiesen sind, dass der Betrieb ihnen diesen Bereich belässt und sie nicht mehr in einen anderen Einsatzbereich versetzt.

5.3.3. Die Bedrohung des Berufslebens

Das Finden eines beruflichen Themas, die Bewährungsphase und der Aufbau einer biographischen Linie sind keine allgemeingültigen Berufsverlaufsmuster. Wie wir im folgenden Abschnitt zu zeigen versuchen, muss Berufsleben oft als Abbauprozess im Sinne der Beschneidung oder Beschädigung der Subjektivität verstanden werden. Die Entwicklung im Berufsleben kann auch nicht als linearer Prozess interpretiert werden. Rückschläge und Orientierungskrisen sind in jeder Phase und bei jedem Statusübergang möglich und haben eine weitere Spezialisierung und Hierarchisierung im Betrieb zur Folge, die die früher in der Schule und der Ausbildung erfolgte Selektion weiter verfeinern. Die Irreversibilität von biographischen Wahlentscheidungen ist bedeutend, die Durchlässigkeit zwischen den Ausbildungsstufen im Betrieb gering. Um einen einmal verpassten Wahlentscheid später im Berufsleben zu korrigieren, um zum Beispiel eine Ausbildung zum Ingenieur nachzuholen, bedarf es enormer individueller Weiterbildungsanstrengungen, die nur von einem Bruchteil der Weiterbildungswilligen psychisch und emotional überhaupt verkraftet werden. Wie im Falle des Nachholens der Berufslehre bei Strahm ersichtlich, besteht nachher keine Gewähr dafür, dass der zusätzliche Bildungsabschluss kurzfristig auch tatsächlich zu einer Statusverbesserung führt.
Die Bedrohung des Berufslebens in der Form von Dequalifizierungsprozessen oder Statusminderungen nimmt zwar im Verlaufe des Berufslebens ab, bleibt aber für den Einzelnen als Arbeitsplatzrisiko auch im späteren Berufsleben erhalten. Im Berufsleben lassen sich aus unseren Einzelfallanalysen nach der Uebergangsphase zwei Zeitpunkte benennen, die besonders anfällig für situative Berufskrisen sind:
- Erstens der Zeitraum zwischen 25 und 30 Lebensjahren. Zum Beispiel haben wir empirisch in einem Grossbetrieb festgestellt, dass ein FEAM seinen Beruf entweder unmittelbar nach der Lehre

wechselt oder dann in der Zeit zwischen 25 und 30 Jahren. Die 30 Jahre scheinen eine Limite darzustellen, darüber hinaus gelingt es dem FEAM nicht mehr, das Berufsfeld in der Produktion zu verlassen. Mit 30 Lebensjahren hat der FEAM die letzte Chance, seine berufliche Position durch Weiterausbildung zu verbesseren, später gelingt das offensichtlich nur noch wenigen. Wer die letzte Chance verpasst, wechselt in vielen Fällen den Beruf. Nur eine Minderheit von FEAM bleiben über das Alter von 35 Jahren im Berufsfeld berufstätig.

- Zweitens haben wir eine Häufung von Berufskrisen in der Zeit von ca. 43 - 50 Lebensjahren festgestellt. In dieser Zeit wird es für die Berufsleute, die sich im Betrieb nicht bewähren konnten, schwieriger, weil sie über keinen beruflichen Status als Vorgesetzte oder Spezialisten verfügen, der innerbetrieblich anerkannt wird. Sie müssen nun erkennen, dass der "Zug für sie abgefahren" ist (Strahm) und dass sie vom Betrieb aus oft nicht mehr an betriebliche Weiterbildungskurse delegiert werden.

Das schliesst nicht aus, dass ein Berufsarbeiter, der über lange Jahre eine biographische Linie aufgebaut hat, diese Linie auch absichern kann. Aus situativen Gründen, insbesondere wegen Umstrukturierungen und Rationalisierungen, muss ein Berufsarbeiter so flexibel bleiben, dass er seinen Einsatzbereich auch im fortgeschrittenen Lebensalter noch wechseln kann.

In unserer Stichprobe haben wir es gerade mit vier ehemaligen Werkmeistern zu tun gehabt, die heute in einem anderen Einsatzbereich tätig sind.

- Ein FEAM, der Werkmeister wurde in einer Montagelinie, wurde wegen dem technologischen Wandel in der Produktion durch einen Ingenieur ersetzt. Der fast schlagartige Uebergang zu elektronischen Produkten und die Zunahme von Computern in der Montage führten dazu, dass der Werkmeister vom Betrieb nicht nachqualifiziert, sondern substituiert wurde.
- Ein anderer Werkmeister arbeitete nach verschiedenen Werkmeisterstellen in der Arbeitsvorbereitung als Zeitnehmer. Heute wird dort jedoch ein Teil der Programmierung für die

mechanische computergestützte Fertigung gemacht. Mit 45 Jahren musste der Betreffende sich in Informatik und numerische Steuerungen einarbeiten und arbeitet heute als CNC-Programmierer.

- Ein dritter Werkmeister war lange Jahre Abteilungschef einer Produktionslinie. Als Verantwortlicher sah er das Ende der elektromechanischen Geräte kommen, intervenierte deswegen bei der Betriebsleitung, ohne überhaupt je an eine mögliche Gefährdung der eigenen beruflichen Position zu denken. Innert einem halben Jahr wurden dann die Produktion eingestellt und die Leute auf den gesamten Betrieb verteilt. Er fand als letzter Unterschlupf in der CNC-Programmierung. Dort fand er sich mit den einfachen Programmierarbeiten recht schnell zurecht, litt aber unter der sozialen Isolation und dem mangelnden Kontakt zu den Leuten in der Werkstatt.
- Schliesslich fanden wir auch Werkmeister, die sich aus gesundheitlichen Gründen in eine ausführende Stellung zurückversetzen liessen. So arbeitet zum Beispiel K., ein 53jähriger Werkmeister von "altem Schrot und Korn" heute in der Versuchswerkstatt, nachdem er einen Herzinfarkt erlitten hat. Viele Werkmeister können mit zunehmendem Lebensalter den spezifischen Rollenkonflikt, das heisst die Spannung zwischen der Solidarität mit den Leuten in der Werkstatt und dem zunehmenden 'Druck von oben', nicht mehr bewältigen und fühlen sich gestresst.

Zugegebenermassen verbirgt sich hinter diesen Einzelfällen auch ein Strukturproblem beim Uebergang von der mechanischen Fertigung zur flexiblen, computergestützten Produktion: Die mechanische Produktion schrumpft quantitativ zusammen, zudem ändert sich die Fertigungsstruktur. Die erste Wirtschaftsrezession in den 70er Jahren wurde vorwiegend durch interne Rationalisierung und durch das Zurückschicken von ausländischen Arbeitskräften bewältigt. Von diesen Umstrukturierungen waren auch die Werkmeister betroffen. Interessanterweise haben wir in den untersuchten Betrieben an den Arbeitsplätzen, die wegen den Neuen Technologien in den letzten Jahren erst geschaffen wurden, wie zum Beispiel die Arbeitsplätze für die CNC-Programmierung, nicht junge Fachar-

beiter, sondern öfters ehemalige Werkmeister angetroffen. Betrachten wir unsere biographischen Portraits (vgl. Kap. 4), so fällt auf, dass sich die Bedrohung des Berufslebens bei den beiden Werkmeistern Holzer und Stocker vor allem auf die Zukunftsperspektive bezieht. Der Bruch der biographischen Linie aus situativen Gründen kommt jedoch auch vor, zum Beispiel bei Steiner:

> Mit 30 Jahren bekommt Steiner mit seiner fünften Stelle erstmals eine Stelle als Vorarbeiter in einer Firma, die Fotokopiergeräte herstellt. Dadurch kann er sich von den klassischen, mechanischen Arbeiten und den Zerspanungstechniken beruflich etwas lösen. In seiner Abteilung sind nur zwei gelernte Berufsleute, der Rest sind angelernte Ausländer. Als Sohn einer Italienerin arbeitet Steiner gerne mit den Ausländern zusammen. Das Leistungsdenken der Schweizer findet er "grauenhaft" (49). Die administrativen Arbeiten, der "Papierkrieg" (89) heute haben ihm jedoch weniger gefallen. In den 70er Jahren haben sie dort noch Halbautomaten angeschafft. Doch dann kamen plötzlich aus dem Ausland die Trockenkopierer für Normalpapier auf den Markt und der Betrieb musste seine Tore schliessen, weil er den Anschluss an die neue Technologie nicht mehr schaffte. Mit 39 Jahren steht Steiner buchstäblich auf der Strasse.

Die Erzählung von Steiner kann nicht so interpretiert werden, dass hier eine Karriere als Werkmeister allein aus situativen Gründen gescheitert ist. Steiner hat sich auch an den späteren Stellen in seinem Berufsleben immer gegen den administrativen "Kram" aufgelehnt. Dennoch ist es auf seiner Stufe als Arbeiter oder Vorarbeiter nicht möglich, sein Berufsleben langfristig abzusichern. Die zweite Rationalisierungswelle in den 80er Jahren hat ihn erneut um die Berufsarbeit gebracht, die er am liebsten ausgeführt hat: Das Anfertigen von Schlosserzeichnungen für die Arbeitsvorbereitung, teils als Zusatzarbeit in der Freizeit geleistet, wurde nach den Rationalisierungen gestrichen. Dequalifizierung stellt sich für ihn dar als Wegfall eines Tätigkeitsbereichs und Rückverweisung auf seinen Status als

gelernter Feinmechaniker, mit dem er sich aber ausgerechnet nie identifizieren konnte.

Der Entzug einer etablierten biographischen Linie erfolgt meistens aus betrieblichen, also situativen Gründen. In gehobenen Stellungen, wie bei Werkmeistern und ähnlichen Kaderpositionen, kann auf der individuellen Seite das Fehlen von Eigeninitiative, eine Fehleinschätzung der Sicherheit der eigenen beruflichen Stellung und das fehlende kommunikative Absichern der im Betrieb erarbeiteten Plattform den Abbruch der biographischen Linie mitbedingen. Allerdings sollte aus dieser Bedingungsanalyse keine individuelle Schuldzuweisung abgeleitet werden. Diese ist höchstens Ausdruck der Notwendigkeit, eine im Berufsleben trainierte Selbst- und Sozialkompetenz nicht nur führungsbezogen, sondern gewissermassen auch auf die eigene Person und Zukunftsperspektive anzuwenden.
Im Falle Steiners führt der frühe Entzug einer möglichen biographischen Linie mit einer möglichen thematischen Bindung an Führung und Zusammenarbeit mit Fremdarbeitern nicht nur zum Verlust einer betrieblichen Plattform, sondern zu einer Rückverweisung in einen Beruf, mit dem er sich nie beruflich identifizieren konnte. Weil der technologische Wandel in diesem Betrieb fast schlagartig zum Zusammenbruch führt, stellt sich bei ihm als Führungskraft in untergeordneter Stellung die Frage nach den individuellen Determinanten, die den Entzug mitbedingen, nicht in gleichem Masse. Kennzeichnend ist für ihn neben dieser punktuellen Berufskrise der Dauerzustand der Nicht-Identifikation, der dazuführt, dass eine thematische Bindung nur partikulär, beim Zeichnen, entsteht. Dies reicht jedoch nicht aus, um aus der Nebenbeschäftigung einen Beruf und eine berufliche Perspektive zu machen.

Umgekehrt ist bei Strahm die Identifizierung mit dem Mechanikerberuf gerade in einem unglaublichen Masse gegeben, doch die Schwierigkeiten liegen bei ihm auf einer anderen Ebene:

> Strahm sieht sich zeitlebens als Opfer ungerechter Verhältnisse. Das beginnt schon mit dem Schicksalsschlag, den er als 17jähriger erleidet. In der biographischen Erzählung

rückt er erst viel später mit der Sprache heraus. Er vermutet heute, dass die Nervenlähmung auf eine Quecksilbervergiftung während der Arbeit zurückzuführen ist. Ein Arbeitskollege lag mit ihm im selben Zimmer im Spital und starb an der Krankheit (43). Er musste unterschreiben, dass seine Krankheit mit der Arbeitstätigkeit im Betrieb in keinem Zusammenhang stünde. Auch in seiner ersten Berufsphase als Velo- und Motorradmechaniker fühlt er sich ausgebeutet und um seine Chancen als Mitinhaber eines Geschäfts geprellt. Als Hilfsdreher schliesslich bekommt er weniger Lohn und macht aus diesem Grunde die Lehre als Mechaniker nach. Doch der Betriebsleiter fühlt sich erpresst und weigert sich, ihn besser zu entlöhnen, worauf Strahm kündigt. Auch an der nächsten Stelle geht er fort, weil die neuen Arbeitsplatzbewertungssysteme ihn benachteiligen. Er war sich gewohnt, ganzheitlich zu arbeiten, Rohmaterial selber zu beschaffen und da und dort ein Werkzeug, das fehlte, gleich selber zu schmieden. Durch das Arbeitsplatzbewertungssystem wird er als leistungsschwacher Arbeiter eingestuft, weil er zuwenig Zeit auf die reine Arbeitsausführung verwendet (7). Schliesslich findet er eine krisensichere Stelle als Mechaniker. Doch schon nach kurzer Zeit wird er an einen anderen Arbeitsplatz zwangsversetzt. Als Honer macht er zwar auch qualifizierte und verantwortungsvolle Berufsarbeit, jedoch wird ihm die Anerkennung als Mechaniker versagt. Auch an dieser Stelle wird er wiederum schlechter entlöhnt als die meisten seiner Kollegen. Wenn er kurzfristig einmal wieder an einer Drehbank steht, merkt er, dass er mittlerweile aus der Uebung gekommen ist, wodurch das Vorurteil des Betriebsleiters wiederum bestätigt wird, dass er eben kein "Spitzendreher" sei.

Neben dem Motiv des zusätzlichen Verdiensts macht Strahm die Berufslehre mit 36 Jahren auch aus Begeisterung am Drehen und Fräsen nach. Dennoch führt eine permanente Dauerstörung dazu, dass er zeit seines Berufslebens nirgends eine thematische Bindung eingehen kann. Auch hier scheinen die individuellen Determinanten in der Art von fehlender Selbst- oder Sozialkompetenz zweitrangig zu sein. Entscheidend ist vielmehr die

lebenszeitliche Verschiebung seiner Mechaniker-Karriere um 20 Jahre. Im Gegensatz zu einem Lehrling in der Erstausbildung kann er seine Qualifikation nicht verwerten. Leistungsmässig und wegen seiner unrationellen Arbeitsweise fällt er hinter seine Berufskollegen zurück. Schliesslich fehlen ihm im Vergleich zu einem Mechaniker, der seit der Lehre im gleichen Betrieb geblieben ist, zwanzig Betriebsjahre, wodurch Lohn und Pensionsberechtigung noch einmal geschmälert werden. Denkt man zudem an seine, vermutlich beruflich bedingte, Teilinvalidität, so steht der Fall Strahm für ein tragisches Beispiel, wie die Arbeitsbedingungen und Betriebsstrukturen, die für Durchschnittsarbeiter mit einem 'normalen' Lebenslauf konzipiert sind, den Aufbau eines sinnhaften Berufslebens stören oder behindern können.

Zusammengefasst ist für das Scheitern eines Aufbaus einer sinnhaften biographischen Linie von Strahm und Steiner kennzeichnend:
- die fremd- oder situativbestimmte Berufswahl;
- ein fehlendes Durchsetzungsvermögen gegenüber den Ausbildern und Vorgesetzten;
- häufige Stellenwechsel in jungen Jahren, die zu keiner betrieblichen Verankerung führen;
- der kurzfristige Entzug einer betrieblichen Plattform und
- das im Verlaufe des Berufslebens sich immer stärkere Ausbreiten von Resignation, verbunden mit einer
- Dominanz von Erleidens- statt Handlungsformen.

Bei Schneider ist der Aufbau einer biographischen Linie weniger aus situativen als aus persönlichen Gründen bedroht.

> Schneider zeigt zwar einen stetigen Aufbau im Berufsleben. Das meiste ist ihm durch "Glück" oder per "Zufall" in den Schoss gefallen. Schon bei der Berufswahl hat er eigene Vorstellungen über seine berufliche Zukunft, die später immer wieder, bei jedem Statusübergang neu hervorbrechen. Nach der Lehre sucht er einen Berufsberater auf und erkundigt sich nach den Möglichkeiten einer Zweitlehre. Im Gegensatz zu anderen FEAM hat er jedoch keine Mühe mit dem Berufsbild. Er ist einer der wenigen, die zur Ausbildung FEAM überhaupt Identität entwickeln, insofern ist Schneider

ein eher untypischer Fall. Im Hintergrund seines Berufslebens steht der Knabentraum von einem ganz anderen und zukunftsträchtigeren Berufsleben. Dieser Hintergrund wird im Berufsleben nie akut, weil er im Berufsleben genügend attraktive Angebote bekommt. Sein Traum wird deshalb nie auf die Realitätsprobe gestellt. Stocker hat im Vergleich zu ihm den Traum vom alternativen Leben in der Natur ausprobiert und ist eine zeitlang Grenzwächter geworden. Schneider aber beschränkt den Realisierungsversuch auf mehrere Auslandreisen, auf denen er die Auswanderungsmöglichkeiten erkundet. Von seiner Kinder- und Jugendzeit geprägt, möchte Schneider lieber selbständig als Bauer leben. Die ländliche Umgebung, in der er aufgewachsen ist, ist heute zunehmend verstädtert und die Landpreise steigen in das Unermessliche. Der Traum vom unabhängigen Bauerndasein kann deshalb nur im Ausland, in Kanada, realisiert werden.

Der Aufbau einer biographischen Linie und die endgültige Bindung an ein berufliches Thema wird hier durch eine grundlegende und individuell motivierte Ambivalenz zweier biographischer Linien verhindert. Vergleichen wir an dieser Stelle die Freizeitaktivitäten der übrigen hier vorgestellten Einzelfälle, so wird die Existenz einer zweiten Linie bei Schneider noch deutlicher.

In der Regel werden die sozialisatorischen Verhaltensmuster des Berufslebens in den Freizeitbereich übertragen. Wer im Berufsleben eine Perspektive aufbaut, tut dies in vielen Fällen auch in der Freizeit, sei es dass er sich für den Beruf weiterbildet, sei es dass er sonst ein Hobby pflegt. Wer im Berufsleben "unten durch" muss, sieht auch in der Freizeit kaum Möglichkeiten für Weiterbildung oder Hobbies. Steiner ist dafür ein typisches Beispiel: sein einziges Hobby ist das Malen. Daneben liegt ihm der Zusammenhalt der Familie am Herzen. Er macht in keinen Vereinigungen oder Parteien mit und von Weiterbildung hält er überhaupt nichts, weil die in der Freizeit zu Lasten der Familie geht. Nach Möglichkeit versucht Steiner, das Hobby mit dem Beruf zu verbinden, um das Berufsleben erträglicher zu machen. Der Wunsch, "Künstler" zu sein, hat keinen realen Hintergrund im Berufsleben, ausser dass er ausserordentlich bedauert, dass er

die Lehre als Graphiker nicht angetreten hat.

Stocker auf der anderen Seite ist auch in der Freizeit ein Weiterbildungs-"wunder". Er besucht zweimal wöchentlich abends Kurse, die der beruflichen Weiterbildung, aber auch der persönlichen Allgemeinbildung dienen. Die hohe Lernmotivation ist für die erreichte berufliche Position typisch. Im Betrieb kritisiert er nur diesen Punkt: Innerbetrieblich werden zuwenig Weiterbildungskurse im technischen Bereich angeboten. Stocker hat die Bedeutung des Lernens im Berufsleben erkannt, das Sozialisationsmuster generalisiert sich auf den privaten Lebensbereich. Auf einer sekundären Ebene der Reproduktion der Arbeitskraft und der Pflege der eigenen Gesundheit nimmt sich Stocker viel Zeit für sportliche Aktivitäten in der freien Natur. Abgesehen von der biographischen Episode als Grenzwächter macht er aber daraus nie eine berufliche Perspektive, obwohl auch bei ihm der Bezug zur 'verlorenen Kindheit' auf dem Lande als Motiv für diese Aktivitäten augenfällig ist.

In bezug auf die Generalisierung der beruflichen Aktivitätsmuster in die Freizeit sind Schneider und Strahm untypisch. Strahm pflegt ein sehr aktives Freizeitleben. Er war lange Jahre bei den Kunstradfahrern aktiv und hat dan zusammen mit dem Sohn mit dem Strahlen angefangen. Aus dem Strahlen ist jedoch nicht nur ein Hobby geworden. Strahm ist auch da in einem Verein aktiv und hilft geologische Ausstellungen organisieren. Der Zusammenhang zwischen Freizeitaktivitäten und Berufsleben ist bei ihm jedoch komplexer. Er kompensiert in seiner Freizeit deutlich das, was ihm im Berufsleben versagt wird; in den Vereinen findet er Anerkennung und allseitige Achtung. Dennoch sind für ihn die Freizeitaktivitäten kein Schattenberuf, sondern Ausdruck einer persönlich gelebten Arbeiterkultur. Beruf, Kultur, Sport und Politik sind bei Strahm zu einem Habitus verschmolzen, der ein hohes moralisches Bewusstsein und ein feines Gespür für soziale Ungerechtigkeiten umfasst. Die Motivation für den Kampf gegen 'die da oben' holt er sich nicht allein von seinen Kollegen in der Werkstatt, sondern auch von einem grossen Freundeskreis in der Gewerkschaft, im Sportverein und in den kulturellen Arbeitervereinen. Strahm setzt auf die Solidarität in der Werkstatt und

hofft auf kollektive Verbesserungen für die Arbeiter. Noch vor einem halben Jahr hat er die Betriebskommission angerufen, damit sein Arbeitsplatz neu bewertet wird. Heute meint er dazu: "Genützt hat es gar nichts..., ich habe mich nur mehr oder weniger verhasst gemacht" (127). Letztlich geht es ihm nicht darum, dass er als Einzelperson mehr Lohn erhält, sondern dass die Arbeit, die er macht, kollektiv im Betrieb anerkannt wird.

Vergleichen wir die Funktion der Freizeitaktivitäten von Steiner, Stocker und Strahm mit Schneider, um die Eigenart dieses Falls zu rekonstruieren:
Im Berufsleben lässt Schneider alles auf sich zukommen. In der Freizeit aber ist er sehr aktiv. Wie so oft bei Berufsarbeitern mit proletarischer oder bäuerlicher Herkunft spielt die berufliche Weiterbildung zu Beginn des Berufslebens nur eine geringe Rolle. Die Englischkurse besucht er nicht wegen dem Beruf, sondern wegen seinen privaten Amerikareisen. Am Dorfleben nimmt er politisch und kulturell aktiv teil. In den letzten zwei Jahren beginnt er auch mit der beruflichen Weiterbildung und macht berufsbegleitend die Handelsschule. Hier kommt die Ambivalenz als Unsicherheit über seine Rolle als Laborant zum Ausdruck. Er versucht sich im Betrieb abzusichern, indem er eine zweite berufliche Linie eröffnet und das neue berufliche Thema, das kaufmännische Wissen, mit dem bisherigen Berufsleben verbindet. Genau genommen verfolgt also Schneider schon im Berufsleben ein Alternativprojekt. In einer mittelfristigen Perspektive rechnet er damit, dass er innerbetrieblich in einen kaufmännischen Sektor wechseln kann, an einen Ort, an dem er sein fachtechnisches Wissen als Zusatzqualifikationen einbringen kann. Darüber hinaus hat er aber in der Freizeit noch eine langfristige Perspektive, die er gezielt vorbereitet: Zusammen mit der Freundin will Schneider nach Kanada auswandern, was einen völligen Ausstieg aus dem jetzigen Berufsleben und eine regionale und berufliche Umorientierung bedeutet.
Der Ausstiegswunsch darf bei Schneider nicht überinterpretiert werden. Auch andere FEAM seines Alters suchen nach beruflichen Alternativen, wobei dort die Kritik an der Technik überwiegt. Schneider jedoch führt neben der offiziellen biographischen Linie noch eine zweite, alternative biographische Linie im Hintergrund.

Zusammen mit der Freundin hat er mehrere Reisen nach Kanada unternommen und dort Schweizer besucht, die eine Ranch aufgekauft haben. Weil die Freundin, mit der er zusammenlebt, kräftig mitverdient, können sie jeden Monat Geld auf die Seite legen. Der Auswanderungsplan ist also nicht allein ein Traum, sondern für die Beiden sehr real. Nur eine Familiengründung könnte nach Schneider langfristig noch einen Strich durch die Rechnung machen. Wenn die Freundin wegen eigener Kinder mit ihrer Berufstätigkeit aufhören müsste, wäre das Auswanderungsprojekt wiederum stark gefährdet.

Gesamthaft betrachtet können wir die Ambivalenzen im Berufsleben von Schneider als Ausdruck eines segmentierten Bewusstseins verstehen. Schneider versucht nicht wie viele andere Berufsarbeiter, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Sein Kampf zwischen zwei sich ausschliessenden Lebensprojekten ist der Kampf des "Dr. Jeckill und Mr. Hyde": Im Beruf setzt er auf das handwerkliche Können, auf die Technik, auf Solidarität mit den Kollegen, mittelfristig sogar auf ein berufliches Ueberleben im kaufmännischen Bereich. In der Freizeit aber ist er der freie Junggeselle, der sich als selbständiger Bauer allein in der freien Natur verwirklichen möchte. Als Grossbauer in Kanada sieht sich Schneider eher als Unternehmer, der auf eigene Rechnung wirtschaftet und dessen Eigeninitiative nicht dauernd beschnitten wird. In diesem Sinne kompensiert Schneider, ohne dass es ihm bewusst wird, die fehlenden Selbstverwirklichungsmöglichkeiten im 'offiziellen' Berufsleben. Die geistige Flucht vor dem Berufsalltag in ein ganz anderes, mehr mit Kindheitserinnerungen verbundenes Berufsleben weist auf einen grundlegenden Zweifel an der Richtigkeit des jetzt ihm Zugefallenen hin und drückt den Wunsch aus, in der Zukunft für biographische Wahlentscheidungen persönlich Verantwortung zu übernehmen. Der Zweifel ist bei Schneider auch am Umstand zu sehen, dass er nach dem ersten biographischen Interview über das Berufsleben, nachdem er alle Vorzüge seines jetzigen Berufsalltags dargestellt hat, auf die Frage, ob er denn den Beruf des FEAM noch einmal lernen würde, zu folgender Antwort kommt:

"Ich würde ihn nicht mehr lernen. Was bringt uns die Industrie und all der technische Fortschritt ? Ich glaube, einer der noch irgendwie mit der Natur verbunden ist - auch vom Job her - ist mehr befriedigt. ... Wobei, wenn man mit diesen Leuten redet, sagen sie auch: Komm schau dir diesen S... /vulgär/ an. Aber, wenn diese Leute älter werden, so gegen die 60, sind diese auf eine Art zufriedener als wir" (163).

Neben der kulturkritischen Note, die er aber sonst im Interview eher bestreitet, fällt an der Stelle auf, dass er die Arbeit mit der Natur als eine Zukunftsvision, eine langfristige Perspektive betrachtet.
Damit sind wir bei den Zukunftsperspektiven der Berufsarbeiter angelangt, dem letzten Thema auf dem Durchgang durch das Berufsleben der sechs hier vorgestellten FEAM und Mechaniker.

5.4. Der Blick in die Zukunft

Die berufliche Stellung, der gelernte Beruf und das Lebensalter, resp. die Berufsphase, in der sich der Erzählende befindet, bestimmen die Art und Weise des Vergangenheitsbezugs wie auch der Zukunftsvorstellungen der Berufsarbeiter. Strahm lebt ausgesprochen in der Vergangenheit, Müller eher in der Gegenwart. Für ihn besteht das Berufsleben aus dem unmittelbar Gewesenen der letzten Jahre. Vergangenheit wird als vergangene Gegenwart kaum von der aktuellen Gegenwart unterschieden. Zukunft ist für ihn die schlichte Verlängerung der Gegenwart in die Zukunft. Berufsleben reduziert sich auf die zykliche Wiederkehr des Berufsalltags im Gestern, Heute und Morgen. Schneider wiederum lebt ausgesprochen in der Zukunft. Berufliche Träume, Perspektiven und Hoffnungen bilden bei ihm die Grundlage zur Bewältigung des Berufsalltags, der sich einmal sprunghaft, beispielsweise durch eine berufliche Weiterbildung, ein anderes Mal stetig und kontinuierlich durch die Vorbereitung einer alternativen beruflichen Existenz verändert, der aber immer unter dem Leitmotiv einer persönlichen Utopie steht.

Zukunftsvorstellungen und berufliche Perspektiven sind zum Erhebungszeitpunkt empirisch beschreibbar. Hinter der chronologisch - historischen Betrachtung der Lebenszeit verbirgt sich noch eine andere mehr psychologische Betrachtungsweise. Berufsleben besteht nicht allein aus einer Folge von Vergangenheit, Gegenwart und beruflicher Zukunft, sondern ist die Bilanz aus den realisierten, verlorenen und noch vorhandenen Hoffnungen und Zukunftsperspektiven. Das Wesen des Berufslebens von Steiner zum Beispiel besteht in der Tatsache, dass er seine Vision des "Künstler- und Grafikerseins" nie realisiert hat; und für das Berufsleben Stockers ist trotz allem Erfolg als Werkmeister wesentlich, dass er sein Traumziel, Pilot zu werden, nicht erreicht hat. Damit ist nicht nur der triviale Sachverhalt bezeichnet, dass das Berufsleben je nach dem hätte anders verlaufen können. Der Prozess der beruflichen Sozialisation ist nicht nur ein Anpassungsprozess, sondern gleichzeitig ein Prozess, in dessen Verlauf sich Bedürfnisse und Wünsche der Berufsarbeiter ausdrücken und an der beruflichen Realität abarbeiten. Insofern ist die Existenz einer beruflichen Perspektive ein konstituierendes Merkmal des ganzen chronologischen Berufslebens und kann nicht auf die Perspektive zum Zeitpunkt x eingegrenzt werden.

Wenn wir im folgenden trotzdem auf die empirisch verfügbaren Zukunftsvisionen in den vorgestellten Portraits eingehen, so in der Absicht, das, was die befragten Berufsarbeiter abschliessend und bilanzierend über ihr Berufsleben sagen und teilweise als Argument für die berufliche Perspektive in der Zukunft benutzen, näher zu verstehen. Einerseits drückt sich in der biographischen Zusammenschau des Gewesenen und in den Konsequenzen, die sich aus der Zusammenschau für die Zukunft ergeben, ein berufliches Selbstverständnis, oft auch ein persönliches Selbstbild aus, das wir als berufliche Identität bezeichnet haben. ndererseits ergibt die Bilanzierung der vergangenen, untergegangenen und noch bestehenden Hoffnungen einen verlässlichen Indikator an für die Grundstimmung, in der sich der betreffende Berufsarbeiter befindet, und für die Handlungsmöglichkeiten, die ihm aus seiner Sicht verbleiben. Uebereinstimmung und Zufriedenheit mit dem aktuellen Berufsalltag beweisen noch nicht, dass ein Berufsarbeiter mit seinem Berufsleben zufrieden ist, wie das Beispiel

Schneiders zeigt. Die berufliche Tätigkeit als Laborant gefällt ihm ausserordentlich. Gleichwohl hat er in der Vergangenheit Schwierigkeiten mit dem Beruf gehabt, die so bedeutend und gravierend sind, dass er sich ernsthaft einen Ausstieg aus dem jetzigen Beruf überlegt.

5.4.1. Zukunftsbilder in der jüngeren Generation: Von der Verweigerung einer Perspektive bis zum gezielten Titelerwerb

Die Zukunftsbilder der jüngeren Generation sind in sich heterogen und widersprüchlich. Während bei den einen die Planung einer Berufskarriere im Vordergrund steht, überwiegt bei anderen eine "No-future"-Stimmung. Wie kann die Heterogenität verstanden werden?
In der jüngeren Generation von Berufsarbeitern zeichnet sich zunehmend ein lebenszyklisches Muster im Berufsleben ab, das einen Zukunftsbezug im Sinne eines individuell gewählten Berufswegs voraussetzt. Die historisch verfügbaren Laufbahnmuster für die qualifizierten Arbeitskräfte, wie die quasi-natürliche Beförderung vom Gesellen zum Meister, in der Industrie vom Facharbeiter zum Vorarbeiter, dann zum Meisterstellvertreter und zum Meister wurden infolge der technologischen und organisatorischen Rationalisierungen zunehmend ersetzt durch hierarchisch gegliederte Schichten unterschiedlich qualifizierter Arbeitskräfte. Dem jüngeren Facharbeiter bleibt heute nur die Wahl zwischen einer beruflichen Weiterausbildung und einem individuellen Berufsweg, der neben der Meisterausbildung eine ganze Anzahl von weiteren Einsatzmöglichkeiten in dem vor- und nachgelagerten Produktionsbereich umfasst. Viele Berufsarbeiter haben mit zwanzig Jahren eine recht klare Perspektive, in welchem Einsatzbereich sie zukünftig tätig sein möchten. Im Unterschied zu Schneider, dessen beruflich langfristige Perspektiven auf einen Ausstieg aus dem Beruf hinauslaufen, überwiegen bei den jüngeren Berufsarbeitern, die nicht ein Ingenieurstudium ins Auge fassen, funktionelle Berufsziele, die die Qualifikation der Erstausbildung ergänzen oder verbessern sollen. Derartige Berufsperspektiven umfassen vielfach bereits eine differenzierte Lebensplanung in der Form eines Wechsels von beruflichen Weiter-

bildungen und Arbeitstätigkeiten, die die notwendige Praxis vermitteln.

> Zum Beispiel erzählte uns ein 20jähriger Maschinenmechaniker, der sich im Bereich Montagetechnik spezialisiert hat, dass er in den nächsten zwei Jahren noch in der Baugruppenmontage arbeiten werde und dann berufsbegleitend die Betriebsfachschule absolvieren will, um sich später einmal zum Betriebstechniker oder vielleicht sogar zum Betriebsingenieur ausbilden zu lassen. In der Lehre hat er die Freifächer schon auf diese Perspektive hin ausgerichtet und Kurse in Betriebsplanung und Betriebsführung besucht.

Eine berufliche Perspektive im Sinne einer klaren Strategie zur Durcharbeitung eines individuell konzipierten Berufswegs, die für eine bestimmte anvisierte Berufstätigkeit qualifiziert, findet sich auch beim 27jährigen Maschinenmechaniker P..:

> Ursprünglich hat P. das Gymnasium besucht. Nach der Matura schaltet er ein Zwischenjahr ein und beginnt ein Studium an der Universität. Nach zwei Jahren bricht er das Studium ab und entschliesst sich für eine Lehre in der Industrie. Weil die meisten Lehrmeister skeptisch gegenüber einem Studenten eingestellt sind, hat er ziemliche Schwierigkeiten, eine Lehrstelle als FEAM zu finden. Schliesslich kann er eine Lehre als Maschinenmechaniker beginnen. Nach der Lehre arbeitet er auf verschiedenen CNC-Anlagen, um sich in die Programmierung einzuarbeiten. Später möchte P. im Werkzeugbau arbeiten und dort die Programmierung von flexiblen Werkzeugmaschinen übernehmen.

Auch bei Schneider ist das Vorliegen einer beruflichen Perspektive, die weit über die Lehrzeit hinausgreift, an sich typisch für die jüngere Generation von FEAM. Obwohl Schneider die Ingenieurschule nicht besucht hat, setzt er dennoch auf Berufstitel. Mit dem Handelsschulabschluss kann er seine berufliche Plattform im Betrieb entscheidend verbessern. Gleichzeitig hat er die Möglichkeit, sich arbeitsimmanent und durch Anpassungsfortbildung, d.h. durch Fortbildung, die vom Betrieb für bestimmte

Anlagen oder Projekte gewährt wird, innerbetrieblich weiterzubilden. Nur die Planung des langfristigen Ausstiegs aus dem Berufsfeld ist bei ihm eine individuelle Besonderheit.

Auf dem Hintergrund, dass heute praktisch jeder ausgelernte Berufsarbeiter über eine individuelle Berufsperspektive verfügt, für die er sich weiterbildet, wird die Einstellung von Müller erst auffallend:

> Weil ihm die momentane Stelle nicht gefällt und er Schwierigkeiten mit seinem Vorgesetzten hat, hat Müller seinen Beruf zum reinen Job umfunktioniert. Er arbeitet nun "einfach da seine neun Stunden und dann heisst es für ihn "Fertig Bude!" (Betrieb), dann will ich etwas anderes machen" (179). Eine vollzeitliche Weiterausbildung zum Ingenieur will Müller nicht in Angriff nehmen: "Ich bin nicht der Typ, der an einem Tisch hocken und die ganze Zeit lernen kann" (177). Und zu seiner Zukunftsperspektive meint er: "Also ich denke gar nichts, ich denke erst wieder, wenn das Bedürfnis kommt, weiterzudenken, nachher" (205).

Die "No - future"-Einstellung von Müller ist erstens Ausdruck einer Bildungsbarriere. Die Ingenieure sind für Müller "Elektroniktypen", die den Kopf voll hochentwickelter Sachen haben und dennoch voller Widersprüche sind. Müller würde lieber etwas Einfacheres machen. Ein Kollege ist zum Beispiel Radio- und Fernsehelektroniker. Dem gefällt die Arbeit, "weil er bei der Arbeit noch durchsieht", also noch weiss, was er macht. "Die einen machen es theoretisch, die anderen mehr durch Pröbeln und ein wenig Ueberlegen ..., solche Leute sind auch gut" (241). Müller sieht sich eher als handwerklich arbeitender Praktiker. Er akzeptiert also seine handwerkliche Arbeit als FEAM, nur die Arbeitsbedingungen und das soziale Umfeld stimmen an der momentanen Stelle nicht. Aber der Wechsel zu einer Ingenieurtätigkeit liegt für ihn ausserhalb seiner Möglichkeiten.
Zweitens hängt die "No-future" - Einstellung von Müller mit einer technik- und kulturkritischen Haltung den Erwachsenen gegenüber zusammen. Mit 21 Jahren fühlt sich Müller als Jugendlicher, der gegen die autoritären Führungsformen seines Chefs

rebelliert. In seiner Weigerung, eine berufliche Perspektive zu entwickeln, ist auch das Motiv enthalten, dass er nicht dasselbe tun will, wie die erwachsenen Berufsleute um ihn herum: Vieles, was in der Branche produziert wird, findet er "sinnloses Zeug" (207). Vor allem beschäftigt ihn auch der "herrschende Zynismus: Da werden Autos und Rüstungsgüter gebaut. Nur wegen der Wirtschaftslage, damit 100 000 Leute eine Arbeit haben, muss man so sinnlose Sachen machen" (205).

Drittens ist die "No-future"- Haltung Müllers auch Ausdruck einer fehlenden beruflichen Alternative. Die momentane Berufsarbeit findet er so bedrückend, dass ihm gar keine Vorstellungen mehr in den Sinn kommen. Die Zukunftsperspektive reduziert sich für ihn auf die Frage des Gelderwerbs. Einzig in dieser Beziehung bringt er für viele Kollegen Verständnis auf: "Wenn einer eine Familie hat, dann denkt der, g... /vulgär/, ich arbeite doch nicht 20 Jahre einfach für nichts. Der will wenigstens noch so viel herausholen wie es geht" (211). Für ihn hängt die weitere berufliche Zukunft auch vom Geld ab. Wenn er bei der nächsten Verhandlunsrunde nicht mehr Lohn bekommt, will er kündigen und "verreisen, weg von der Schweiz, ein halbes oder ein ganzes Jahr ausspannen und Sprachen lernen" (141). Zum Beispiel interessiert ihn England, dort könnte er Sprachen lernen. In einem Zwischenjahr könnte er sich auch gründlicher überlegen, was ihn überhaupt interessiert und wie es beruflich weitergehen soll.

In der Zukunftsperspektive von Müller drückt sich also einerseits das typische Lebensgefühl eines Teils der Jugend von heute aus. Man möchte die Gegenwart bewusst erleben und nicht die Freizeit für ein grosses Berufsziel opfern. Viele Jugendliche sind heute gegenüber der Technik, besonders auch gegenüber der Elektronik skeptisch eingestellt. Sie erleben die Neuen Technologien gleich wie auch die beruflichen Ziele, die sich daraus ergeben, als Welt der Erwachsenen und der Herrschenden, die es gerade abzulehnen gilt. Andererseits befindet sich Müller zugegebenermassen in einer akuten Berufskrise, die ihn so sehr belastet, dass er seine Interessen nur negativ, als "Aufhören mit der jetzigen Tätigkeit" und nicht als "Was dann?" artikulieren kann. Zukunft reduziert sich für ihn auf das berufliche Ueberleben in der nächsten Zeit.

Das Zwischenjahr im Ausland ist in dieser Sicht eine logische Konsequenz seiner individuellen Lage. Er kann die Jugend so erleben, wie er will, nämlich als "Ausspannen". Gleichzeitig ermöglicht das ihm, die langfristigen Interessen wirklich einmal zu ergründen. Letztlich macht Müller aus seiner Not eine Tugend. Weil er längerfristig nicht mehr sieht, wohin sein Berufsweg führt, will er ein Zwischenjahr einschalten in der Hoffnung, dann bezüglich seiner eigenen Zukunft klarer zu sehen.

Wie wir jedoch einleitend dargestellt haben, ist es vermutlich als Zufall zu werten, dass gerade beide Vertreter der jüngeren Generation den Ausstieg aus dem FEAM-Beruf thematisieren. Weitaus der grössere Teil der Berufsarbeiter der jüngeren Generation lassen die Zeit nach der Lehre nicht mehr als Akkumulation von Berufserfahrung verstreichen, sondern versuchen über verschiedene berufliche Weiterbildungen und dazu passenden Arbeitsstellen an eine schon im voraus klar bestimmte berufliche Position zu kommen. Die Entwertung der Berufserfahrung und die Dequalifizierung des konkret handwerklichen Könnens, zum Beispiel bei den Mechanikern, führt zu einer Art beruflichem "Strebertum". Die 'Jagd' nach Berufstiteln und Kursbescheinigungen wird zunehmend wichtiger als die beruflichen Fähigkeiten und das berufliche Können. - Gleichwohl stimmt uns nachdenklich, dass ausgerechnet die beiden FEAM, die noch auf ihrem Beruf arbeiten und die gerade an der Kombination von Handwerk und Elektronik Freude haben, über kurz oder lang aus dem Beruf aussteigen möchten, aus einem Beruf, der im industriellen Bereich punkto Nachfrage und Beliebtheit bei den Jugendlichen, die eine Lehrstelle suchen, dauernd auf dem ersten Platz zu finden ist.

5.4.2. Die mittlere Generation: Die Antizipation der Schwierigkeiten im Beruf und die Angst vor der Zukunft

In der mittleren Generation zwischen 35 und 45 Lebensjahren sind Berufsleute anzutreffen, die in der Regel ihr Thema im Berufsleben gefunden haben, eine biographische Linie aufbauen konnten und sich in der Praxis in einem bestimmten Einsatzbereich bewährt haben. Vielfach sind das auch Leute, die einen beruflichen Auf-

stieg hinter sich haben, sei es in die Richtung Führungspositionen, oder sei es in die Richtung Spezialistenfunktion. Umso erstaunlicher erscheint uns die Einstellung zur Zukunft der beiden befragten Werkmeister. Holzer und Stocker sind keine technikkritischen Individualisten, sondern bestandene Werkmeister, die in ihrer Berufslaufbahn einigen Erfolg ausweisen können und die sich mit ihrer Arbeit und dem Betrieb voll identifizieren.

Als Abteilungsleiter in einer Testabteilung hat Holzer den technologischen Wandel mit dem Uebergang von der elektromechanischen zur vollelektronischen Fertigung von Geräten, Prüf- und Testapparaturen in den letzten Jahren nicht nur selber hautnah erfahren, sondern gleichzeitig auch in seiner Abteilung durchgeführt. Nun ist er für den Bereich der elektronischen Prüf- und Testabteilungen hochqualifiziert. Dennoch weiss er, dass in der Entwicklung immer häufiger Ingenieure eingesetzt werden. Auch im Prüfgerätebau genügt die Facharbeiterqualifikation zunehmend nicht mehr. Zukünftig kommen nicht nur bewährte Werkmeister zum Einsatz, sondern zunehmend auch jüngere Fachkräfte mit einer Techniker- oder Ingenieurausbildung. Zudem kann man auch im Bereich der Betriebstechnik und er Produktionsplanung Zertifikate auf Technikerstufe erwerben, die vom Titel her für die gleiche Arbeit qualifizieren, wie sie Holzer ausübt:

> "Ja der Betriebstechniker, das finde ich sehr gut. Sie (der Betrieb) schenken jetzt dem auch mehr Beachtung. Viel mehr als früher, der Gesinnungswandel ist voll im Gang" (109).

Heute bedauert es Holzer ausserordentlich, dass er keinen Abschluss als Ingenieur besitzt. Er glaubt, dass er dann vielleicht die Möglichkeit hätte, im Betrieb noch etwas weiterzukommen (85). Das vollzeitliche Ingenieurstudium lag für ihn aus familiären Gründen gar nicht drin: "Ich wollte nie von jemand anderem Geld, auch von daheim nicht" (83). Also begann er zuerst, Geld zu verdienen. Das Abendtechnikum (berufsbegleitende Ingenieurausbildung) war zu dieser Zeit ein sehr "hartes Ding, man hatte überhaupt keine Erleichterungen, man musste voll arbeiten" (83).

Weil Holzer ausser dem Fachschulabschluss als Wekmeister keinen Bildungsabschluss hat, sieht er in der Zukunft eher Sorgen. Aus diesem Grund sagt er auch, er arbeite "eher amerikanisch":

> "In Amerika ist einfach der der Beste, der es kann... Wenn einer das bietet, kommt er auch weiter im Job, unabhängig davon, was er für Schulen gemacht hat. Bei uns zählt einfach rein die Ausbildung und der Rest ergibt sich daraus" (111).

Im Vergleich zu seinem formellen Abschluss als Werkmeister hat Holzer eine höhere berufliche Stellung. Auch finanziell ist er nach eigenen Angaben "am oberen Rand für einen Werkmeister" und verglichen mit vielen Ingenieuren besser dran.
Holzer ist darüber besorgt, dass er seine berufliche Stellung bei künftigen Rationalisierungen nicht mehr halten kann und dann durch jemanden ersetzt wird, der gleichviel leistet wie er, der aber zudem über den richtigen Abschluss verfügt. Dass diese Angst nicht völlig unbegründet ist, weiss Holzer aus seinem bisherigen Berufsleben. Gerade die älteren Werkmeister mit viel Berufserfahrung, aber wenig Kontakt zu den Neuen Technologien, werden bei Rationalisierungen auf andere Arbeitsplätze abgeschoben oder ersetzt.
Dennoch ist Holzer mit seinem Berufsleben zufrieden. Er findet, er habe immer etwas Glück gehabt. Vor allem aber hat er die richtigen Vorgesetzten gehabt, die ihm den nötigen Freiraum gegeben haben, damit er sich entfalten konnte. Und dies ist auch sein Erfolgsgeheimnis: mit einem 'psychologischen' Führungsstil versucht er, seine Untergebenen zu motivieren. Mit "Umherbefehlen, mache ich bei diesen Leuten keinen Eindruck... Man muss probieren, sie auf meine Seite zu bringen... So war ich zufrieden mit meiner Karriere, die Firma schaute ja gut zu mir" (97).

Stocker, der gelernte Mechaniker, der anstatt Pilot Werkmeister in einem Staatsbetrieb geworden ist, spricht seine Zukunftsängste nur indirekt an:

> "Wie es heute läuft - gut das ist Einstellungssache, aber ich beurteile alles positiv. Ich hatte nie einen Grund ... und auch nie Erfahrungen gemacht, die in die negative Seite

hineingingen, und ich bin eher Optimist. Ich schaue auf die Zukunft, die auf uns zukommt - obschon man auf der einen Seite beinahe Angst davor haben muss, aber ich beurteile das also gar nicht negativ..." (20/2). ... "Es ist immer weitergegangen und es wird auch in Zukunft weitergehen, irgendwie findet man sich damit ab. Das ist schon ein bisschen Anschauungssache. Man darf sich einfach nicht zu stark dagegen wehren, dann geht das schon" (22/2).

Die Sorge um die Zukunft hat für Stocker auch einen überindividuellen Zusammenhang. Im Betrieb sieht er, dass das Volumen der mechanischen Produktion abnimmt und der Mechaniker immer mehr mit programmierbaren Steuerungen konfrontiert wird:

"Der Mechaniker wird ja nicht aussterben. Mechaniker wird es nachwievor geben. Aber es geht schon ein wenig in eine andere Richtung. Auf alle Fälle ... muss er sich mit Steuerungen befassen" (75).

Schliesslich ist die Angst, von der Stocker im folgenden Zitat spricht, ebenfalls ein generelles Phänomen unserer Zeit, dem man relativ hilflos ausgeliefert ist. Stocker hat jedoch Vertrauen in die Menschen und hält aus diesem Grund das Angst-haben und das Sich-wehren für falsch. Deshalb thematisiert er seine persönliche Angst auch nur in der Form eines gutgemeinten, etwas onkelhaften Ratschlags:

"Man sagt schon immer, man habe Angst vor Krieg und vor allem möglichen. Es ist recht, dass die Leute Angst haben ... Und die Technik, das war immer im Umbruch, mal langsamer, mal schneller. Die Menschen sind damit fertig geworden, auch wir werden damit fertig" (77/2).

Und zum zweiten Mal kommt Stocker darauf, dass es nichts nützt, sich gegen die Entwicklung zu wehren:

"Man darf sich nicht wehren dagegen, das wäre eben falsch. Damit manövriert man sich in etwas hinein, aus dem man nicht mehr herauskommt, und das ist nicht gut" (79/2).

Es würde an dieser Stelle einer genaueren psychologischen Untersuchung der Interviews bedürfen, um zu klären, ob Stocker die Zukunftsangst auf sich selber bezieht, oder ob er sie in seiner beruflichen oder privaten Umgebung, zum Beispiel bei seinen Kindern beobachtet, und deshalb so betont. Stocker rechnet für seine eigene berufliche Situation in der näheren Zukunft mit einer eher stabilen Situation. Er denkt auch weitaus mehr daran, seine berufliche Position abzusichern als weiter auszubauen:

> "Ich habe schon oft gesagt, mit dem, was wir erreicht haben, meine Frau und ich, wir haben wirklich alles und haben überhaupt keinen Grund, mit dem Leben unzufrieden zu sein, das Gefühl zu haben, man sollte noch mehr haben. Gut, man könnte schon sagen, es wäre schön, man würde ein wenig mehr verdienen, aber das bringt auch wieder Probleme mit sich. Es gibt andere Werte im Leben, als einen Haufen Geld" (75/2).

Auch dies ist eine etwas sibyllinische Antwort. Stocker lässt uns im unklaren darüber, ob er zufrieden oder unzufrieden ist. Unterschwellig thematisiert er ein Gefühl, dass er zufrieden ist mit seiner erreichten Stellung; gleichzeitig verspürt er aber einen Druck, mehr zu leisten. Ob dieser Druck aus dem Berufsleben stammt oder familiär bedingt ist, können wir dem Interview nicht entnehmen. Immerhin fällt auf, dass seine Frau hier in die Argumentation einbezogen wird, als richte sich die Botschaft ("ich habe schon oft gesagt") an sie und nicht an den Interviewer.
Von den aufgezeigten Phasen des Berufslebens her, scheint Stocker eine berufliche Position erreicht zu haben, die relativ stabil und abgesichert ist. Stocker hat sich als Werkmeister bewährt, ist heute im Betrieb allseitig anerkannt und betrachtet mit 46 Jahren sein restliches Berufsleben als eine "Erntephase", dies umsomehr, als er dank seiner beruflichen Stellung in Sachen beruflicher Weiterbildung alle erdenklichen Kurse machen kann. In dieser Sicht scheint es umso unverständlicher, dass er wiederholt die generelle Angst vor der Zukunft thematisiert und gleichzeitig von sich und den anderen fordert, dass "man sich gegen die Entwicklung nicht wehren soll".

Verglichen mit Holzer scheint die Zukunftssorge von Stocker unbegründet und nicht konkret auf das Berufsleben bezogen. Holzer geht nicht von einer Angst im begrifflichen Sinne aus, sondern antizipiert wegen seinem ungenügenden Berufsabschluss berufliche Schwierigkeiten. In dieser Hinsicht ist bei Holzer auch das Lebensalter zu bedenken. Mit 35 Lebensjahren hat er den grösseren Teil des Berufslebens noch vor sich und gerade im Bereich der Elektronik kann sich noch vieles verändern. Die einzigen konkreten Mittel, die Holzer den zukünftigen Schwierigkeiten entgegenstellen kann, sind erstens seine individuelle Leistungsbereitschaft - die nimmt mit fortschreitendem Lebensalter zusehends ab, sofern er sich nicht allein auf führungsbezogene Aufgaben beschränken kann - und zweitens seine ungebrochene Lernbereitschaft - im Falle der Elektronik muss man schon sagen seine Lernfreude, die es ihm ermöglicht, sich auch in ganz neue Fachgebiete einzuarbeiten.

5.4.3. Die ältere Generation: Das Erdauern der Zeit bis zur Pensionierung

Wenn wir abschliessend die Einstellung zur Zukunft und die berufliche Perspektive der älteren Generation von Berufsarbeitern über 45 Lebensjahren, ausgehend von den Fallbeispielen von Strahm und Steiner, verdeutlichen wollen, so muss betont werden, dass der Einzelfall immer nur einen Ausschnitt aus dem Ganzen thematisiert und deshalb keine allgemeingültigen generationsspezifischen Sozialisationsmuster nachweisen kann.
Strahm und Steiner sind beide Mechaniker, die seit vielen Jahren nicht mehr auf dem gelernten Beruf arbeiten, die es aber auch nicht geschafft haben, an eine Vorgesetztenstelle zu kommen, resp. diese zu halten. Beide sind also repräsentativ für die Gruppe von Berufsarbeitern, die entweder keine biographische Linie aufbauen konnten oder die einen Abbruch einer biographischen Linie in Kauf nehmen mussten. Dass das Berufsleben auch nach 45 Jahren, trotz beruflichem Aufstieg und anhaltender Weiterbildungsbereitschaft, bedroht werden kann, haben wir bei Steiner dokumentiert (vgl. 5.3.3.). Gerade die unteren Kader in der betrieblichen Hierarchie sind mitunter stark von betrieb-

lichen Rationalisierungen betroffen. Ein beruflicher Aufstieg schützt nur relativ vor dem Entzug einer betrieblichen Plattform.

Das Berufsleben von Steiner und Strahm ist durch den Umstand geprägt, dass auf eine erste bewegte Berufsphase, die durch den Versuch gekennzeichnet ist, ein berufliches Thema zu finden, auf dem dann aufgebaut werden könnte, eine zweite Phase relativer Stabilität im Berufsleben folgt. Beide haben ihr berufliches Thema nicht realisieren können, Steiner ist nicht Grafiker geworden und Strahm konnte in seiner über vierzigjährigen Berufstätigkeit nur sechs bis sieben Jahre als Mechaniker arbeiten. Beide mussten sich relativ früh mit einer Berufstätigkeit zufrieden geben, die sie zwar gewissenhaft ausüben, die ihnen aber keine Lebenserfüllung bietet. Mit 39 Jahren findet Steiner eine Stelle als Detailkontrolleur in einer mechanischen Messwerkstatt. In den folgenden elf Jahren hat sich an seinem Berufsleben von der beruflichen Stellung her gesehen nur noch wenig bewegt.
Strahm tritt seine Stelle als Dreher im jetzigen Betrieb mit 44 Jahren an, wird relativ bald schon "zum Honen verurteilt", eine Tätigkeit konventioneller Art, die er nun seit 18 Jahren ununterbrochen ausübt. Die Stabilität im Berufsleben ist nicht durch die Absicherung der beruflichen Stellung bedingt, sondern eine Folge des Verzichts auf weitere Ansprüche und Statusveränderungen. Die Einstellung zum zukünftigen Berufsleben lässt sich als ein Erdauern verstehen. Statt Handlungsformen sind im Berufsleben Erleidensformen dominant, statt Veränderungen und Hoffnungen beschränkt sich die Zukunftsperspektive auf das Halten des Arbeitsplatzes und das Bewahren des Erreichten. Ein ehemaliger Werkmeister, der nun für die CNC-Programmierung arbeitet, hat das Erdauern der Zeit bis zur Pensionierung so umschrieben:

> "Es gibt nirgends einen Traumberuf, wo einem die gebratenen Tauben so in den Mund fliegen, das gibt es nicht. Das lernt man dann eben auch mit der Zeit. ... Dann denkt man eben schon daran, wieviele Monate es noch geht, bis ich pensioniert werde, das weiss ich ganz genau. Es geht noch 107 oder 108 Monate, ... die ich noch hier sein muss. Dann können sie mich zum alten Eisen werfen" (83f).

Dass man die Zukunft nicht mehr zu ändern vermag, hat seine Gründe in einer Vergangenheit, die nun schon sehr weit zurückliegt. Die Resignation wird zu einem Sozialisationsmuster und legitimiert dadurch das heutige "Stillhalteabkommen". Diese Haltung ist auch in den Gesprächen mit Steiner vorhanden:

> "Jetzt bin ich schon zu alt für die Schule, man wird vergesslich. Ich bin so vergesslich geworden in den vergangenen Jahren" (21). "Ich bin 50, was wollen Sie da noch machen ?" (117) "Wenn Sie mit 20 oder 22 abspringen, ich bin eben nicht abgesprungen, das ist mein Fehler" (151). "Ich war einfach kein Streber, zum Weitermachen, Technikum oder Schule" (155). "Und ganz abzuspringen, dafür hatte ich keinen Mumm /das wagte ich nicht/" (157).

Heute fehlt ihm die Kraft, auch die Einsicht, dass ihm eine Veränderung durch eine berufliche Weiterbildung noch etwas bringt. Am liebsten würde er sich schon heute pensionieren lassen, dann könnte er sich seinem Hobby, dem Malen widmen. Am Ende der Befragung rechtfertigt er seine Haltung auch mit Müdigkeit und Erschöpfung nach einem langen Arbeitstag:

> "Ich weiss schon, ich hätte etwas mehr machen können, aber vielleicht war ich doch ein wenig müde am Abend. Vielleicht ist es eben doch so, dass es ein wenig strenger ist hier drinnen, als man meint" (117/2 und 146/2).

Schliesslich hat das fehlende Engagement Steiners für die Zukunft auch mit der fehlenden Identifikation mit dem Beruf zu tun. Wenn er am Abend malen kann und das Familienleben geniesst, kommt er sich am Morgen "wie ein anderer Mensch vor", wenn er in die Fabrik muss. Freizeit und Beruf können nicht mehr aufeinander bezogen werden, sind im Bewusstsein als "zwei Welten" vorhanden. Eine berufliche Identität kann sich aus dem permanenten Rollenkonflikt nicht entfalten. Steiners Einstellung zum Mechanikerberuf war von Anfang an negativ geprägt:

"Eigentlich hat es mir überall gestunken, ich bin immer gegangen, aber nie gerne" (45). "Ich habe Kollegen, die gehen im Beruf auf, aber ich nicht" (149).

Auch für Strahm ist ein ähnliches Argumentationsmuster typisch, wenn es um seine Zukunftshaltung geht. Wenn die Arbeit gut läuft, gefällt sie ihm sogar. Nur wenn ihm etwas missrät, gibt es wegen der hohen Kosten Probleme. Strahm fragt sich rückblickend, ob sich der Aufwand für eine Zweitlehre überhaupt gelohnt hat:

"Darum sage ich heute, zum einen Teil bereue ich es, dass ich überhaupt Mechaniker gelernt habe, zum anderen Teil muss ich dennoch mit meinem Lohn zufrieden sein" (153).

Strahm wird im Betrieb als Honer jetzt 61 Jahre alt. Rationalisierungen und Neue Technologien sind für ihn kein Thema mehr: "Dieser Zug ist für mich abgefahren" (23). Strahm ist denn auch froh, dass sie in der Abteilung einen gesicherten Arbeitsvorrat für die nächsten Jahre haben. Er weiss allerdings auch, dass in anderen Abteilungen noch grosse Rationalisierungsvorhaben anstehen, aber er glaubt nicht daran, dass er als Spezialist für das Honen im Betrieb noch versetzt wird. Trotzdem antwortet er auf eine entsprechende Frage, dass er lieber wieder etwas Handwerkliches machen möchte, an der Drehbank oder in der Montage etwas "auseinandernehmen und zusammenbauen" (19). Doch diese Einstellung hat mehr mit der erfahrenen "Ungerechtigkeit" zu tun als mit einem Zukunftsplan. Die Zweitlehre als Mechaniker hat er nicht wegen dem Honen, sondern wegen den Zerspanungstechniken gemacht. Strahm ist ein Berufsarbeiter, der sich als Handwerker fühlt, mit einer beruflichen Identität, die mit einem bestimmten Berufsstolz verbunden ist. Die berufliche Identität des Mechanikers besteht aus den 'klassischen' Berufsdisziplinen, dem Drehen, Fräsen und Bohren an den konventionellen Maschinen. In diesem Bereich möchte er anerkannt werden und wird es trotz allen Bemühungen vermutlich nicht mehr.

KAPITEL 6: FALLUEBERGREIFENDE INTERPRETATION UND FOLGERUNGEN

Im folgenden Kapitel möchten wir nach der Darstellung von sechs Einzelfällen und der diachronen Rekonstruktion des Berufslebens in einem dritten Durchgang vergleichend und fallübergreifend versuchen, einerseits die Spezifität der vorgestellten Einzelfälle zu prüfen, andererseits nach den allgemeintypischen und in einem hypothetischen Sinne allgemeingültigen Verlaufsformen im Berufsleben zu fragen. Damit sind wir bei der Prüfung der im Kapitel 3 aufgestellten Thesen angekommen. Bisher haben wir versucht, mit hermeneutischen Methoden das Berufsleben von sechs Einzelfällen zu rekonstruieren und daraus Schlüsse für die strukturelle Veränderung des Berufslebens zu ziehen. Die deskriptive Art der Interpretation verhindert, dass Thesen im wissenschaftslogischen Sinne geprüft werden können. Im Sinne von Leitgesichtspunkten haben sie die Interpretationsarbeit begleitet und sollen nun im Lichte des vorgestellten Materials gewürdigt werden. Die Konfrontation der Thesen mit dem empirischen Material hat jedoch keinen Beweischarakter, sondern kann einschränken und korrigieren.
In diesem Sinne sind die am Schluss des Kapitels im Sinne einer Zusammenfassung der Ergebnisse aufgelisteten Folgerungen als Hypothesen zu verstehen, die an Hand unseres Untersuchungsmaterials gewonnen wurden und die für weitere biographische Untersuchungen im Bereich des Berufslebens da und dort hypothetischen Charakter annehmen können.

6.1. Biographische Verlaufsformen im Berufsleben

Berufsleben als subjektive Sinnkonstruktion des Berufsarbeiters kann als Versuch gewertet werden, auf die äussere Fragmentierung des Lebenslaufs eine sinnvolle, identitätsstiftende Antwort zu finden. Der Aufbau einer biographischen Linie im Sinne eines kontinuierlich sich verfestigenden beruflichen Themas kann

gelingen, aus den verschiedensten Gründen aber auch misslingen. Mit der Segmentierung des Bewusstseins soll der individuelle Versuch umschrieben werden, im Falle eines Misslingens gegenüber der eigenen Berufsarbeit "auf Distanz zu gehen" und die Berufsarbeit gegenüber dem persönlichen Bereich möglichst "abzuschotten". Die Distanzgewinnung hat ihrerseits zwei unterschiedliche Funktionen: einerseits kann sie dazu dienen, die Berufsarbeit in die Grenzen der zu leistenden Arbeitszeit zurückzuverweisen, um im persönlichen Freizeitbereich die Interessen zu entfalten, die man im Beruf nicht oder nicht mehr entfalten kann. Anderseits dient sie bei anderen Berufsarbeitern dazu, eine Alternative zum aktuellen Berufsleben aufzubauen und vorzubereiten. Die Alternative kommt dabei nicht allein als eine Einstellung, zum Beispiel als eine Bereitschaft zum Stellenwechsel zum Ausdruck, sondern zeichnet sich durch Handlungen wie Schulungs- und Weiterbildungsaktivitäten oder das Ansparen von finanziellen Ressourcen aus. Der Blick dieser Berufsarbeiter ist nicht einfach auf den Ersatz des bisherigen Berufslebens durch eine befriedigendere Alternative gerichtet, sondern auf eine grundlegende Veränderung der beruflichen Existenz, die in vielen Fällen einem Ausstieg aus dem bisherigen Berufsleben nahekommt. Segmentierung im Sinne einer Abschottung der Berufsarbeit gegenüber dem Freizeitbereich wie auch im Sinne eines Suchens nach einer anderen beruflichen Zukunft haben einen gemeinsamen Punkt: die tiefgreifende Unzufriedenheit mit dem bisherigen und aktuellen Berufsleben, die auf einer Diskrepanz zwischen persönlichem Anforderungsniveau und der angetroffenen Berufsrealität beruht (vgl. 114ff).

Wenn wir nun fallübergreifend empirisch die sechs rekonstruierten Einzelfälle idealtypisch unter dem Gesichtspunkt der Fragmentierung und der Segmentierung betrachten wollen, so ergeben sich vier typische Verlaufsmuster, die sich bezüglich berufssozialisatorischer Entwicklung, individuell angewandter Bewältigungsstrategie und beruflichem Selbstverständnis grundlegend voneinander unterscheiden.

Wir können auf einer ersten Dimension eine Gruppe von Berufsarbeitern unterscheiden, die über eine berufliche Perspektive verfügt, und eine Gruppe, die eine berufliche Perspektive nie

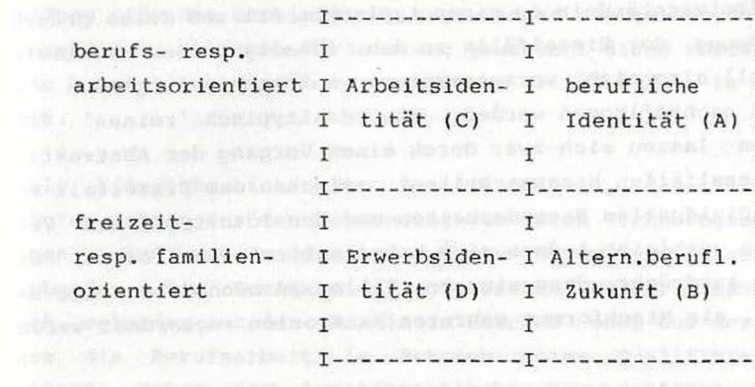

Abb. 7: Vier Verlaufsformen von Berufsleben bei gelernten Mechanikern und FEAM.

oder noch nicht entwickelt hat. Auf einer zweiten Dimension lässt sich zuordnen, ob die betreffenden Berufsarbeiter ihre Berufsziele im Berufsleben oder ausserhalb des Berufslebens im Freizeitbereich verfolgen. Die Ausbildung einer beruflichen Identität, die als berufliches Selbstverständnis über die reine Erwerbsidentität hinausgeht, stellt sich dar als eine Resultante aus Berufsorientierung und Zukunftsbezogenheit des rekonstruierten Berufslebens, während alle anderen Kombinationen Verlaufsmustern ergeben, die nicht zur Entwicklung einer berufliche Identität führen oder diese als vorgegebene soziale Norm in ihrer Biographie in Frage stellen oder ablehnen.

Als idealtypische Konstruktion von vier verschiedenen Grundeinstellungen zum Berufsleben, die sich aus dem diachronen Verlaufsmuster ergeben haben, ist im folgenden nach der empirischen Zuordnungsmöglichkeit der sechs dargestellten Einzelfälle zu fragen. An dieser Stelle kommt es uns weniger auf die reine Abbildung einer Verlaufsform im Einzelfall an, sondern auf die individuell unterschiedlichen Reaktionsformen und auf den Umstand, dass die auf sozialisatorischem Weg erworbenen und in der Erzählung dargestellten Verlaufsmuster letztlich das beruf-

liche Selbstverständnis in einer typischen Art und Weise prägen. Die Zuordnung der Einzelfälle zu den idealtypischen Verlaufsformen soll also nicht vorausgesetzt, sondern im folgenden an jedem Fall nachvollzogen werden. Die idealtypisch 'reinen' Verlaufsformen lassen sich zwar durch einen Vorgang der Abstraktion aus den Einzelfällen herausarbeiten, zwischen dem Einzelfall mit seinen individuellen Besonderheiten und den idealtypischen Verlaufsformen verbleibt jedoch eine hermeneutische Differenz, die sich darin ausdrückt, dass einzelne Fälle, je nach Lebenslage und Lebenalter, als Mischformen mehreren Kategorien zugeordnet werden können.

6.1.1. Die Entwicklung beruflicher Identität

Unter dieses Verlaufsmuster fallen Berufsarbeiter, die auf die Fragmentierung und berufsphasenspezifischen Umstellungen (vgl. Abs. 5.3) mit einer flexiblen Linienführung in der Berufsbiographie reagieren. Eine bereits im primären Sozialisationsprozess erworbene Sozialkompetenz wird in konkreten Verhandlungen über individuelle Berufswege genutzt und im Berufsalltag auf der Ebene der in der Berufsarbeit einsetzbaren kommunikativen Fähigkeiten weiterausgebildet. Autonomie drückt sich bei diesen Berufsarbeitern aus als Selbstverwirklichung im Beruf und durch den Beruf. Für die Bewältigung des Berufsalltags ist in jeder Etappe des Berufslebens Selbstkompetenz als Fähigkeit zur biographischen Analyse der Berufssituation, der beruflichen Zukunft sowie der Mittel, die zur Erreichung dieser vorgestellten Zukunft notwendig sind, mitentscheidend. Die flexible Linienführung kann als fortlaufender Analyse-, Anpassungs- und Verhandlungsprozess interpretiert werden, der dem einzelnen Berufsarbeiter im Rahmen seiner Einsatzmöglichkeiten eine individuelle Nische eröffnet, in der er seine beruflichen Ziele realisieren kann.

Das wichtigste Instrument, das sowohl die individuelle Flexibilität erhöht wie auch den Rahmen der individuellen Einsatzmöglichkeiten erweitert, ist die berufliche Weiterbildung. Diese vollzieht sich praktisch als arbeitsimmanenter Qualifizierungsprozess im Berufsalltag und als betrieblich finanzierte Anpassungsfort-

bildung für die betrieblich zugewiesene Aufgabenerfüllung. Im Sinne einer privaten Vorleistung geschieht diese ausserdem durch eine betrieblich gestützte berufliche Weiterbildung in der Freizeit.

Viele Einsatzbereiche von Berufsarbeitern, die sich in den letzten Jahren aus der Verwendung von Neuen Technologien ergeben haben, sind zunehmend mit dem Nachweis von Bildungszertifikaten verbunden. Die Dominanz der schulischen Weiterbildung erklärt sich entweder aus der Praxis im Betrieb oder aus der Tatsache, dass die Berufsarbeit im Betrieb keine Qualifizierung mehr zulässt. Neben der legitimatorischen Voraussetzung für einen bestimmten Einsatzbereich spielt auf der Ebene der Motivation die Honorierung der Lern- und Leistungsbereitschaft eine fast ebenso grosse Rolle. Der Mechaniker zum Beispiel, der wie Holzer privat einen Werkmeisterkurs besucht, bringt die notwendigen motivationalen Voraussetzungen für seine zukünftige Tätigkeit mit und dokumentiert eine in der beruflichen Zukunft zunehmend wichtige Bereitschaft zu schulischer oder theoretischer Weiterbildung.

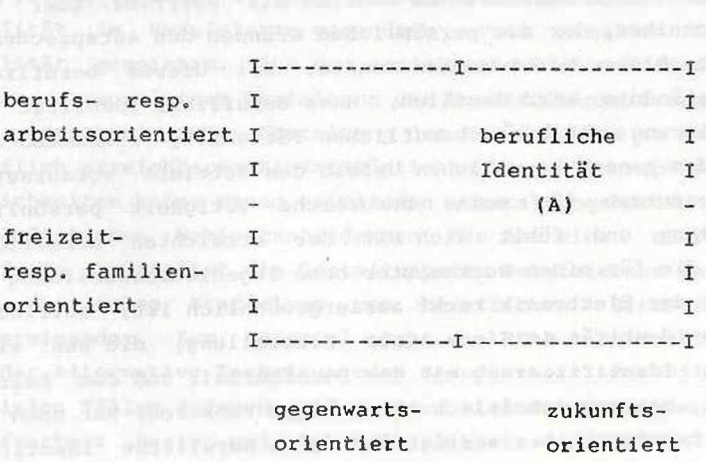

Abb. 8: Berufliche Identität als Resultante aus Berufs- und Zukunftsorientierung (Verlaufsform A).

Von unseren Einzelfällen entspricht Holzer am ehesten diesem Verlaufsmuster: Holzer meistert zwei berufliche Umstellungen durch ein aussergewöhnliches Engagement im Beruf. Mit privaten Vorleistungen (Werkmeisterschule) und der Bewährung in der Praxis - Holzer wird von seinen Vorgesetzten stets gefördert und gut bewertet - gelingt ihm ein beruflicher Aufstieg im Betrieb zum stellvertretenden Abteilungsleiter. Er wechselt, fachtechnisch gesehen, zweimal den Einsatzbereich: von der Werkzeugmacherei in die Mechanik und von der Mechanik in die Elektronik. Dazu kommt der berufliche Aufstieg mit Führungs- und Ausbilderqualifikationen, die er sich in der Form einer betrieblichen Kaderschulung aneignen kann. Obwohl eine Werkmeisterkarriere keineswegs selten ist für einen gelernten Mechaniker, wird bei Holzer im Einzelfall dennoch deutlich, dass er dieses Berufsziel durch eine flexible Linienführung, durch einen fortdauernden Anpassungs- und Aushandlungsprozess zwischen den eigenen Bedürfnissen und den betrieblichen Anforderungen und durch eine ungebrochene Lern- und Leistungsbereitschaft im Beruf erkämpft hat.

Holzer sieht sich beruflich am ehesten als Betriebs- oder Verfahrenstechniker, der aus persönlichen Gründen den entsprechenden Bildungsabschluss nicht machen konnte. Bei diesem beruflichen Selbstverständnis wird deutlich, dass berufliche Identität die Identifizierung mit einer beruflichen Tätigkeit, zunehmend aber auch mit dem ganzen beruflichen Umfeld des Betriebs voraussetzt. Holzer übernimmt für seine berufliche Tätigkeit persönliche Verantwortung und fühlt sich mit der erreichten beruflichen Position, die für einen Werkmeister ohne Ingenieursausbildung auf dem Gebiet der Elektronik recht aussergewöhnlich ist, zufrieden. Berufliche Identität im Sinne einer Einstellung, die aus einer gelungenen Identifizierung mit der Berufsarbeit und dem Betrieb resultiert, bekommt inhaltlich eine andere Funktion. Nur noch ein Teil der Berufsarbeiter verfügt über eine berufliche Identität, die den Aufbau einer eigenen Berufsperspektive im Betrieb und damit den Aufbau einer beruflichen Existenz ermöglicht.
Während sich die herkömmliche Bedeutung der beruflichen Identität am Ideal des handwerklich arbeitenden Berufsarbeiters orientiert, der ganzheitlich, sinnlich und erfahrungsbezogen, dazu noch wenig arbeitsteilig berufstätig ist, beschreibt der Begriff heute eher

eine Identifizierung mit einem Lebenslaufmuster, die bereits voraussetzt, dass man ein individuelles Berufsziel über mehrere Etappen realisieren will. Die Entwicklung von beruflicher Identität ist in vielen Fällen mit einem beruflichen Aufstieg in eine Entwicklungs-, Planungs- oder Kaderfunktion verbunden. Dass die beiden Werkmeister Stocker und Holzer in dieser Untersuchung am ehesten der biographischen Verlaufsform entsprechen, die die Entwicklung beruflicher Identität mit einschliesst, ist symptomatisch für den Umstand, dass es auf einer rein ausführenden Tätigkeitsebene schwieriger zu sein scheint, Identität zum gelernten oder zu einem verwandten Beruf in einem anderen Einsatzbereich zu entwickeln. Auf der Ebene der ausführenden Berufstätigkeiten sind Spezialisierung und organisationelle Arbeitsteilung stärker fortgeschritten, was den Aufbau einer langfristigen Perspektive erschwert.

6.1.2. Die Suche nach einer alternativen beruflichen Zukunft

Die Verlaufsformen A und B haben die Dominanz der Handlungsmodalität im Berufsleben gegenüber einer passiven Erleidensmodalität gemeinsam. Aus der sozialisatorischen Erfahrung einer eigenverantwortlichen Gestaltung der Berufstätigkeit ergibt sich eine perspektivische Gestaltung des Berufslebens im Rahmen der beruflich erreichbaren Einsatzmöglichkeiten. Biographische Wahlmöglichkeiten haben einen zeitlichen Gestaltungshorizont: neben grundsätzlichen Wahlentscheidungen für den einen oder anderen Berufsweg beinhaltet die Gestaltung des Berufslebens den Aspekt der zeitlichen Staffelung von beruflichen Einsatzbereichen hintereinander. Zum Beispiel steht ein FEAM nach der Berufswahl vor der Alternative Technikum oder Berufsarbeit. Das Dilemma wird in vielen Fällen dadurch gelöst, dass sich der FEAM zuerst in die Berufsarbeit begibt und sich dann nach ein paar Jahren neu für oder gegen ein berufsbegleitendes Ingenieurstudium am Abendtechnikum entscheidet.
Wenn der Zukunftsbezug im Sinne von Aufbau und Durchsetzung der eigenen beruflichen Perspektive beiden gestaltenden Verlaufsformen gemeinsam ist, so unterscheidet sie Methode und Ziel. Die berufliche Perspektive wird in der Verlaufsform B nicht konti-

nuierlich aufgebaut. Das Berufsleben dieser Gruppe ist "bewegt", verschiedene biographische Linien wechseln sich ab und ein kontinuierliches berufliches Thema kann nur phasenweise identifiziert werden. Instabilität in der biographischen Linienführung, das Wechseln der beruflichen Themen und Veränderungswünsche in bezug auf die berufliche Existenz hängen vielfach zusammen mit einer negativen Einschätzung des momentanen Berufsalltags, einschliesslich dessen lineare Verlängerung in die Zukunft:

> "Nachher ist etwas gekommen, wo ich mir gesagt habe, was willst du da bis 65 dahinten arbeiten. Irgendwann mit 40 kannst du das nicht mehr machen, dann bist du zu träge, du verstehst dann die neueste und modernste Technik nicht mehr" (Schneider, 91).

Die kritische Situationseinschätzung ist, wie im Falle von Schneider, verbunden mit einer beruflichen Identitätskrise und der Unmöglichkeit, sich längerfristig mit dem aktuellen Berufsalltag zu identifizieren. Der Identitätskonflikt wird entweder durch eine grundlegende Veränderung des Berufsalltags gelöst oder durch dessen Instrumentalisierung auf ein neues Ziel hin. Beide Handlungsmuster - die Veränderung und die Instrumentalisierung - sind im Falle von Schneider als zeitlich gestaffelte mittel- oder langfristige Varianten einer alternativen beruflichen Zukunft vorhanden. Längerfristig möchte er eine neue berufliche Existenz als selbständiger Bauer aufbauen, mittelfristig kann er sich auch vorstellen, dass der jetzige Berufsalltag eine berufliche Grundlage für eine Tätigkeit in einem kaufmännischen Bereich, wie im Einkauf oder Verkauf, nützlich sein könnte.
Das Ueberwiegen der Handlungsmodalität macht deutlich, dass diese Berufsarbeiter den Berufsalltag noch 'im Griff haben', die Unzufriedenheit bezieht sich eher auf die perspektivische Verlängerung des momentanen Zustandes in die Zukunft, die das Gefühl aufkommen lässt, dass andere, meistens brachliegende Fähigkeiten als zentrale Lebensinteressen nicht in das Berufsleben eingebracht werden können.
Der entscheidende Unterschied betrifft jedoch den Einbezug des Freizeitbereichs, entweder um eine alternative Zukunft vorzubereiten oder ein Berufsziel zu verwirklichen, das sich innerhalb

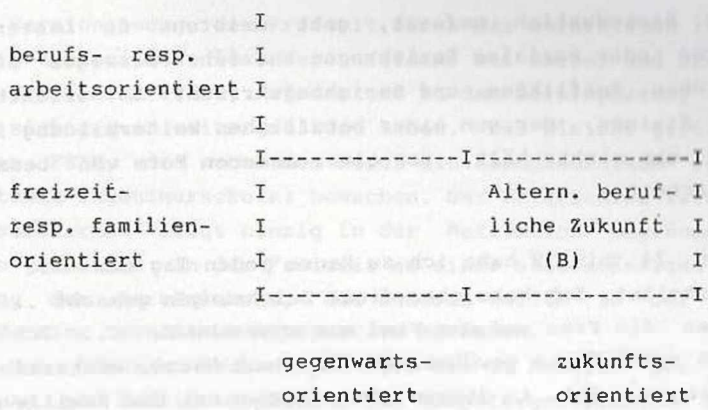

Abb. 9: Das Suchen einer beruflichen Alternative in der Zukunft, dargestellt als Resultante aus Freizeit- und Zukunftsorientierung (Verlaufsform B).

der bezahlten Arbeitszeit des Berufslebens nicht ohne weiteres realisieren lässt. Der Freizeitbereich wird von seiner Erholungs- und Reproduktionsfunktion enthoben und wird zu einem Lernbereich, in dem unbezahlterweise für die eigene Karriere und den Betrieb gearbeitet und gelernt wird. Von dem strukturellen Merkmal einer Vereinnahmung und Verkürzung des Reproduktionsbereichs her gesehen, spielt die Motivation für die Instrumentalisierung der Freizeit nur noch eine sekundäre Rolle: sowohl derjenige, der mit seinem Berufsalltag unzufrieden ist und der nach einer beruflichen Alternative sucht, wie derjenige, dem der Beruf dermassen gefällt, dass er in der Freizeit fachlich weiterlernt, um in der Hierarchie aufzusteigen, funktioniert den Reproduktionsbereich zu einem produktiven Lernbereich um. Die Instrumentalisierung der Freizeit bewirkt auf der Ebene der synchronen Zeitstruktur eine neuartige 'Dreiteilung' des Berufsalltags, bestehend aus der bezahlten Erwerbsarbeit, einer Schattenarbeit, meistens, aber nicht ausschliesslich in der Form einer vorwiegend selbstfinanzierten beruflichen Weiterbildung und einer Freizeit, die hauptsächlich der psychischen Regeneration dient. Diese Ausweitung des Berufsalltags in den Reproduktionsbereich, der neben der physischen und materiellen Reproduktion nun auch eine qualifika-

torische Reproduktion umfasst, geht meistens zu Lasten von familiären oder sozialen Beziehungen und führt deswegen oft zu persönlichen Konflikten und Beziehungskrisen. So erzählt zum Beispiel Steiner, der von einer beruflichen Weiterbildung in der Freizeit gar nichts hält, von einer anderen Form von bezahlter Schattenarbeit:

> "Von 74 bis 79 habe ich zu Hause jeden Tag für die Firma gearbeitet. Ich habe eben diese Zeichnungen gemacht ... dort haben die Frau und das Kind nur zugeschaut. ... Ich habe mich schon daran gewöhnt. Ich bin nach Hause, weiterarbeiten gegangen. Gut in diesen sechs Jahren hat die Familie nicht viel ... von mir gehabt". (111f)

Während die arbeitsimmanente Qualifizierung und die Anpassungsfortbildung während der Arbeitszeit zunehmend weniger funktionell für einen beruflichen Aufstieg sind, ist es andererseits die private berufliche Weiterbildung in zunehmendem Masse. Bildungsabschlüsse auf dem Gebiet der Ingenieurschulen - hier vor allem das berufsbegleitende Abendtechnikum -, nachqualifizierende Bildungsgänge, Softwareschulen oder andere Informatikzertifikate, Diplome von Handelsschulen oder eidgenössisch anerkannte Fachschulen sowie privat finanzierte Werkmeisterschulen werden als private Vorleistungen in den Betrieben mindestens kurz nach dem Erwerb des Berufszertifikates sehr schnell karrierewirksam, weil im allgemeinen der Bedarf an gutausgebildeten Fachkräften in der Industrie stets vorhanden ist.

Das Suchen einer beruflichen Alternative beschränkt sich nicht, wie im Falle von Schneider, auf potentielle Berufsaussteiger. Für die jüngere Generation von Berufsarbeitern ist diese Verlaufsform das Mittel, um im Berufsleben an eine bestimmte Position aufzusteigen, für die man sich nicht direkt innerbetrieblich qualifizieren kann. In technologischen Spitzenberufen ist zunehmend ein Denken verbreitet, das sich nicht allein auf die Qualifizierung in der Berufspraxis beschränkt, sondern neben dem Berufsalltag auch den Freizeitbereich für die Berufskarriere instrumentalisiert.

Die Vereinnahmung der Freizeit durch das Berufsleben ist nicht allein typisch für diese Verlaufsform. Bei Holzer und Stocker ist sie auch feststellbar, mindestens in den Berufsphasen, in denen sie sich privat weitergebildet haben. Das Gleiche gilt für alle jungen FEAM, die neben dem Beruf ein Abendtechnikum (berufsbegleitende Ingenieurschule) besuchen. Der Unterschied zwischen den Verlaufsformen liegt einzig in der Motivation begründet: die einen arbeiten in der Freizeit an einer statusmässigen Verbesserung des Berufslebens, die anderen wollen in der Freizeit gerade eine berufliche Alternative aufbauen.
Bei den jüngeren Mechanikern wird das im Bereich der Programmierung und Fertigungsplanung von computergesteuerten Maschinen sehr deutlich. Die Maschinenmechaniker nehmen nach der Lehre bewusst eine Stelle im ausführenden Bereich als Anlagenbediener an, bilden sich in der Freizeit durch Kursbesuch oder Selbststudium im Bereich der Programmierung weiter und steigen dann nach einer gewissen Zeit in einen höheren Einsatzbereich auf, zum Beispiel in die Programmierung von CNC-gesteuerten Anlagen.

Dass man sich ausserhalb des Berufslebens für eine neue Technologie qualifiziert, ist an sich nicht neu. Das Angebot an Fernkursen und Selbststudiengängen war beispielsweise in der Elektronik auch schon der älteren Generation von FEAM bekannt und wurde auch stets benutzt. Neu ist nur die prospektive Verknüpfung von Weiterbildung und Statusverbesserung, die zu einer Instrumentalisierung der Freizeit führt. Um an eine berufliche Position zu gelangen, beschränkt man die Berufspraxis auf den Zeitraum, den es braucht, bis man für die Arbeitstätigkeit genügend qualifiziert ist, und bereitet in der Freizeit prospektiv schon die nächste Etappe in der Berufskarriere vor.

6.1.3. Arbeitsidentität als Ausdruck von Arbeiterkultur

Einige Berufsarbeiter der älteren Generation zeigen im Berufsleben eine Verlaufsform, die sich unter dem Einfluss einer schichtspezifischen Arbeiterkultur aus einem beruflichen Selbstverständnis heraus entwickelt, das vorwiegend auf die berufliche Tätigkeit konzentriert ist. Arbeiterkultur umfasst ein

schichtspezifisches Sozialisationsmuster und ein Bewusstsein, das sich situationsübergreifend überall ausdrückt, in der Herkunftsfamilie, der Freizeitbetätigung und dem beruflichen Selbstverständnis.
Aus der Sozialisations- und Arbeitserfahrung entwickelt sich ein berufliches Selbstverständnis, das wir als Arbeitsidentität bezeichnen und das primär auf die Arbeitskraft und das Arbeitskönnen ausgerichtet ist.

Von den rekonstruierten Einzelfällen entspricht der Mechaniker Strahm am ehesten dieser Verlaufsform. Proletarische und halbbäuerliche Herkunft, ein berufliches Selbstverständnis im Sinne einer Mischung von Berufsstolz des 'Spitzenhandwerkers' und gekränkter Berufsehre, weil er nicht als Dreher arbeiten kann, und ein fast lebenslanger Kampf um materiellen Fortschritt zeichnen das Berufsleben von Strahm aus.
Strahm ist sich des Tauschwertes seiner Arbeit bewusst und achtet auch darauf, dass er gerecht entlöhnt wird. Gleichzeitig hat er aber ein sachimmanentes Interesse am Beruf des Mechanikers. Die Aufmerksamkeit Strahms richtet sich auf die "klassischen" Berufsdisziplinen des Handwerks des Mechanikers. Das berufliche Selbstverständnis bezieht sich auf die Vielfalt des beruflichen Könnens und auf den Berufsstolz, wie er bei den älteren Drehern noch vorzufinden ist.
Die Bedeutung der konkreten Arbeit und des Einsatzes eines breiten Bereichs des beruflichen Könnens kommt bei Strahm an der Stelle zum Ausdruck, wo er gefragt wird, was er denn beruflich an Stelle des Honens machen möchte:

> "Ich möchte lieber wieder etwas Mechanisches machen, ... etwas Manuelles oder so. Ich bohre gern manchmal ein Loch an einem Ort oder schneide irgendwo ein Gewinde hinein oder mache eine Reparatur. Das mache ich viel lieber als ewig dieses Honen" (Strahm, 11).

Eine Arbeit, die vielfältig, interessant und anforderungsreich ist und vom Berufsarbeiter eine hohe Sachverantwortung verlangt, soll anerkannt und gerecht entlöhnt werden. Die Arbeitstätigkeit bildet die Grundlage für eine kollektive Verbesserung des Berufs-

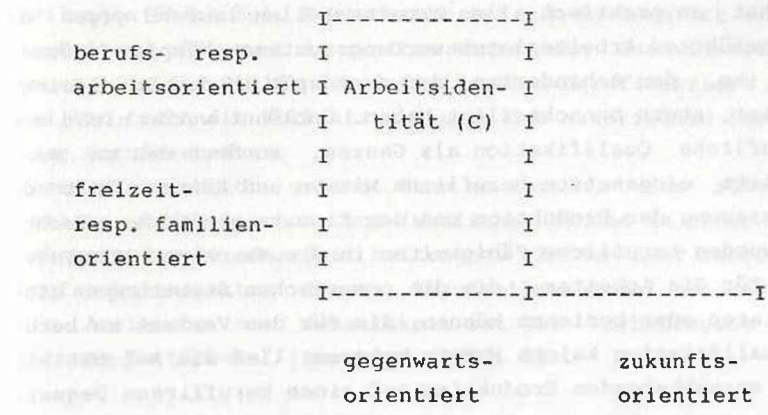

Abb. 10: Arbeitsidentität als Resultante aus Arbeits- und Gegenwartsorientierung (Verlaufsform C).

alltags. Die Berufsausübung stellt für den einzelnen Berufsarbeiter den Broterwerb dar, den man über Jahre hinaus mit hoher Berufszufriedenheit ausübt, den man mit Berufsstolz verbindet und der das berufliche Selbstverständnis im Sinne der Arbeitsidentität begründet.

Wie wir jedoch im Einzelfall bei Strahm und bei anderen Berufsarbeitern feststellen können, hat sich dieses ideale Berufsbild des Mechanikers in den letzten Jahrzehnten relativ stark verändert, was erklären könnte, warum diese Verlaufsform generationsspezifisch ist und praktisch nur bei den älteren Mechanikern oder Drehern anzutreffen ist.
Mit dem Einsatz von Neuen Technologien, vor allem dem Auftauchen von numerisch gesteuerten Maschinen und mit der organisatorischen Durchrationalisierung der Werkstatt, wurde die ganzheitliche Berufsauffassung des handwerklich arbeitenden Mechanikers überholt:

> "Früher hat eben ein Mechaniker ... der hat gehont, hat gedreht, er hat gestossen oder gezogen. Er hat gegrätet, er hat alles selber gemacht und ist dann auch dementsprechend entlöhnt worden, heute ist alles nur noch Spezialistentum" (Strahm, 173).

Strahm hat an praktisch allen Arbeitsstellen laufend gegen die neu eingeführten Arbeitsplatzbewertungssysteme kämpfen müssen, weil sie ihn, den Behinderten, der erst spät in den Beruf eingestiegen ist, stets benachteiligt haben. Entlöhnt wurde nicht mehr die berufliche Qualifikation als Ganzes, sondern das an einem Arbeitsplatz eingesetzte berufliche Wissen und Können. Mit der Automatisierung der Produktion und dem Einsatz von Neuen Technologien wurden berufliche Fähigkeiten in die Maschinen hineinverlagert. Für die Arbeiter, die die numerischen Steuerungen nicht programmieren oder bedienen können, die für den Verlust an beruflicher Qualifikation keinen Ersatz bekamen, lief die Automatisierung der spanabhebenden Produktion auf einen beruflichen Dequalifizierungsprozess hinaus. Die Mechaniker über 45 Jahre, die in der Produktion verbleiben, werden vom Betrieb in bezug auf die Neuen Technologien nicht requalifiziert. Diese Mechaniker haben innerbetrieblich praktisch keine Chancen, an Fachkurse delegiert zu werden. Selbst die kurzfristige Anpassungsfortbildung für im Betrieb neu angeschaffte Anlagen ist in den meisten Betrieben den jüngeren Berufskollegen vorbehalten. Im Unterschied zu den älteren FEAM, die zum Teil als Spezialisten für ältere Technologien, die noch über Jahrzehnte unterhalten und gewartet werden müssen, sehr gefragt sind, läuft das Verharren der älteren Mechaniker an den konventionellen Maschinen auf einen beruflichen Dequalifizierungsprozess hinaus, der die Berufsarbeiter in vielen Fällen im Betrieb den angelernten Arbeitnehmern gleichstellt.

Das zweite Merkmal dieser Verlaufsform ist das Fehlen einer individuellen Zukunftsvorstellung. Der Beruf wird als Arbeitsalltag interpretiert, wichtig sind Arbeit und die soziale Kooperation in der Werkstatt.
Die Solidarität in der Werkstatt überwiegt bei den älteren Mechanikern das Bedürfnis nach individuellem Aufstieg. Die sozialen Kooperationsformen drücken sich nicht nur in der Arbeitsidentität aus, sondern übertragen sich aus der Arbeitserfahrung auf die Zukunftsvorstellungen. Das eher mittelständischen Verlaufsmuster in einer Biographie beinhaltet eine individualisierte Berufsperspektive, die für sich und seine Familie verfolgt wird. Arbeitsidentität als Norm der Unterschicht beinhaltet mehr eine kollektive Arbeitserfahrung, die sich auf die Zukunftsvor-

stellungen überträgt. Fortschritt ist ein Fortschritt aller Berufsarbeiter und erst in zweiter Linie ein individuelles Fortkommen. An die Stelle der individuellen Berufskarriere des Angestellten tritt die kollektive Utopie des materiellen Fortschritts aller Berufsarbeiter.
Dieser Fortschritt gelingt dann am besten, wenn alle Berufsarbeiter durch Leistung und fachliches Können zu einer fachlich hochstehenden Berufsarbeit beitragen. In den 50er Jahren hat ein Berufsschulinspektor dieses Berufsethos einmal so umschrieben: "Die Aneignung von Genauigkeit ist die Vorbedingung für ein späteres Fortkommen" (Burkhard, 1950, 65).

Die Substitution der individuellen Berufsperspektive durch den allgemeinen Fortschritt lässt sich im Berufsleben Strahms nachweisen: Gerade bei der Entlöhnungsfrage wird der kollektive Bezug seiner Zukunftsperspektive sichtbar. Weil Strahm nur wie ein Angelernter und nicht wie ein Dreher entlöhnt wird, fühlt er sich ungerecht behandelt. Er kämpft jedoch nicht, wie wir das etwa bei Müller kennengelernt haben, allein um mehr Lohn, sondern er will, dass das System der Arbeitsplatzbewertung verändert wird und dass seine Arbeit gleich anerkannt und eingestuft wird, wie die Arbeit eines Drehers:

> "Aber es hat nicht soviel herausgeschaut wie ich hoffte. Ich habe da eine Kommission kommen lassen, am 8. August sind sie bei mir gewesen. Das hat mit Schein 3000 Franken gekostet. Die hätten mir einfacher jeden Monat 500 Franken mehr gegeben, da hätte ich mehr davon gehabt bis zur Pension" (120). "Es heisst heute, man könne auch einen darauf anlernen, der müsse nicht einmal einen Beruf haben, auf diesen Honmaschinen. Aber wenn nichts mehr zu Honen ist, können sie den nachher gebrauchen, um die Späne zusammenzuwischen, den können sie nicht an einer Drehbank einsetzen, wenn wir keine Honarbeit haben" (137f).

Die Ungerechtigkeit bezieht Strahm nicht allein auf seine Person, sondern auf die Bewertung des Arbeitsplatzes. Allerdings weist er darauf hin, dass das berufliche Können des Mechanikers polyvalenter ist als dasjenige eines Angelernten, der nur an einer

spezifischen Maschine eingesetzt werden kann.

Im Denken dieser Berufsarbeiter sichert die Orientierung auf die qualitativ hochstehende Berufsarbeit die Zukunft der Arbeitsplätze im Unternehmen und begründet den materiellen Fortschritt aller Arbeitnehmer. Die Einstellung zur Zukunft kann als Bestandteil des beruflichen Habitus des Arbeiters verstanden werden, als inkorporierter Selbstzwang: Wer nur wenige Möglichkeiten für einen individuellen Aufstieg hat, macht aus der Not eine Tugend. Er beschränkt seine Perspektive auf den Berufsalltag und gibt dort sein Bestes. Schon aus der primären Sozialisationserfahrung weiss er, dass ein rechter Arbeiter im Betrieb handwerklich arbeitet und konkret Hand anlegt. Die im Betrieb meistens besser gestellten Angestellten werden dann als "Bürolisten" oder "Theoretiker" abgelehnt.

Arbeitsidentität als berufsbiographische Verlaufsform zeichnet sich drittens durch ein anderes Verhältnis zum privaten Bereich der Freizeit und der Familie aus. Wenn wir bei anderen Verlaufsformen eine Tendenz zur Segmentierung des Bewusstseins in einen beruflichen und einen privaten Teil festgestellt haben, gilt diese Tendenz hier ausgesprochen nicht: Strahm zum Beispiel ist ein Berufsarbeiter, der sowohl in der Berufsarbeit wie auch in der Freizeit ein Arbeiter geblieben ist. Beruf, Arbeit, Familie und Freizeit sind für ihn ein Teil einer umfassenden Arbeiterkultur, die in den jüngeren Generationen in dieser kulturellen Vielfalt nicht mehr vorhanden ist. Wichtige Merkmale der Berufstätigkeit finden sich bei Strahm auch in der Freizeit wieder, wie die Betonung der Kollegialität, das Doppelspiel von Sich-Fügen und gleichzeitigem Ablehnen der Hierarchie in den Arbeitervereinen, die Bevorzugung von ganzheitlichen körperlichen Arbeiten in der Freizeit, als sportliches Engagement im Arbeitertouringbund sichtbar, als auch beim Strahlen, ein Hobby, das neben der körperlichen Anstrengung ein enormes Wissen voraussetzt usw.
In diesem Sinne ist Arbeitsidentität ein tätiger und gelebter Ausdruck von Arbeiterkultur, die den beruflichen und den privaten Lebensbereich durch eine gemeinsame kulturelle Orientierung aufeinander bezieht. Arbeitsidentität steht vom Bedeutungsgehalt her zwischen der reinen Erwerbsidentität und der beruflichen

Identität. Dass Strahm die Anerkennung als qualifizierter Berufsarbeiter versagt geblieben ist, hat neben all den situativen Gründen auch mit diesem beruflichen Selbstverständnis als qualifizierter Berufsarbeiter zu tun, der die Ethik des höheren Angestellten, der "studiert und aufsteigen will", bewusst ablehnt.
Der berufliche Dequalifizierungsprozess ist an den handwerklich arbeitenden Mechanikern nicht spurlos vorbeigegangen. Obwohl Strahm an vielen Stellen, nicht nur beim Honen, "immer Lärm gemacht hat", ist heute sein Kampf gegen "die da oben" erlahmt. Statt Handlungsformen sind heute Erleidensformen dominant. Er gehört mit zu denen, die den Berufsalltag erdauern, im Wissen darum, dass für sie "der Zug abgefahren ist".

Zusammenfassend kann die Entwicklung von Arbeitsidentität als eine Verlaufsform beschrieben werden, in der die wesentlichen Berufserfahrungen durch das Arbeiten an konkreten und sinnlich erfahrbaren Arbeitsgegenständen und durch die soziale Kooperation gemacht werden. Die Arbeitserfahrung drückt sich aus im beruflichen Selbstverständnis und in der Zukunftsperspektive. Arbeitsidentität schliesslich ist Ausdruck einer einer Arbeiterkultur, die das gesamte Berufsleben und den Privatbereich umfasst und die sich auszeichnet durch die Ausrichtung auf eine kollektive Verbesserung des Lebensstandards.

6.1.4. Erwerbsidentität

Als letztes kann der beruflichen Identität als einer Verlaufsform, die mit sozialem Aufstieg, dem Vorliegen einer Berufsperspektive und einem individuell verfügbaren Berufsweg verbunden ist, eine Verlaufsform entgegengestellt werden, die für eine Minorität von Mechanikern oder FEAM zutrifft und die sich durch die strukturelle Negation der ersten Verlaufsform auszeichnet, dies wir als Entwicklung beruflicher Identität umschrieben haben. Das berufliche Selbstverständnis reduziert sich im Berufsleben dieser Arbeiter auf den Erwerb. Bildungsbarrieren und mangelnde Identifizierung mit dem Beruf verhindern sowohl das Entstehen eines inhaltlichen Interesses am Beruf wie eine Orientierung auf

eine berufliche Zukunft hin.
Berufsarbeiter wie der 50jährige Steiner, aber auch der 21jährige Müller entsprechen von der biographischen Entwicklung her dieser Verlaufsform. Von der Altersstreuung her ist diese Verlaufsform weniger alters- oder generationsspezifisch.

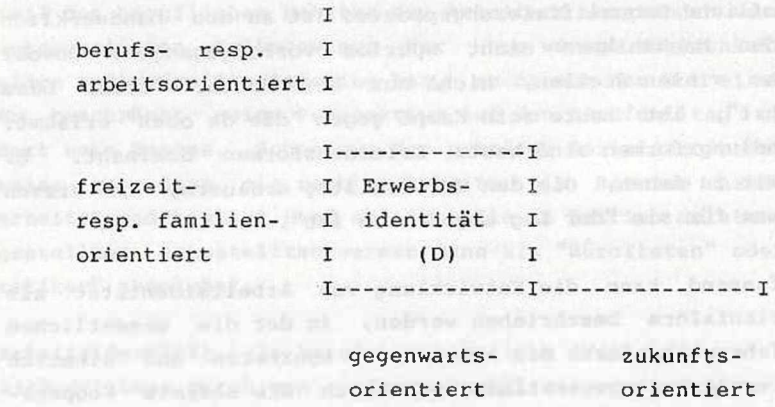

Abb. 11: Erwerbsidentität als Resultante aus Freizeit- und Gegenwartsorientierung (Verlaufsform D).

Eine Identifikation mit dem gelernten Beruf oder mit der Berufstätigkeit in einem spezifischen Einsatzbereich ist nicht mehr vorhanden oder nur noch schwach ausgeprägt. Die Nicht-Identifikation führt im fortgeschrittenen Lebensalter häufig zu einem beruflichen Abstieg auf Arbeitsplätze von Angelernten. Obwohl Müller wie Steiner ihren beruflichen Status als gelernte Arbeitskräfte formell halten können, ist der Dequalifizierungsprozess in der beruflichen Tätigkeit bei beiden augenfällig: Müller beklagt sich darüber, dass er an der Schule Mikroprozessorkurse besucht hat, sein Wissen aber im Berufsalltag nicht einbringen kann. Steiner wird nur in der mechanischen Kontrolle beschäftigt, von der elektronischen Messtechnik, die seine beruflichen Kompetenzen erheblich erweitern könnte, bleibt er ausgeschlossen. Die Stagnation im beruflichen Qualifikationsprozess, die Verhinderung des Erwerbs neuer Qualifikationen und das Verlernen "alter" Berufsqualifikationen, die nicht mehr gebraucht, sondern nur noch

vorausgesetzt werden, bedeuten für die betroffenen Berufsarbeiter einen Dequalifizierungsprozess. Bei Ueberwachungsarbeiten wie der Bedienung von numerisch gesteuerten Maschinen in der Metallbearbeitung ist zum Beispiel beim Drehen das Wissen um die Zusammenhänge von Schnittwinkel, Vorschub und Drehgeschwindigkeit nach wie vor für die präventive Instandhaltung und für die Verhütung von Stillständen oder Schäden an den Anlagen von Bedeutung. Für die Arbeitsausführung ist dieses Berufswissen jedoch nicht mehr vonnöten und wird auch nicht mehr weiter geübt.

Aus der Berufsunzufriedenheit und der Kluft zwischen der persönlichen und beruflichen Identität folgt das Dominieren von Erleidens- statt Handlungsformen. Weder Müller noch Steiner sind in der Lage, ihre berufliche Situation konkret zu verändern. Die Orientierungskrise von Müller ist vielleicht nur vorübergehender Natur, während bei Steiner die Nicht-Identifikation im ganzen Berufsleben überall zum Vorschein kommt. Wie wir in bezug auf die Zukunftsvorstellungen dargestellt haben (vgl. S. 228), schlagen sich die Berufsunzufriedenheit und die mangelnde Identifizierung mit der Berufsarbeit auch auf die Perspektive nieder, Beide können sich die Zukunft nur als Ausstieg aus dem Erwerbsleben vorstellen: Steiner möchte lieber malen und Müller hofft auf ein Zwischenjahr, das ihm ermöglichen würde, grundsätzlich über seine Bedürfnisse nachzudenken.
Weil die Berufsarbeit und das Berufsleben vorwiegend negativ erlebt werden, reduziert sich das berufliche Selbstverständnis auf die Möglichkeit des Gelderwerbs. Das Leben ausserhalb des Berufs, der Freizeitbereich und die Familie bekommen eine grössere Bedeutung. Der Beruf hat die Funktion, das Leben im Privatbereich zu finanzieren. Die Instrumentalisierung der Freizeit zu Gunsten des Berufslebens wird invertiert zu einer Instrumentalisierung des Berufslebens zu Gunsten des privaten Bereichs. Ein 22jähriger Mechaniker hat in bezug auf den Einstellungswandel in der Lehre diese instrumentelle Orientierung so umschrieben:

> "Gegen das vierte Lehrjahr hin habe ich einfach gearbeitet, damit ich nachher weg kann, dass ich einfach das Geld habe, um auszugehen..." (34).

Und auch bei Müller ist das Motiv des "Abschaltens nach der Arbeit" sehr deutlich, nach der Arbeit will er in der Freizeit etwas ganz anderes machen. Ausgehend von seiner negativen Berufserfahrung versteht er die älteren Berufskollegen, die wegen der Familie nicht mehr aussteigen können und die dann in bezug auf das Geld soviel als möglich aus ihrer Arbeit herausholen wollen.

Im Berufsleben Steiners ist diese Doppelstruktur der Erwerbsidentität sichtbar: In der Berufsarbeit muss er stets darauf achten, dass er finanziell "über die Runden kommt". Deshalb würde er sich "lieber heute als morgen" schon pensionieren lassen, um seinem Hobby, dem Malen, nachgehen zu können. Der Rückzug in das Private ist bei ihm mit einer Orientierung an der Familie verbunden, die durch die südländische Herkunft und die Betonung des "Familiensinns" in dieser Kultur bedingt ist.

> "Jetzt einfach die Familie ... Darum will ich ja nicht, dass meine Frau arbeiten geht. ... Diese Zerrüttungen, die wir da haben in der Schweiz, stehen in keinem Verhältnis zum Lebensstandard" (37/2).

Der Rückzug in das Private ist bei Steiner mit einer tiefen Sorge verbunden, die Familie finanziell nicht genügend absichern zu können. Als Berufsarbeiter im ausführenden Bereich ist Steiner finanziell nicht auf Rosen gebettet, seine Sorgen und Aengste haben einen realen Grund. Die Familie ist für ihn der emotionale Schonraum, der ihm das Ueberleben im Beruf ermöglicht. Deshalb darf das Familienleben durch die Berufsarbeit nicht zu stark tangiert werden. Dies entspricht auch weitgehend seinem "südländischen" Verständnis der Rolle der Frau in der Familie:

> "Unter Lebensstandard verstehe ich auch noch das Familienverhältnis. ... Sie wissen ja, wenn Sie eine dreiköpfige Familie haben, mit dem Einkommen, das ich habe, ist es vorher noch gegangen, aber jetzt geht es dann langsam an die Grenze heran. Früher ist es vielleicht ein Luxus gewesen, wenn die Frau gearbeitet hat, da kann man gar nicht mehr anders. Mit den Wohnungspreisen, die wir haben, ist nicht einmal mehr das Existenzminimum drin" (39/2ff).

Im Berufsleben verhindert der mangelnde finanzielle Anreiz eine bessere Einstellung zu Beruf und Arbeit. Dies ist ein Grund, dass Steiner im Beruf alle Hoffnungen aufgegeben hat und seine persönliche Zukunft als bedroht empfindet.

> "Darum würde ich den Beruf nicht mehr lernen, weil, man kommt an eine Grenze, dann können Sie leisten und bringen was Sie wollen, Sie bleiben immer gleich. Auf Deutsch gesagt, sind Sie einfach der Handlanger. ... Das ist nur ein Träumchen da mit dem Fachmann, genauer arbeiten und so. Da hole ich Ihnen einen in Italien unten, aus Sizilien, der macht das in einem Jahr auch an der Maschine" (51ff).

Wenn wir bei Müller und Steiner das Berufsleben strukturell in seiner diachronen (biographischen) und synchronen (Beruf - Freizeit) Dimension betrachten, so wird subjektiv das Bestreben deutlich, Arbeit und Beruf "räumlich" so klein als möglich zu halten (vgl. Abb. 11, S.260). Perspektivisch ist das Berufsleben auf das Fragment des momentanen Berufsalltags und dessen unmittelbare Zukunft beschränkt. In bezug auf die Freizeit wird das Berufsleben auf das Segment der beruflichen Arbeitszeit reduziert. Selbstverwirklichung und persönliche Interessen erscheinen, wenn sie überhaupt noch vorhanden sind, als ewas, was ausserhalb des Berufs stattfindet, wobei der Beruf die notwendige Voraussetzung für die Finanzierung dieser Freizeitinteressen darstellt.
Diese Minimierungsstrategie des Beruflichen ist zwar auch Ausdruck einer Verschiebung der zentralen Lebensinteressen in den Reproduktionsbereich. Die Verschiebung ist aber hauptsächlich als eine Reaktion auf das Berufsleben und sozialisatorisch als eine Generalisation von resignativen Einstellungen in bezug auf die Veränderungsmöglichkeiten im Berufsleben zu werten. Das Vorliegen von zentralen Lebensinteressen ausserhalb des Berufs selbst setzt den Versuch voraus, aus den eigenen Lebensinteressen eine berufliche Existenz aufzubauen. In diesem Punkt unterscheidet sich die Erwerbsidentität von der zweiten Verlaufsform, der Suche nach einer Alternative zum Beruf.

Die Rekonstruktion von vier idealtypischen Verlaufsformen des Berufslebens beinhaltet keine Aussage über deren statistische

Verbreitung. Sie erhalten Plausibilität auf dem Hintergrund, dass sie an mehreren Fällen in unterschiedlichen Berufssituationen belegt werden können, und decken insgesamt, trotz der idealtypischen Reduktion auf ordnende Merkmale, die Bandbreite der individuellen Gestaltungsmöglichkeiten im Berufsleben ab. In diesem Sinne sind die vier Verlaufsformen der Versuch, die Gesamtheit von gelungenem und misslungenem, gestaltendem und erleidendem, zukunftsbezogenem und gegenwartsorientiertem, lern- und arbeitsorientiertem Berufsleben begrifflich zu rekonstruieren.
Gesamthaft wird über die vier Verlaufsformen eine Polarisierung der Schicht der gelernten Berufsarbeiter sichtbar, die selbst in Berufen stattfindet, die eine sehr lange Grundausbildung haben und die in den letzen Jahren in bezug auf den technologischen Wandel den neuen Verhältnissen angepasst worden sind. Weil aber die Berufsarbeiter nicht so schnell requalifiziert und umgeschult werden können und die Betroffenen dies zum Teil subjektiv auch gar nicht als erstrebenswert erachten, bewirkt der soziale Wandel eine Polarisierung der Berufsarbeiter, die sich in der beruflichen Perspektive, der Handlungsmodalität und dem beruflichen Lernen nachweisen lässt. Die einen verfügen über eine individuelle Perspektive, gestalten den Berufsalltag und das Berufsleben aktiv mit und werden dauernd weitergebildet. Die anderen hoffen allein noch auf einen gesellschaftlichen Fortschritt, erleiden den Berufsalltag und das Berufsleben weitgehend passiv und sind für eine fachliche Weiterbildung auf sich selbst angewiesen. Der Zusammenhang von Polarisierung und biographischer Verlaufsform ist treffend im biblischen Gleichnis von den Talenten beschrieben: "Wer hat, dem wird gegeben; wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Wie kann die Polarisierung der Berufsarbeiter in technologischen Spitzen-Berufen erklärt werden? Für uns ist sie weitgehend Ausdruck eines Konkurrenz- und Leistungssystems, das aus der Berufsarbeit auf das Berufsleben der gelernten Berufsarbeiter abfärbt. Der 'soziale Darwinismus' des Wirtschaftssystems bildet sich in einem hierarchisch gegliederten System biographischer Verlaufsformen ab: Unter den Berufsarbeitern gibt es Gewinner, die über das ganze Berufsleben hinweg Erfolg haben und die beruf-

liche Identität aufbauen können wie Holzer. Dann gibt es diejenigen, die zeitweilig eine Pechsträhne haben wie Stocker oder Müller und diejenigen, die von einem gewissen Zeitpunkt an, zum Beispiel mit vierzig Jahren, langsam auf die Verliererstrasse kommen wie Schneider, weil sie beruflich nicht aufgestiegen sind und ab einem bestimmten Alter nicht mehr an Kurse delegiert werden. Schliesslich gibt es die Unzufriedenen und die Unglücklichen im Beruf wie Strahm und Steiner, die zeit ihres Berufslebens versuchen, wenigstens finanziell "auf einen grünen Zweig" zu kommen.

6.2. Das typisch Allgemeine und das individuell Besondere

Das wissenschaftstheoretische Vorgehen haben wir im Kapitel 2 (S.22ff) dargestellt. Ausgehend von der hermeneutischen Interpretation von sechs Einzelfällen stellt sich nun die Frage, was die dargestellten Verlaufsformen und Entwicklungsmuster bedeuten. Repräsentativität und Allgemeingültigkeit in einem statistischen Sinne muss der geringen Zahl der einbezogenen und interpretierten Fälle wegen ausgeschlossen werden. Damit stellt sich grundsätzlich die Frage, inwiefern die hier dargestellten Ergebnisse verallgemeinerbar sind.
In erster Linie müssen die Ergebnisse eingeschränkt werden auf den Untersuchungsbereich von FEAM und Mechanikern in Gross- und Mittelbetrieben. Die Berufswege sind in anderen Berufsbereichen und anderen Branchen - denken wir etwa an den Dienstleistungsbereich - verschieden. Ferner sind die Aussagen über das Berufsleben durch die Untersuchungsmethode eingeschränkt. Aus der erinnernden Perspektive können wir das vergangene Berufsleben rekonstruieren als eine Sichtweise, die durch die berufliche Stellung und das Lebensalter mitbestimmt ist. Schliesslich ist die Erzählung durch die übergreifende Bilanzierung mitgeprägt: der eine Berufsarbeiter stellt sein Berufsleben als "Erfolgsgeschichte" dar, der andere als eine "Verlierergeschichte". Schlussfolgerungen im Hinblick auf eine Theorie beruflicher Sozialisationsprozesse im Erwachsenenalter können demzufolge nur unter Mitberücksichtigung der Faktoren "Erinnerung" und "Darstellung" gezogen werden.

Dass die Erinnerung an die Lehrzeit die Darstellung des Berufslebens in Abhängigkeit von der erreichten beruflichen Position beeinflusst, haben wir zum Beispiel bei Holzer und Stocker, den beiden Werkmeistern, gesehen.
Darüber hinaus stellt sich nun die Frage, wieweit die hier vorgestellte Interpretation des Berufslebens typisch ist im Sinne des durchschnittlich zu Erwartenden und wieweit hier individuelle Ausnahmefälle thematisiert wurden.
Wie wir in der neunten These (S.141f) ausgeführt haben, ist für das hermeneutische Interpretationsverfahren gerade die Interpretation der hermeneutischen Differenz zwischen Vorwissen und 'im Text' Erkanntem zentral. In Uebernahme der wissenschaftstheoretischen Position der objektiven Hermeneutik (vgl. S. 62ff) lässt sich die hermeneutische Differenz als Differenz zwischen dem Allgemeinen der soziologischen Struktur und dem Besonderen des Einzelfalls abbilden. Damit wird es möglich, im Sinne eines Vorwissens das allgemeinsoziologische Wissen über einen 'normalen' Berufsverlauf der Besonderheit des Berufslebens von sechs Berufsarbeitern gegenüberzustellen.
Im folgenden versuchen wir, diese Differenz nachzuweisen und das Berufsleben auf das allgemein Typische und das individuell Besondere hin zu untersuchen.

Betrachten wir zum Beispiel die beiden Vertreter der jüngeren Generation von FEAM, Müller und Schneider: Die erste Besonderheit besteht darin, dass beide auf ihrem gelernten Beruf berufstätig geworden sind. In einer empirischen nicht-repräsentativen Totalbefragung von 143 Absolventen einer FEAM-Lehre in einem Grossbetrieb beträgt der Anteil der Absolventen, die auf dem Beruf tätig sind, in der Altersklasse der 20- bis 29jährigen 20%, ein Wert, der sich in den höheren Altersklassen noch einmal halbiert (vgl. Abb. 12). Demgegenüber sind in der gleichen Altersklasse 30% als Laboranten berufstätig. Dieser Wert sinkt bei den über 30jährigen FEAM in den Labors auf knappe 5%.

Von der soziologischen Verteilung her gehören Müller und Steiner zu der Hälfte von FEAM, die in einer ausführenden Stellung verbleiben und beruflich nicht aufsteigen. Die andere Hälfte der FEAM besucht nach der Lehre entweder direkt eine Ingenieur-

	20-29 Jahre	30-39 Jahre	40-52 Jahre	
Produktion (FEAM)	20%	13%	11%	
Laboranten (FEAM)	30%	5%	1%	
Ingenieure	37%	58%	50%	
Vorgesetzte	12%	20%	35%	
Anteile n =	59	58	26	n = 143

Abb. 12: Berufstätigkeit von 143 FEAM-Lehrabsolventen nach MATHYS (1984,20).

schule oder macht diese berufsbegleitend, das heisst in Kombination mit einer Tätigkeit in einem Labor oder steigt innert zehn Jahren in eine Vorgesetztenposition auf. In bezug auf die häufigsten Berufslaufbahnen sind Müller und Schneider also, soweit wir das aus der empirischen Erhebung von MATHYS (1984) überhaupt folgern können, untypische Fälle. Ihre Schwierigkeiten mit dem Berufsfeld und der Mangel an Berufsperspektiven kann auf dem Hintergrund eines antizipatorischen Vergleichs mit den Einsatzmöglichkeiten ihrer älteren Berufskollegen verstanden werden. Bei den über 40jährigen sind nur noch wenige FEAM in der Produktion berufstätig, eine Tendenz, die wegen der Polarisierung der Berufsqualifikationen in hochqualifizierte und dequalifizierte Arbeitskräfte vorwiegend infolge des Einsatzes von Neuen Technologien noch zunehmen wird.

Auch der Vergleich zwischen Müller und Schneider ist in bezug auf die soziologische Struktur interessant. Müller befindet sich in einer beruflichen Orientierungskrise: er müsste sich entweder durch Weiterbildung oder durch arbeitsimmanente Qualifizierung beruflich weiterentwickeln. Die Arbeitsplätze in den Entwicklungslabors werden aber vorwiegend den FEAM vorbehalten, die berufsbegleitend eine Ingenieurausbildung (Abendtechnikum) absolvieren. Müller müsste sich also für die berufliche Zukunft einen Wechsel des Einsatzbereiches oder eine andere berufliche Weiterbildung überlegen. Das Dilemma, in dem sich Müller befindet, ist

sicher kein Einzelfall, sondern muss von allen FEAM gelöst werden, die nicht den "Königsweg" über die vollzeitliche Ingenieurausbildung nehmen wollen. Die Orientierungskrise Müllers hat schliesslich mit der Unmöglichkeit zu tun, für sich eine konkrete berufliche Perspektive aufbauen zu können. Der Ausstieg aus dem Berufsfeld, bei Müller als Zwischenjahr in England geplant, ist bei den jüngeren FEAM gar nicht so selten. Von den 17% der FEAM, die nach MATHYS (1984, 32f) das Berufsfeld völlig verlassen, tun dies zwei Drittel in den Jahren unmittelbar nach der Lehre und ein weiteres Drittel ungefähr nach sieben bis neun Berufsjahren. Wenn wir daran denken, dass die Betriebe auch ein Interesse haben, die wenigen qualifizierten FEAM, die in der Produktion bleiben, möglichst lange im Betrieb zu behalten, so lässt sich verstehen, dass ein grosser Teil der FEAM, die in der Produktion verbleiben, Schwierigkeiten haben, in einen Einsatzbereich ausserhalb der Produktion zu wechseln. Ein Werkmeister in einer Produktionsabteilung, der auf qualifizierte Arbeitskräfte angewiesen ist, hat diesen Sachverhalt so ausgedrückt:

> "Den Praktiker unter den FEAM, den gibt es nicht mehr, weil die Möglichkeit da ist, vom Beruf davonzuspringen. Ich habe keinen einzigen FEAM auf der Abteilung, das ist ein fertiger Sch... /vulgär/ so" (208f).

Im Allgemeinen ist der Wechsel des Einsatzbereiches nur über einen Stellenwechsel möglich, der eine Bereitschaft zu regionaler Mobilität voraussetzt und nur in Zeiten des Arbeitskräftemangels leicht vorzunehmen ist. Aus demselben Grund hat Müller nach der Lehre den Betrieb in der damaligen wirtschaftlichen Krisensituation nicht gewechselt.
Umgekehrt ist der Ausstiegswunsch von Schneider zwar aus der strukturellen Perspektivenlosigkeit der Laborantentätigkeit verstehbar, weil es Laboranten über vierzig Jahren praktisch nicht gibt. Dennoch scheint der völlige Ausstieg aus der Laborantentätigkeit und aus dem Berufsfeld der Elektronik viel seltener zu sein, weil im allgemeinen diese Arbeitsplätze für die Facharbeiterstufe sehr privilegiert erscheinen. Von den Arbeitsbedingungen her sind die Laboranten, abgesehen von der eigentlichen Entwicklungsarbeit, den Ingenieuren gleichgestellt. Deshalb ist

die langfristige Perspektive von Schneider eher untypisch und der mittelfristige Wechsel des Einsatzbereiches in einen kaufmännischen Tätigkeitsbereich, von dem Standpunkt der Normalbiographie aus betrachtet, viel wahrscheinlicher.
Dennoch finden sich auch bei Schneider allgemein-typische Entwicklungsmuster im Berufsleben. Wer als FEAM den Einsatzbereich wechseln oder das Berufsfeld ganz verlassen will, tut dies entweder mit 20 Jahren nach der Lehre oder spätestens mit 30 Jahren. In der Kategorie der über 30jährigen sind nur noch 18% der FEAM in ausführender Stellung in der Produktion oder in einem Entwicklungslabor tätig. Die Restlichen sind beruflich aufgestiegen oder haben sonst ein eigenes berufliches Thema gefunden.

Ohne die Berufslaufbahnen von Mechanikern selbst empirisch in gleicher Weise überprüft zu haben, lassen sich ähnliche Einschätzungen für die beiden Werkmeister Stocker und Holzer vornehmen. Allgemein-typisch ist die Werkmeisterkarriere an sich, individuell ist aber die Art und Weise, wie Stocker und Holzer Werkmeister geworden sind. Für den gelernten Mechaniker ist der berufliche Aufstieg zum Meister viel häufiger als für den FEAM. Die Differenz hat erstens historische Gründe: Seit Beginn der staatlich geförderten Berufsbildung gibt es eine gewerbliche Meisterausbildung für den Mechaniker im Gegensatz zum FEAM, der sich als Industrieberuf entwickelt hat (vgl. für die BRD: RAUNER, 1986,14f). Zweitens ist im Unterschied zu den FEAM die Selbstrekrutierung aus der Produktion viel höher. Der überwiegende Teil der gelernten Mechaniker ist nach der Lehre in der Produktion berufstätig. Die Beförderung zum Vorarbeiter stellt sich als Etappe auf einer innerbetrieblich vorstrukturierten Laufbahn dar. Bei den jüngeren Absolventen der neukonzipierten Lehre des Maschinenmechanikers wird ein mit den FEAM vergleichbares Muster sichtbar. Mit der generellen Anhöhung der fachtechnischen Anforderungen absolvieren dort vermehrt Personen die Lehre, die gerade nicht auf dem Beruf bleiben, sondern später direkt an die Ingenieurschule gehen möchten. Wenn sie in der Produktion bleiben, definieren sie diese Tätigkeit als Praktikum auf Zeit, im Hinblick auf einen anderen, statusmässig höher eingestuften Einsatzbereich. Für die ältere Generation von Mechanikern ist diese Form der Instrumentalisierung der Berufswege relativ selten.

Von einer individuellen Besonderheit zeugen die Berufswege von Holzer und Stocker. Holzer wechselt seinen gelernten Fachbereich wegen einem Unfall, also aus situativen Gründen. Der Wechsel des Berufs und der berufliche Aufstieg zum stellvertretenden Abteilungsleiter ist zwar individuell verstehbar, aber dennoch von dem durchschnittlich von einem Berufsarbeiter zu Erwartenden her eher ungewöhnlich. An dieser Stelle wird deutlich, wie die hermeneutische Differenz zwischen allgemein Erwartetem und individuell Geleistetem die Interpretation des Berufslebens bestimmt. Die Zukunftsangst von Holzer, die mangelnde Absicherung seiner erreichten Position durch Berufstitel haben gerade damit zu tun, dass er sich zwar in seiner Selbstwahrnehmung als zufrieden einstuft, gleichzeitig aber von seinen höherqualifizierten Berufskollegen laufend zu spüren bekommt, dass er eben nur Werkmeister und nicht Ingenieur oder Betriebsökonom ist.
Im Vergleich zu Holzer ist das Berufsleben Stockers typischer, wenn auch nicht unbedingt durchschnittlicher für einen gelernten Mechaniker. Trotz dem beruflichen Erfolg und einer anhaltenden Weiterbildungsbereitschaft wird bei ihm, sowohl individuell wie auch beruflich in bezug auf die Rolle des Werkmeisters, ein Anpassungsprozess sichtbar. Stocker musste, nach einer ersten Ausbildungsphase mit dem Berufsziel "Pilot", seine Ansprüche herabsetzen. Nach einer längeren Such- und Orientierungsphase entschliesst er sich, Werkmeister zu werden. Heute ist er mit dem Erreichten zufrieden. Das Bewahren und Absichern der beruflichen Stellung geschieht einerseits durch eine intensive persönliche Weiterbildung, andererseits gerade dadurch, dass er sich der technischen Entwicklung fügt und "sich nicht wehrt". Anpassungsfortbildung und Identifikation mit dem Betrieb sind in diesem Falle Ausdruck eines im Berufsleben erworbenen Sozialisationsmusters der Abwehr weitergehender Bedürfnisse und grundsätzlicher Bedenken wie der "Angst vor der Zukunft".
Besonders deutlich wird der Zusammenhang von beruflichem Veränderungsprozess und verändertem beruflichen Selbstverständnis auch beim Vergleich der Erinnerungen der beiden Werkmeister an die eigene Lehrzeit und der Einstellung zu den Lehrlingen heute. Die eigene Lehre hat für die Werkmeistertätigkeit nur noch einen marginalen Stellenwert. Im Gegensatz zum Beispiel zu Lehrmeistern, die hauptberuflich Verantwortung für die Ausbildung von

Lehrlingen tragen, erinnern sich Stocker und Holzer nur sehr global an die eigene Lehrzeit, wobei die Erinnerung überwiegend positiv besetzt ist. Dieses Erinnerungsmuster scheint uns relativ typisch für Berufsarbeiter zu sein, die in eine höhere Position aufgestiegen sind. Das Ergebnis entspricht dem Befund von BERTAUX & BERTAUX (1980). In der Perspektive des auf sein Berufsleben zurückblickenden Werkmeisters stellt nicht die Ausbildung, sondern der berufliche Aufstieg das Hauptthema der Erzählung dar. Vergleichen wir ferner die Ausbildungspraxis von Holzer, der heute FEAM ausbildet, mit seiner biographischen Erfahrung, so wird die Inkompatibilität der eigenen Erinnerung mit der heutigen Erfahrung als Ausbilder deutlich: Heute wird ein FEAM an einem laborähnlichen Arbeitsplatz auf individuelle Art und Weise betreut. Als Aufgaben bekommt der Lehrling Probleme, die den Charakter von kleinen Teilprojekten haben, die also auf eine Arbeitsgruppe bezogen sind, die ein konkretes Projekt entwickelt. Dies mag mit der persönlichen Erfahrung Holzers in der Lehre in einer Werkzeugmacherei eines Mittelbetriebs zusammenhängen; dort waren der intensive Kontakt zum Lehrmeister und das ganzheitliche Arbeiten in Gruppen ebenfalls kennzeichnend. In der fachlichen Eigenart der Arbeiten jedoch bestehen grosse Unterschiede. Vor allem widerspricht der Ausbildungsstil Holzers der Erfahrung, die ein Mechanikerlehrling heute im selben Betrieb macht. Im ersten Lehrjahr wird dieser in einer betrieblichen Lehrwerkstatt kollektiv unterrichtet und erlernt dort einzelne Fertigkeiten und die verschiedenen Berufsdisziplinen.

Zusammenfassend kann im Rahmen der Analyse des Berufslebens der Schluss gezogen werden, dass sich Werkmeister typischerweise nur sehr beschränkt in ihrer Berufsarbeit noch an der eigenen Lehrzeit orientieren können, dass sie diese Zeit eher als problemlos und positiv erleben und einen deutlichen Schnitt machen beim Zeitpunkt, an dem sie beruflich aufgestiegen sind und den sie als Wende im Berufsleben erleben. Lehrmeister, die vor allem für die mechanische Grundausbildung zuständig sind, verhalten sich in dieser Beziehung häufig anders. Die eigene Lehrerfahrung bietet ihnen weitgehend die Legitimation für die heutige Ausbilderfunktion. Ausnahmen sind in dieser Gruppe die Ausbilder von FEAM in den Labors - heute in vielen Fällen Diplomingenieure -, die

fachlich und vom Ausbildungsstil her die mechanische Ausbildung in der Lehrwerkstatt und in der Produktion und die elektronische Ausbildung in den Labors oder in verwandten Einsatzbereichen als zwei verschiedene Berufswelten interpretieren, die kaum noch aufeinanderbezogen werden können. Die Unterschiedlichkeit des Ausbildungsstils, die ein Lehrling in einer FEAM-Lehre erlebt, wird auch bei Müller ersichtlich, der in der Lehrzeit beide Ausbildungsformen, die "mechanische" und die "elektronische", erlebt hat und diese auch in der Erinnerung nur noch in schwarzweissen Tönen schildern kann. Die grösste Mühe hatte er mit der mechanischen Grundausbildung und am meisten gefallen hat ihm die Arbeit in den Labors, weil der Umgang dort viel freier ist und die Ausbilder sich für den Lehrling Zeit nehmen. Holzer und Stocker sind in diesem Sinne typische Werkmeister, Holzer allenfalls noch ein typischer FEAM-Ausbilder. Lehrmeister hingegen legen in der mechanischen Fertigung ein anderes berufliches Selbstverständnis und eine andere Einstellung zu den Jugendlichen an den Tag und orientieren sich relativ stark an der eigenen Lehrzeit.

Fragen wir abschliessend nach dem allgemein Typischen und dem Besonderen im Berufsleben der beiden hier vorgestellten Vertreter der ältesten Generation von Berufsarbeitern. Wieweit ist das rekonstruierte Berufsleben von Steiner oder von Strahm typisch für Vertreter dieser Generation? Eine erste Einschränkung betrifft den gelernten Beruf. FEAM gibt es auch nach statistischen Erhebungen in dieser Altersklasse praktisch keine mehr. Typisch sind also die Fälle von Steiner und Strahm vor allem für die Mechaniker, die bis zum kritischen Zeitpunkt, der nach unseren Schätzungen um die 43 bis 45 Lebensjahre liegt, im Berufsleben kein berufliches Thema gefunden haben, das zum Aufbau einer Plattform im Betrieb und zum Aufbau einer biographischen Linie geführt hat. Der geringen Zahl von bearbeiteten Einzelfällen wegen muss auf eine statistische Wertung im Sinne der Nennung von Häufigkeiten verzichtet werden. Dennoch wagen wir die These, dass ein Berufsleben, wie es Steiner oder Strahm schildert, erstens typisch ist für Berufsarbeiter, die in der Produktion verbleiben und zweitens zahlenmässig recht verbreitet ist.

Allgemeintypisch ist am Berufsleben von Strahm oder Steiner die mangelnde Identifikation mit dem gelernten Beruf und die mangelnde Anerkennung des Status des gelernten Berufsarbeiters, was in vielen Fällen mit einer beruflichen Dequalifizierung verbunden ist. Der Kampf um Anerkennung und der Versuch, sich im Betrieb durchzusetzen, dauert als Berufsphase schätzungsweise bis zum 40. Lebensjahr. Nach 45 Jahren mündet er in eine Phase relativer Stabilität ein, die mit der persönlichen Resignation und den enttäuschten Hoffnungen verbunden ist. Das biographische Muster des Handelns wechselt zu einem Muster des Erdauerns des Berufsalltags. Im Vergleich sind zum Beispiel die Werkmeister auch im fortgeschrittenen Lebensalter noch viel stärker zu einer flexiblen Linienführung gezwungen, weil bei ihnen aus situativen, meistens betriebsökonomischen Gründen eine Aenderung des Einsatzbereiches und Statuseinbrüche auch noch im fortgeschrittenen Lebensalter vorkommen können. Von einem Werkmeister erwartet man auch nach langjähriger Betriebszugehörigkeit, dass er bereit ist, den Einsatzbereich zu wechseln und sich beruflich auf eine ganz neue Situation einzustellen.

Auf dem Hintergrund der allgemeinen soziologischen Struktur des Berufsverlaufs eines Mechanikers ist die defensive Art und Weise der Konfliktbewältigung im Berufsleben von Steiner und Strahm als individuelle Besonderheit zu werten. In vielen Fällen führt eine Kombination von Fähigkeiten, wie sie bei Steiner in der Berufswahl aufeinandertrifft, kaum zur Alternative Grafiker oder Feinmechaniker, sondern eher zur Wahl eines Berufs, der beide Interessen abzudecken versucht, wie zum Beispiel die Wahl einer Lehre als Maschinenzeichner. Und der Umstand, dass Strahm mit 36 Jahren noch eine Zweitlehre als Mechaniker macht, dokumentiert allenfalls die vielfach ungenützten Möglichkeiten des Berufsbildungsgesetzes einerseits und den Versuch der Grossbetriebe andererseits, in Zeiten einer angespannten Arbeitsmarktlage qualifizierte Arbeitskräfte aus dem internen Potential der Angelernten zu rekrutieren. Im Vergleich zur Ingenieurausbildung, die von einem beträchtlichen Prozentsatz von Studenten heute berufsbegleitend absolviert wird, stellt das Nachholen der Berufslehre eine zahlenmässig kleine Minderheit von Berufsarbeitern dar. Angesichts der zunehmend geringer werdenden Differenz der Löhne

zwischen angelernten und gelernten Arbeitskräften in ausführender Stellung ist auch das Motiv Strahms eher von seiner Biographie her zu verstehen. Weit häufiger werden Berufslehren nachgeholt als Rehabilitationsmassnahme bei einer beruflichen Umschulung, oder als Folge eines beruflichen Wiedereinstiegs nach einer unterbrochenen Berufslaufbahn zum Beispiel bei Frauen im Dienstleistungsbereich.

6.3. Folgerungen und Schluss

Nach der Darstellung des Berufslebens von sechs gelernten Mechanikern oder FEAM, der Interpretation der einzelnen Phasen und Uebergänge und der Unterscheidung von biographischen Verlaufsformen möchten wir abschliessend die einzelnen Ergebnisse gesamthaft betrachten und aus den Ergebnissen Folgerungen ziehen, die als Hypothesen über den Kreis des untersuchten Bereichs des Berufslebens von FEAM und Mechanikern hinausweisen.

6.3.1. Zusammenfassung der Ergebnisse

Wir sind von der Annahme ausgegangen, dass das Berufsleben sich infolge des sozialen und technologischen Wandels tiefgreifend verändert hat. Die noch für die ältere Generation gültigen Lebenslaufmuster haben sich verändert, Beruf und Arbeit haben für einzelne Gruppen von Berufsarbeitern die traditionelle Orientierungsfunktion verloren.
Der betroffene Berufsarbeiter ist sich dieser Veränderungen nur zum Teil bewusst. Er merkt zum Beispiel, dass in Beruf und Arbeit die Gegenständlichkeit verloren gegangen ist, oder dass er wegen den höheren und teilweise viel abstrakteren Anforderungen in einem Zugzwang steht, berufliche Weiterbildung zu betreiben, um den Anschluss an die veränderte Arbeit und Technik zu schaffen. Der Anspruch, als gelernter Berufsarbeiter berufliche Fachkompetenzen und soziales Wissen in die Berufsarbeit einzubringen, gelingt heute zunehmend nur noch einem Teil der Berufsarbeiter, der sich durch schulische Weiterbildung für einen Einsatzbereich qualifiziert und der dem Anspruch eines in bezug auf die Arbeits-

ausführung autonom arbeitenden Berufsarbeiters entspricht. Der Erhalt des beruflichen Status ist hauptsächlich durch eine innerberufliche Mobilität erreichbar, wobei die traditionellen kollektiven Berufswege "nach oben" sich ausdifferenziert haben. Einsatzbereiche im vor- und nachgelagerten Produktionsbereich, in Planungs- und Entwicklungsabteilungen, im Aussendienst und im Bereich der sekundären Instandhaltung bieten dem gelernten Berufsarbeiter neben der traditionellen Meisterkarriere eine Vielzahl individueller Berufswege an, die entweder eine schulische Weiterbildung oder eine bestimmte Berufspraxis als Eingangsqualifikation voraussetzen.
Im Vergleich verschiedener Berufsbilder, Einsatzbereiche und Generationen von Berufsarbeitern lässt sich eine unterschiedliche Bewältigung des Berufslebens beispielsweise an der biographischen Verlaufsform zeigen.
- Einem Teil der Mechaniker und FEAM gelingt es nach der Lehre und nach einer zum Teil längeren Such- und Orientierungsphase, ein berufliches Thema zu finden, das inen ermöglicht, eine biographischen Linie aufzubauen, die sich durch eine kontinuierliche Entwicklung im Berufsleben auszeichnet und zu beruflicher Identität führt. Zumindest am Anfang wird die Kontinuität "erkauft" durch private Vorleistungen in bezug auf Weiterbildungsanstrengungen während der Freizeit, die später kompensiert werden in der Form von betriebsinternen Qualifikationsangeboten und Optionen für einen bestimmten Einsatzbereich, der für die berufliche Entwicklung die Funktion einer Plattform innehat, auf der dann aufgebaut werden kann. Neben der Instrumentalisierung der Freizeit, die beispielsweise im Falle der berufsbegleitenden Ingenieurausbildung auch extreme Formen annehmen kann, ist für diese Berufsarbeiter ein berufliches Selbstverständnis typisch, das sich durch eine geringe Rollendistanz zur ausgeübten Funktion und eine Identifizierung mit der beruflichen Aufgabe und dem Betrieb auszeichnet. Die Stabilität der Entwicklung setzt auf der anderen Seite eine hohe Lernbereitschaft auch im fortgeschrittenen Lebensalter und eine Flexibilität der biographischen Linienführung zum Beispiel in bezug auf das Wechseln der Einsatzbereiche voraus. Solange die erreichte Position mit beruflichen Kompetenzen verbunden ist, die sich infolge des Strukturwandels verändern und erneuern, ist die Stabilität der Entwicklung poten-

tiell durch Dequalifizierungsprozesse bedroht. Erst wenn sich ein Berufsarbeiter über eine längere Periode "bewährt hat", erreicht er eine berufliche Stellung, die vorwiegend mit Führungsaufgaben verbunden ist und die dem Druck der technischen und fachlichen Weiterbildung enthoben ist.

- Eine zweite Verlaufsform betrifft Berufsarbeiter vorwiegend der mittleren Altersgeneration, die zwar über eine berufliche Perspektive verfügen, diese aber nicht durch einen kontinuierlichen Aufbau im Betrieb realisieren können. Thema des Berufslebens ist bei diesen Berufsarbeitern eher die Suche oder die Vorbereitung einer beruflichen Alternative zur momentanen Berufsarbeit. Typisch für diese Verlaufsform ist die Veränderung oder Verbesserung des beruflichen Status in der Freizeit. Aus der Unzufriedenheit mit dem Berufsalltag und dem Betrieb bereiten sich diese Berufsarbeiter, zum Teil unter grossen finanziellen und persönlichen Opfern in der Freizeit, auf eine berufliche Alternative vor. Das
berufliche Selbstverständnis dieser Gruppe zeichnet sich durch eine grosse Rollendistanz aus, die den einzelnen zu einer Neubewertung der persönlichen Interessen und zu einer beruflichen Veränderung veranlassen. Vielfach wird ein berufliches Thema wiederaufgenommen, das in früheren Phasen des Berufslebens "verschüttet" oder verdeckt wurde. Gleich wie in der ersten Verlaufsform wird das Berufsleben aktiv bewältigt, wenn auch hier mehr aus situativen Gründen. Die Bewältigungstrategie verrät auch in dieser Verlaufsform eine hohe Lernmotivation und eine grosse Leistungsbereitschaft. Im Unterschied zur ersten Verlaufsform geht die Leistungsbereitschaft in der Freizeit nicht rein zu Lasten der persönlichen, sozialen Beziehungen. Vielfach ist gerade die implizite Forderung, sich zumindest phasenweise in der Freizeit weiterzubilden, mitverantwortlich für die Berufsunzufriedenheit und für den Wunsch, längerfristig aus dem Berufsfeld auszusteigen. Die Befürchtung, mit fortschreitendem Lebensalter mit der Technik nicht mehr mitzukommen, spielt ebenso eine Rolle wie die Neubewertung zentraler Lebensinteressen wie zum Beispiel der Wunsch nach Heirat oder Familiengründung.

- Eine dritte Verlaufsform konzentriert sich auf die ältere Generation von Berufsarbeitern. Die Aufmerksamkeit im Berufsleben richtet sich weniger auf berufliche Positionen und innerbetrieb-

liche Karrieren als auf den Inhalt der Berufsarbeit. Diese Berufsarbeiter verfügen über ein Arbeiterbewusstsein und eine Berufsethik, die sich deutlich am historischen Vorbild des Handwerkers orientieren. Wichtig ist diesen Berufsarbeitern in erster Linie eine sinnvolle, ganzheitliche und praktische Arbeit. Fachliche Kompetenz ist nicht nur wissensmässige Voraussetzung der Berufspraxis, sondern muss täglich eingesetzt und geübt werden. Der Berufsstolz bezieht sich auf die hergestellte hohe Qualität (bspw. beim "Präzisionsmechaniker"), auf die Exklusivität des beruflichen Könnens (bspw. beim "Spitzendreher"), zum Teil bezieht er sich auch auf das Wissen um Berufsgeheimnisse, um heuristische Regeln und Verfahrenstechniken, die die Autonomie des Berufsarbeiters begründen und zu einem beruflichen Selbstverständnis führen, das überwiegend durch die Arbeitserfahrung gespiesen wird und als Arbeitsidentität umschrieben werden kann. Neben dem Arbeitsinhalt sind diesen Berufsarbeitern die sozialen Beziehungen im Betrieb wichtig. Die Solidarität in der Werkstatt kontrolliert sowohl den Qualitätsstandard wie auch die individuelle Gruppenleistung. Die gegenseitige soziale Unterstützung und Kontrolle ist verantwortlich dafür, dass das Bedürfnis nach einem individuellen, beruflichen Aufstieg von der Arbeitsgruppe abtemperiert wird oder gar nicht erst aufkommt. Verbesserungen werden in der Regel auf das ganze Kollektiv bezogen; Zukunftsperspektiven reduzieren sich auf die beruflichen Einsatzbereiche, die mit einer handwerklichen Arbeit in der Werkstatt verbunden bleiben, wie das bei der Vorarbeiter- und der Werkmeistertätigkeit noch der Fall ist. "Büroarbeit" oder theoretische Schulung werden mehrheitlich aufgrund negativ erlebter schulischer Sozialisationsprozesse abgelehnt oder auf ein betrieblich vorgegebenes Mindestmass (Anpassungsweiterbildung) beschränkt. Aus dem hohen Anspruch an die Berufsarbeit wird die Forderung nach einergerechten Entlöhnung für das Geleistete abgeleitet.

In der Freizeit gilt das Prinzip der Verweigerung von nichtbezahlter Lernarbeitarbeit für den Betrieb. Im übrigen drückt sich im Freizeitbereich bei dieser Generation von Berufsarbeitern vielfach noch ein Verständnis von Arbeiterkultur aus, in der der Beruf nur einen Aktivitätsbereich neben anderen politischen und kulturellen Betätigungsformen darstellt.

Schwierigkeiten entstehen meistens im Zusammenhang mit Rationalisierungen, die aus ökonomischen oder technologischen Gründen in den Betrieben durchgeführt werden. Der Einsatz neuer Technologien führt in den Betrieben zu einer zeitweiligen Verschärfung der Arbeitsteilung und zu einer Entwertung des handwerklichen Könnens. Die "Tertiärisierung" der Berufsarbeit, d.h. das Auftauchen neuer Arbeitsplätze mit hohen Anforderungen in bezug auf schulische Weiterbildung, mit vorwiegend intellektueller Planungs- oder Konzeptarbeit in einem von der Werkstatt getrennten Büro, steht dem beruflichen Selbstverständnis dieser Berufsarbeiter als unverträgliche Komponente gegenüber. Innerbetriebliche Rationalisierungen führen im Berufsleben dieser Gruppe objektiv zu Dequalifizierungsprozessen und subjektiv zu einem Verlust von Arbeitsidentität und Wir-Gefühl. Schliesslich bewirkt das Vertrauen auf kollektive Bewältigungsmuster ein Unvermögen, individuell gegen die unbefriedigend gewordene Berufsarbeit anzugehen. Individuelle Bewältigung beschränkt sich auf Erleidensformen, auf die Verschiebung der handwerklichen Interessen in die Freizeit und auf den Versuch, im Betrieb als Kollektiv die Anerkennung als selbständig arbeitende Berufsarbeiter zurückzugewinnen. Führen die kollektiven Bestrebungen zu keinem Erfolg, oder stimmt der Tauschwert der Arbeit nicht mehr, verbleibt als Bewältigungsmuster der berufliche Stellenwechsel, der in Abhängigkeit von der Wirtschaftslage und dem Lebensalter leichter oder schwieriger zu bewerkstelligen ist.

- Schliesslich bildet sich Brufsleben bei einer letzten Gruppe von Berufsarbeitern als Verlauf ab, der sich durch einen Verlust an individueller Perspektive auszeichnet. Berufsleben stellt sich weniger als sinnhafte Entwicklung dar, sondern eher als eine Folge von einzelnen Fragmenten einer fast schicksalsartig erlebten Berufslaufbahn. Statt eines übergreifenden Themas wird fragmentarisch an einzelnen Stellen im Berufsalltag der Versuch sichtbar, sich mit der Berufsarbeit, dem Betrieb oder den Kollegen zu arrangieren. Aus Mangel an Identifizierungsmöglichkeiten mit dem gelernten Beruf bleibt als einziges Kriterium der finanzielle Aspekt der Entlöhnung. Hier liegt in jüngeren Jahren meistens das Motiv für viele berufliche Stellenwechsel. Die Reduktion der biographischen Perspektive auf den Berufsalltag und die Fragmentierung des Berufslebens in eine Folge von Arbeits-

stellen ist Ausdruck einer Minimierung des Berufslebens, die auch in der synchronen Perspektive feststellbar ist: der Freizeitbereich wird vom Beruf soweit als möglich abgeschottet. Die Berufsarbeit hat aus der Sicht dieser Berufsarbeiter nurmehr die Funktion, das Leben ausserhalb, in der Freizeit oder der Familie, zu finanzieren und erträglich zu machen. Wenn zentrale Lebensinteressen manifest werden, konzentrieren sie sich auf private Hobbies und auf den Zusammenhalt der Familie.

Die instrumentelle Arbeitsorientierung und die Reduktion der beruflichen Identität auf Erwerbsidentität kann als Ergebnis beruflicher Sozialisation betrachtet werden und hat sowohl individuelle wie strukturelle Gründe: Individuell führen eine "falsche" Berufswahl und die Berufslehre zu einer mangelnden Identifikation mit dem Beruf und zu einer Unzufriedenheit mit der beruflichen Stellung. Die schlechte Berufsmotivation ist meistens der Ausgangspunkt für eine wechselseitige Verstärkung von einerseits mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten und Qualifizierungsangeboten im Beruf, die wegen der geringen Lern- und Leistungsbereitschaft nicht gewährt werden, und andererseits einer weiteren Verschlechterung der Berufsmotivation als Folge der mangelnden Angebote. Auf der strukturellen Ebene wirkt sich die Veränderung der Berufsarbeit durch den technologischen Wandel gerade wegen der geringen Qualifizierungsbereitschaft verheerend aus. Wenn im Betrieb technologische Rationalisierungen vorgenommen werden, sind diese Berufsarbeiter zum Teil schlagartig dequalifiziert und objektiv vom beruflichen Status her den angelernten Arbeitnehmern häufig gleichgestellt. Entsprechend drehen sich die privaten Sorgen und Aengste nicht so sehr um den Erhalt der beruflichen Qualifikationen, sondern mehr um den Erhalt des Arbeitsplatzes und um die Sorge, dass man die Berufsarbeit unter dem Druck von Arbeitsintensivierung und Leistungssteigerung im fortgeschrittenen Lebensalter gesundheitlich nicht mehr erträgt.

Die interindividuellen Unterschiede im Verlauf des Berufslebens sind u.E. Ergebnis unterschiedlicher beruflicher Sozialisationsprozesse. In der Darstellung des Berufslebens wird der berufliche Sozialisationsprozess überdeckt durch Erinnerungseffekte. Die berufliche Vergangenheit wird von der erreichten beruflichen Position und dem damit verbundenen Status und Erfolg aus beleuchtet. So lässt sich beispielsweise ein Zusammenhang herstel-

len zwischen positiver Bewältigung des Berufslebens, erreichter beruflicher Position und inhaltlicher Darstellung : Die erfolgreichen und aufgestiegenen Berufsarbeiter thematisieren im Berufsleben vorwiegend den beruflichen Aufstieg und nicht die als schwierig erlebten Jahre davor, während die weniger erfolgreichen Berufsarbeiter, die mit ihrer beruflichen Stellung unzufrieden sind, eher dazu neigen, frühere Phasen des Berufslebens zu kritisieren, indem sie eine falsch gelaufene Berufswahl oder die Berufslehre für ihren Misserfolg im Berufsleben verantwortlich machen.

Trotz dieser Darstellungseffekte kann aus der diachronen Analyse des Berufslebens im Einzelfall der unterschiedliche Verlauf nachvollzogen werden. So lassen sich im Berufsleben verschiedene Phasen und Uebergänge festhalten, deren Bewältigung resp. Nicht-Bewältigung den weiteren Verlauf mitbestimmt. Im einzelnen sind dies die folgenden Phasen:

a) Die Berufseinmündung: Zusammenhänge lassen sich erkennen zwischen einer selbstbestimmten Berufswahl und einer positiven Bewältigung des späteren Berufslebens, während situative oder familiäre Zuweisungen einer Lehrstelle später eher zu Konflikten führen. Günstig für den späteren Verlauf wirkt sich eine flexible Lernstrategie im Sinne einer positiven Einstellung zum schulischen wie zum praktischen Lernen aus. Wenn jedoch die Berufslehre als Reaktion auf ungenügende schulische Leistungen nur mit praktischem Lernen in Verbindung gebracht wird, so ergeben sich später in bezug auf berufliche Weiterbildungsanstrengungen deutlich mehr Schwierigkeiten im Berufsleben. Im Bereich der untersuchten Berufsbilder von FEAM und Mechanikern ist die Reversibilität einer falsch gelaufenen Berufswahl eher als gering zu veranschlagen. Zweitlehren sind selten und machen sich in bezug auf die bessere Bewältigung des Berufslebens wegen der biographischen Zeitverschiebung nicht unbedingt bezahlt. Bei den FEAM ist Reversibilität überall dort gegeben, wo ein Lehrling sich lieber theoretisch und kreativ als praktisch mit dem Beruf auseinandersetzen möchte. Unter der grossen Zahl von FEAM, die später die Ingenieurschule besuchen, sind etliche, die durch die Weiterausbildung der praktischen Berufsarbeit entkommen möchten.

b) Die Berufslehre: Da wir den Lehrabbruch in unseren Untersuchungsbereich nicht einbezogen haben, können wir nur Schlüsse

ziehen aus der guten resp. weniger guten Bewältigung der Lehrzeit. Auffallend oft ergeben sich in der Darstellung Erinnerungsunterschiede. Die Lehrzeit wird nur von den Berufsarbeitern ausführlich und in vielen Fällen auch sehr kritisch dargestellt, die zum Befragungszeitpunkt noch nicht beruflich aufgestiegen sind, die noch relativ jung sind und insbesondere für die betriebliche Ausbildung keine Verantwortung tragen. Aeltere Berufsarbeiter hingegen, die im Betrieb beispielsweise eine Ausbilderfunktion innehaben, schildern die Lehrzeit eher global und positiv, meistens auch als Erinnerung an einen positiv erlebten Lehrmeister. Wieweit in diesem Falle unangenehme Erfahrungen verdrängt werden und wieweit aus den positiv eingestellten Lehrlingen später wegen ihrer besseren Anpassung an den Betrieb durch eine innerbetriebliche positive Selektion Ausbilder im Betrieb geworden sind, lässt sich methodisch aus unseren Befragungen nicht mehr rekonstruieren. Es scheint auch schwierig zu sein, aus einer Krise während der Lehrzeit generelle Schlüsse für das spätere Berufsleben ziehen zu wollen. Aus der Tatsache, dass von den jüngeren Berufsarbeitern fast ausnahmslos alle eine Motivationskrise im 2. oder 3. Lehrjahr thematisieren, kann abgeleitet werden, dass die Lehre selbst eine grosse Sozialisationsleistung verlangt, die strukturell in der überwiegenden Zahl zu Anpassungsschwierigkeiten führt, die auch von befragten Lehrmeistern als "normal" eingestuft werden. In Einzelfällen führt die Motivationskrise in der Lehre zur Ueberprüfung der Berufsziele und zum Wiederauftauchen alternativer Lebensprojekte. Dabei ist die Berufslehre weniger der Anlass von beruflichen Schwierigkeiten als die Bühne, auf der verschiedene Berufsziele und Lebensprojekte ausprobiert werden.

c) Der Uebergang in den Beruf: Beim Uebergang in die Berufspraxis stellt sich für den Berufsarbeiter, der seine Berufsausbildung nicht mehr fortsetzt, das Problem, sich in der Praxis so zu verankern, dass er fachlich Substanz aufbauen und in sozialer Hinsicht sich eine "Plattform" im Betrieb schaffen kann. In bezug auf das spätere Berufsleben fällt auf, dass das "historische" Muster des Wandergesellentums, also das häufige Stellenwechseln mit dem Ziel, sich fachlich weiterzubilden und zugleich finanziell von den Stellenwechseln profitieren zu können, sich heute häufig als disfunktional erweist. Eine thematische Bindung an ein

Fachgebiet fehlt ebenso wie die längerfristige Identifizierung mit einem Betrieb. Im Gegensatz dazu sind Berufsarbeiter später erfolgreich, die aus der Bilanzierung der Lehrzeit eine berufliche Perspektive entwickeln oder sich über ein fachliches Interesse thematisch binden. Das Finden eines Ansatzpunktes für den Aufbau einer biographischen Linie ist explizit mit Aushandlungsprozessen und intensiven schulischen Weiterbildungsbemühungen verbunden, die ein grosses Mass von Selbst- und Sozialkompetenz voraussetzen.

d) Der Aufbau einer biographischen Linie: Im diachronen Verlauf des Berufslebens zeigen die Berufsarbeiter, die zu ihrem Beruf Identität entwickeln, eine Entwicklung, die sich durch das Finden eines thematischen Ansatzpunktes auszeichnet. In einer anschliessenden Bewährungsphase muss der Betreffende sowohl im sozialen Bereich der Kooperation, Führung und Ausbildung wie auch im technologischen Bereich beweisen, dass er zumindest eine durchschnittliche Leistung erbringen kann. Gelingt die Bewährung in der Praxis, so gleitet der Berufsarbeiter mit fortschreitendem Lebensalter in eine Phase relativer Stabilität hinüber, die sich durch ein berufliches Agieren mit dem Ziel der Absicherung der betrieblichen Plattform vor situativen Risiken auszeichnet. Mit der Uebernahme von Führungsverantwortung ist der Berufsarbeiter mit der Zeit wenn auch nicht der betrieblichen Weiterbildung so doch dem Druck der permanenten, fachlichen Weiterbildung enthoben. Auf der anderen Seite haben die Berufsarbeiter, die nicht aufsteigen, keine Möglichkeit, dem Druck zu einer technisch-fachlichen Weiterbildung auszuweichen. Wenn sie nicht frühzeitg innerbetrieblich auf die neuen Technologien umgeschult werden, sind sie, von der Berufsarbeit her gesehen, dequalifiziert und verrichten u. U. Tätigkeiten, die dem Status von Angelernten entsprechen. Gewisse Ausweichmöglichkeiten bestehen in geringer Zahl für "bewährte" Berufsarbeiter, die ihren Einsatzbereich innerbetrieblich wechseln können in "Produktionsnischen" wie die Versuchswerkstatt oder die Entwicklung, wo sie auf konventionellen Anlagen im gewohnten Lernstil ausgesprochene Qualitätsarbeiten verrichten.

e) Die Zukunftsperspektive: Phasenübergreifend ist die zeitliche Strukturierung des Berufslebens in der narrativen Darstellung ein letztes Merkmal, das über die Bewältigung resp. Nicht-Bewältigung

des Berufslebens mitentscheidet. Selbstkompetenz drückt sich nicht nur erinnernd aus als Fähigkeit, aus der beruflichen Vergangenheit die richtigen Schlüsse zu ziehen, sondern auch prospektiv im Sinne einer Fähigkeit, einen biographischen Entwurf vorzulegen, der im Verlaufe des Berufslebens von Etappe zu Etappe einerseits realisiert, andererseits laufend adaptiert und in der Zielsetzung neu bestimmt wird. Berufsarbeiter mit einem positiven Verlauf im Berufsleben zeichnen sich durch eine Instrumentalisierung einzelner Berufsphasen zu Gunsten späterer Berufsphasen aus. Das Berufsleben wird etappenweise und gezielt durch schulische Weiterbildung im Freizeitbereich vorbereitet und teilweise mit dem Betrieb abgesprochen. Ein derartiges Verlaufsmuster entspricht auch zunehmend dem "strategischen" Verhalten der jüngeren Generation, die das Berufsleben ähnlich wie eine bürgerliche Berufskarriere aktiv bewerkstelligt resp. verhandelt. Demgegenüber ist für die ältere Generation ein Verhalten typisch, das sich als "Bewähren in der Praxis" charakterisieren lässt, wobei Bildungsabstinenz, schulische Bildungsbarrieren und Passivität im Sinne eines Hoffens auf Beförderung überwiegen.

Gesamthaft kann Berufsleben rekonstruiert werden als Darstellung eines biographischen Verlaufs, der je nach situationsübergreifendem, schichtspezifischem Sozialisationsmuster und je nach individueller Bewältigung der einzelnen Berufsphasen eher gelingt oder misslingt. "Stolpersteine" auf dem individuellen Berufsweg sind nicht allein die Berufswahl und die Berufslehre, sondern vorwiegend auch die Zeit unmittelbar nach der Berufslehre, in der sich entscheidet, ob eine thematische Bindung an den Beruf entsteht oder nicht.

6.3.2. Schlussfolgerungen

Abschliessend möchten wir im Bewusstsein um die methodischen Grenzen der Untersuchung in bezug auf die Repräsentativität der Fälle und im Bewusstsein um den hypothetischen Gehalt der Ergebnisse Schlussfolgerungen ziehen, die im Sinne von Hypothesen das berufliche Bildungswesen der tertiären und quartären Stufe im Bereich der industriellen Produktion betreffen.

Die Darstellung des Berufslebens von gelernten FEAM und Mechanikern hat den Verlauf aus der Perspektive der Betroffenen erfasst. Zwangsläufig beinhaltet die Interpretation eine Optik des Einzelfalls eines Berufsarbeiters, der auf der Grundlage der soziotechnischen Organisation der Berufsarbeit nach den Möglichkeiten der Gestaltung des Berufslebens fragt. In diesem Sinne haben wir nach biographischen Themen gesucht, nach den individuellen Bedingungen für Kontinuität, die mit den institutionell vorgegebenen Einsatzbereichen und Berufswegen korrespondieren. Ob objektive Gestaltungsmöglichkeiten im Berufsleben vom einzelnen aktiv genutzt werden, hängt weitgehend von schicht- und generationsspezifischen, zum Teil auch individuellen Faktoren ab. Eine positive Verstärkung besteht zwischen dem institutionell gewährten Freiraum und einer positiven Gestaltung dieses Freiraums: der Berufsarbeiter, der nur an einem Arbeitsplatz eingesetzt wird, hat weniger Möglichkeiten, seine Fähigkeiten im Betrieb unter Beweis zu stellen, als derjenige, der eine Berufsperspektive als eine Folge von verschiedenen Einsatzbereichen aushandeln kann. Der subjektive Gestaltungsraum wird schliesslich begrenzt durch die biographische Zeitstruktur: eine Such- und Orientierungsphase muss bis zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sein, damit ein beruflicher Substanzaufbau als Grundlage für das Finden eines thematischen Ansatzpunktes "fristgerecht", das heisst für die Betriebe im allgemeinen vor 40 Lebensjahren, geschehen kann. Wer sich ausserhalb dieser Zeitmuster bewegt, hat für die Bewältigung des Berufslebens deutlich verminderte Chancen. Welche Folgerungen lassen sich aus diesen Erkenntnissen ziehen ?

(1) Die Gestaltung des Berufslebens hängt mit der Gestaltung von Arbeit und Technik zusammen. Obwohl sich die beruflichen Anforderungen im Verlaufe des Berufslebens stark verändern, bilden sie doch in jeder Berufsphase neben der beruflichen Weiterbildung die Grundlage für den beruflichen Qualifizierungsprozess. Ob die fachliche Kompetenz nach der Lehre ausgebaut werden kann, hängt ebenso sehr von der Berufsarbeit ab, wie die Frage, ob Selbst- und Sozialkompetenz in die Arbeit eingebracht und dort trainiert werden können oder nicht. Die Gestaltung des Berufslebens ist deshalb phasenbezogen sehr eng mit der Berufsarbeit verknüpft. Die bewusste Erfahrung der Arbeit und die Reflexion über die

qualifikatorischen Defizite sind der Ansatzpunkt für individuelle Korrekturmassnahmen in der Berufsbiographie. Das gilt sowohl für die positive Wirkung der Erfahrung von beruflicher Autonomie in der Arbeit als Voraussetzung für eigenverantwortliches Handeln im Berufsleben wie auch für die kritische Wahrnehmung neuer Belastungsformen und veränderter Anforderungen infolge des Einsatzes von neuen Technologien.

Ueber die prioritäre Gestaltung von Arbeit und Technik sind die besten institutionellen Voraussetzungen für die optimale Gestaltung des Berufslebens zu schaffen. Die bewusste Gestaltung der Arbeitsorganisation, der Arbeitsmittel und der verwendeten Technologie, einschliesslich der zeitlichen Gestaltung des Tempos des Einsatzes neuer Technologien, kann am ehesten dazu beitragen, dass ein gelernter und kompetent arbeitender Berufsmann anforderungs- und statusgerecht arbeiten und sich in der Arbeit auch kreativ entfalten kann.

(2) Die Bedeutung der beruflichen Weiterbildung: Neben der Berufsarbeit kommt für die individuelle Gestaltung des Berufslebens der beruflichen Aus- und Weiterbildung eine zunehmende Bedeutung zu. Gerade wegen den technologischen Veränderungen von Arbeit und Technik genügt in vielen Einsatzbereichen von Mechanikern und FEAM die arbeitsimmanente Qualifizierung nicht mehr. Neben einem praxisorientierten Lernen am Arbeitsplatz ist in der Berufsarbeit infolge der Verwissenschaftlichung der Produktionsabläufe und der zunehmenden Komplexität der Produkte ein empirisches Lernen im Sinne einer theoretischen Durchdringung der Planung, Ausführung und Kontrolle der Berufsarbeit unumgänglich. Anpassungsfortbildung als berufliche Ausbildung für einen bestimmten Arbeitsplatz geschieht schon heute von den Betrieben aus in der Form von schulischen Kursen oder als empirisches Lernen, zum Beispiel anhand von Simulatoren in einer betriebsinternen Lehrwerkstatt. Während Anpassungsfortbildung eher den Aspekt der Nach- oder Requalifizierung von Berufsarbeitern für einen konkreten Einsatzbreich hat, kommt der schulischen Weiterbildung, die prospektiv auf bestimmte Einsatzbereiche ausgerichtet ist, für die Gestaltung des Berufslebens eine grössere Bedeutung zu. Das lässt sich zum Beispiel beim Mechaniker beobachten, der eine Programmiersprache lernt, um später an einer CNC-Anlage zu arbeiten. In vielen Einsatzbereichen von Mechani-

kern und FEAM ist eine berufsbegleitende Weiterbildung in Kursen oder Selbststudiengängen heutzutage eine unabdingbare Voraussetzung für die prospektive Gestaltung des Berufslebens.
Kritisch bleibt zur beruflichen Aus- und Weiterbildung anzumerken, dass, trotz Veränderung der Berufsarbeit auf der ausführenden Ebene, in diesen Einsatzbereichen viel weniger berufsspezifische Angebote vorhanden sind. Bildungsgänge, die auf die Lernerfahrung von älteren Berufsarbeitern abstellen und die ausgehend von den präferierten Lernformen versuchen, Berufsleute, die von den strukturellen Veränderungen im Beruf überrollt wurden, zu requalifizieren, existieren erst im Bereich von öffentlichen Kursen, die der Verhütung von Erwerbslosigkeit dienen. Der Normalbedarf an beruflicher Weiterbildung, der den Erhalt oder die Verbesserung des beruflichen Status bewirkt, fehlt im ausführenden Bereich weitgehend. Die fachspezifischen Kurse der Berufsverbände sind von ihrem Angebot weit mehr auf Kaderfunktionen zugeschnitten oder haben einen allein einführenden, propädeutischen Charakter. Schliesslich fällt heute trotz genereller Verkürzungen der wöchentlichen Arbeitszeit die Belastung des Freizeitbereichs durch berufsbegleitende Weiterbildungsgänge in bestimmten Phasen des Berufslebens negativ ins Gewicht. Der Gewinn an Freizeit wird durch die Notwendigkeit einer beruflichen Weiterbildung kompensiert. Während in jungen Jahren die Persönlichkeitsentwickung und das Bedürfnis nach sozialen Beziehungen der Berufskarriere geopfert werden müssen, ist in späteren Berufsphasen nicht selten eine Verweigerung beruflicher Weiterbildung feststellbar, die sich nicht allein aus schulischen Bildungsbarrieren erklären lässt, sondern sich aus der zeitlichen Belastung ergibt, die als Bedrohung des Familienlebens empfunden wird.

(3) berufliche Mobilität: Probleme für die betroffenen Berufsarbeiter bietet heute weniger die Mobilität zwischen den Berufen als die Mobilität innerhalb der Berufe. Mechaniker und FEAM wechseln im Berufsleben ihren Einsatzbereich mehrmals. Häufiger Stellenwechsel in jüngeren Jahren weicht mit fortschreitendem Lebensalter zunehmend einer thematischen Bindung des Berufslebens. Das berufliche Interesse richtet sich dann auf ein technisches Spezialgebiet (bspw. Funktechnologie oder Program-

mierung flexibler Produktionssytsme) oder auf eine angestrebte berufliche Position (bspw. Werkmeister, Entwicklungsingenieur, Laborant usw.). Thema im Berufsleben ist dabei nicht allein der berufliche Aufstieg. Aus der Faszination eines technischen Spezialgebiets ist es ebenso möglich, das Berufsleben über die horizontale Mobilität aktiv zu bewältigen.
Die verstärkte Verzeitlichung der beruflichen Lebenslaufmuster hat widersprüchliche Konsequenzen für die Gestaltung des Berufslebens. Einerseits hat die zunehmende Verzahnung der Berufspraxis mit Weiterbildungsphasen und die Instrumentalisierung der Berufswege für den Berufsarbeiter auch eine orientierende Funktion. Der einzelne weiss heute besser, wie man an einen bestimmten Einsatzbereich gelangt und welche privaten Vorleistungen er zu erbringen hat. Andererseits ist auf dem Arbeitsmarkt eine Substitutionsbewegung sichtbar: Eingangsqualifikationen wie berufliches Können, Berufserfahrung und damit verbundene Senioritätsregeln werden aufgehoben und sind dank neugeschaffenen Lehrgängen der beruflichen Weiterbildung als Bildungsabschlüsse von jüngeren Kollegen für den Betrieb verfügbar. So konkurrenzieren diplomierte Verfahrenstechniker, die die Betriebsplanung vorwiegend schulisch gelernt haben, zum Beispiel altgediente Werkmeister, die sich das berufliche Können in der Praxis und in der Freizeit angeeignet haben. Verschiedene Werkmeisterstellen wurden in den Betrieben wegen den höheren Anforderungen, die die Mikroelektronik stellt, nur noch durch Ingenieure und nicht mehr durch FEAM besetzt. In diesem Sinne wäre zu fordern, dass das berufliche Bildungswesen, nicht nur die Leistungsbereitschaft von Absolventen neuerer Bildungsgänge honoriert, sondern, parallel dazu, den älteren Berufsarbeitern Gelegenheit gibt, sich über das berufliche Weiterbildungsangebot nachzuqualifizieren.

(4) Segmentierung der Berufsarbeiter: Die in der Industriesoziologie nachgewiesene Polarisierung der Arbeitskräfte in hochqualifizierte Facharbeiter einerseits, und wenig qualifizierte Angelernte andererseits, die infolge der technologisch bedingten Rationalisierungen der letzten Jahre von Erwerbslosigkeit bedroht sind, findet sich in den biographischen Verlaufsformen der FEAM und Mechaniker auf der individuellen Ebene des Berufslebens wieder: Berufsarbeiter, die ihr Berufsleben aktiv gestalten, sich

permanent inner- und ausserbetrieblich weiterbilden, stehen Berufsarbeitern gegenüber, die in einem dauernden Kampf um Statuserhalt und Anerkennung stehen und die mit fortschreitendem Lebensalter das Berufsleben weniger aktiv bewältigen als resignativ erleiden. Der Segmentierung der Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt entspricht eine Partialisierung der Berufsarbeiter in Gruppen und eine innerpsychische Segmentierung des Bewusstseins in einen Berufs- und einen Freizeitbereich mit unterschiedlichen Wertvorstellungen, wie sie bei einzelnen Verlaufsformen zum Ausdruck kommt.

Gleichzeitig werden im Berufsleben die schichtspezifischen Sozialisationsmuster, die von einer kollektiven Perspektive und einer gelebten Gruppensolidarität ausgehen, abgelöst durch individuelle Verlaufsmuster und Bewältigungsformen. Inwieweit diese Individualisierungstendenz eine fragwürdig gewordene gesellschaftliche Fortschrittsperspektive ersetzt oder bloss die Verallgemeinerung der bürgerlichen Berufskarriere mittelständischen Zuschnitts auf das Berufsleben aller bedeutet, kann hier nicht definitiv beantwortet werden. Ebensowenig ist ersichtlich, ob es sich um eine Bewegung des Zeitgeists oder um den Einfluss des langfristig wirkenden soziokulturellen Wandels handelt. Die Pluralität der Wertmassstäbe, Egozentrik und Leistungsdenken, wie sie in der individualistischen "Jagd nach Berufstiteln" auch bildungsmässig zum Ausdruck kommen, und das Selbstbild vieler Berufsarbeiter der jüngeren Generation, die sich eher als höhere Angestellte, denn als praktisch Arbeitende verstehen, sprechen eher dafür, dass wir am Ausgang des Industriezeitalters stehen. Entscheidend wird für das berufliche Fortkommen nicht nur die Identifizierung mit der zugedachten Berufsrolle, sondern immer mehr auch die Identifizierung mit dem (Gross-)Betrieb. Die traditionelle Arbeiterkultur aber ist als Kultur tendenziell eher im Niedergang begriffen und die handwerkliche Arbeit wird zunehmend auf den alternativen Wirtschaftssektor und auf die Schattenarbeit in der Freizeit verwiesen.

7. LITERATURVERZEICHNIS

7.1. Projektmaterialien

Balmer, K., Gonon, Ph. und Straumann, M.: Protokolle von narrativen Interviews über die Berufsbiographie und die Lebenskurve von gelernten Mechanikern und FEAM. Bände 1 - 6, aufgezeichnet im Rahmen des Projekts "Innovation und Qualifikation", Pädagogisches Seminar der Universität Bern, April, 1984, 1359 Seiten.

Balmer,K., Gonon, Ph., Karrer, D. & Straumann, M.: Aufzeichnungen von Einzelgesprächen mit Ausbildern von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren (FEAM) und Mechanikern, Band 1 und 2 (Materialien des Projekts "Der Ausbilder in der Schweizerischen Maschinen und Elektroindustrie"), Pädagogisches Seminar der Universität Bern, September 1985, 548 S.

7.2. Unveröffentlichte Schriften

Mathys, H .P. Mobilitätsstudie. Zur beruflichen und regionalen Mobilität ehemaliger Absolventen einer FEAM-Lehre der Firma A., Bericht über ein Forschungspraktikum, Pädagogisches Seminar der Universität Bern, März 1984, 38S.

Straumann, M., Balmer, K., Gonon. Ph.: Einzelfallanalysen. Band 1: Der Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur. Pädagogisches Seminar der Universität Bern, Oktober 1984, 177 S.

Straumann, M., Balmer, K., Gonon, Ph.: Einzelfallanalysen. Band 2: Mechaniker (Maschinenmechaniker). Pädagogisches Seminar der Universität Bern, Oktober 1984, 186 S.

7.3. Literatur

Aebli, H.: Denken: Das Ordnen des Tuns. Band 1 und 2. Stuttgart: Klett, 1980.

Alheit,P. : Alltagsleben: zur Bedeutung eines gesellschaftlichen "Restphänomens ". FFM: Campus, 1983.

permanent inner- und ausserbetrieblich weiterbilden, stehen Berufsarbeitern gegenüber, die in einem dauernden Kampf um Statuserhalt und Anerkennung stehen und die mit fortschreitendem Lebensalter das Berufsleben weniger aktiv bewältigen als resignativ erleiden. Der Segmentierung der Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt entspricht eine Partialisierung der Berufsarbeiter in Gruppen und eine innerpsychische Segmentierung des Bewusstseins in einen Berufs- und einen Freizeitbereich mit unterschiedlichen Wertvorstellungen, wie sie bei einzelnen Verlaufsformen zum Ausdruck kommt.

Gleichzeitig werden im Berufsleben die schichtspezifischen Sozialisationsmuster, die von einer kollektiven Perspektive und einer gelebten Gruppensolidarität ausgehen, abgelöst durch individuelle Verlaufsmuster und Bewältigungsformen. Inwieweit diese Individualisierungstendenz eine fragwürdig gewordene gesellschaftliche Fortschrittsperspektive ersetzt oder bloss die Verallgemeinerung der bürgerlichen Berufskarriere mittelständischen Zuschnitts auf das Berufsleben aller bedeutet, kann hier nicht definitiv beantwortet werden. Ebensowenig ist ersichtlich, ob es sich um eine Bewegung des Zeitgeists oder um den Einfluss des langfristig wirkenden soziokulturellen Wandels handelt. Die Pluralität der Wertmassstäbe, Egozentrik und Leistungsdenken, wie sie in der individualistischen "Jagd nach Berufstiteln" auch bildungsmässig zum Ausdruck kommen, und das Selbstbild vieler Berufsarbeiter der jüngeren Generation, die sich eher als höhere Angestellte, denn als praktisch Arbeitende verstehen, sprechen eher dafür, dass wir am Ausgang des Industriezeitalters stehen. Entscheidend wird für das berufliche Fortkommen nicht nur die Identifizierung mit der zugedachten Berufsrolle, sondern immer mehr auch die Identifizierung mit dem (Gross-)Betrieb. Die traditionelle Arbeiterkultur aber ist als Kultur tendenziell eher im Niedergang begriffen und die handwerkliche Arbeit wird zunehmend auf den alternativen Wirtschaftssektor und auf die Schattenarbeit in der Freizeit verwiesen.

7. LITERATURVERZEICHNIS

7.1. Projektmaterialien

Balmer, K., Gonon, Ph. und Straumann, M.: Protokolle von narrativen Interviews über die Berufsbiographie und die Lebenskurve von gelernten Mechanikern und FEAM. Bände 1 - 6, aufgezeichnet im Rahmen des Projekts "Innovation und Qualifikation", Pädagogisches Seminar der Universität Bern, April, 1984, 1359 Seiten.

Balmer,K., Gonon, Ph., Karrer, D. & Straumann, M.: Aufzeichnungen von Einzelgesprächen mit Ausbildern von Fernmelde- und Elektronikapparatemonteuren (FEAM) und Mechanikern, Band 1 und 2 (Materialien des Projekts "Der Ausbilder in der Schweizerischen Maschinen und Elektroindustrie"), Pädagogisches Seminar der Universität Bern, September 1985, 548 S.

7.2. Unveröffentlichte Schriften

Mathys, H .P. Mobilitätsstudie. Zur beruflichen und regionalen Mobilität ehemaliger Absolventen einer FEAM-Lehre der Firma A., Bericht über ein Forschungspraktikum, Pädagogisches Seminar der Universität Bern, März 1984, 38S.

Straumann, M., Balmer, K., Gonon. Ph.: Einzelfallanalysen. Band 1: Der Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur. Pädagogisches Seminar der Universität Bern, Oktober 1984, 177 S.

Straumann, M., Balmer, K., Gonon, Ph.: Einzelfallanalysen. Band 2: Mechaniker (Maschinenmechaniker). Pädagogisches Seminar der Universität Bern, Oktober 1984, 186 S.

7.3. Literatur

Aebli, H.: Denken: Das Ordnen des Tuns. Band 1 und 2. Stuttgart: Klett, 1980.

Alheit,P. : Alltagsleben: zur Bedeutung eines gesellschaftlichen "Restphänomens ". FFM: Campus, 1983.

Alheit,P., Dausien, Bettina: Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. FFM Campus, 1985.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hsg.): Alltagswissen - Interaktion - Gesellschaftliche Wirklichkeit. 2 Bände Reinbek: Rowohlt, 1973.

Baacke, D. : Ausschnitt und Ganzes - Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschliessung von Geschichten. In: Baacke, D. & Schulze, Th. (Hsg.) : Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979, 11-50.

Baacke, D.,Schulze, Th. (Hsg): Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979.

Baetge, M., Schomburg, U. & Voskamp: Jugend und Krise - Krise aktueller Jugendforschung. FFM : Campus, 1983.

Balmer, Katharina, Gonon, Ph. & Straumann, M.: Innovation und Qualifikation. Eine berufbiographische Untersuchung über den Einfluss des technlogischen Wandels auf die Qualifikationen von Facharbeitern. Aarau: Sauerländer, 1986.

BBG 1978: Bundesgesetz über die Berufsbildung vom 19. April 1978.

Beck, U.: Jenseits von Stand und Klasse ? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: 1983.

Beck, U., Brater,M. & Daheim,J.: Soziologie der Arbeit und der Berufe. Reinbeck: rororo, 1980.

Behrendt, R. & Grösch,D. (Hsg): Alltag, Lebensgeschichte, Geschichte. Berlin: Wannseeheim für Jugendarbeit e.V., o.J.

Berger, H.: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. FFM: Suhrkamp, 1974.

Bertaux, D. : From the life-history approach to the transformation of sociological practice. In: - (ed.): Biography and society, Sage: 1981,29-46.

Bertaux, D., Bertaux-Wiame Isabelle: Life stories in the Bakers' Trade. In: Bertaux,D. (Ed.): Biography and society. Sage: 1981, 169-190.

Bertaux,D., Bertaux-Wiame,Isabelle: Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer,L.(Hsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. FFM: Syndikat, 1980, 108-122.

Blumer,H.: Der methodologische Standpunkt des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Band 1, rororo, 1973, 80-146.

Borkowsky , Anna, Kaestli,Elisabeth, Ley, Katharina & Streckeisen, Ursula: Zwei Welten - ein Leben. Zürich: Unionsverlag, 1985.

Bourdieu,P. : Entwurf einer Theorie der Praxis. FFM: 1979.

Bourdieu, P., Boltanski, L.: Titel und Stelle. Zum Verhältnis von Bildung und Beschäftigung. In: Bourdieu / Boltanski / de Saint Martin & Maldidier: Titel und Stelle. Ueber die Reproduktion sozialer Macht. FFM: EVA, 1981, 89-116.

Braudel, F. Der Alltag (franz. 1979). München: Kindler: 1985.

Brezinka, W.: Metatheorie der Erziehung. München: Reinhardt, 1978,4.Auflage.

Brose, H.-G.: Die Erfahrung der Arbeit. Zum berufsbiographischen Erwerb von Handlungsmustern bei Industriearbeitern. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1983.

Brose, H.-G.: Die Bedeutung der Zeitdimension für die Analyse des Verhältnisses von Arbeit und Persönlichkeit. In: Hoff / Lappe & Lempert (Hsg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern: Huber, 1985, 142-153.

Bühler, Charlotte: Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. Erstmals 1933. Göttingen: 1959, 2. Auflage.

Bühler, Charlotte, Ekstein, R.: Anthropologische Resultate aus biographischer Forschung. In: Gadamer,H.G., Vogler,P. (Hsg): Neue Anthropologie, Band 5: Psychologische Anthropologie. Stuttgart: Thieme, 1973, 349 - 385.

Burkhard, G., in: Der Lehrling, 2, 1950, 65.

Danner, H.: Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. München: Reinhardt, 1979.

Deppe, W.: Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung. FFM: Campus, 1982.

Dilthey, W.: Leben Schleiermachers. Zwei Bände. Gesammelte Schriften Band XIII. Stuttgart: Teubner, 1970a.

Dilthey, W.: Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Portraits und biographische Skizzen. Gesammelte Schriften, Band XV, Stuttgart: Teubner, 1970. 1970b.

Dilthey, W.: Ueber die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. Gesammelte Schriften, Band XII. Stuttgart: Teubner, 1973

Dilthey, W.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften, Band VII, 6. Auflage, Stuttgart: Teubner 1973.

Elder, G.H.jun.& Rockwell, R.C. Historische Zeit im Lebenslauf.In Kohli, M. (Hsg): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt: 1978,78-102. Erikson,E.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt: 1973.

Ferchoff, W.: Jugend-(Biographien) und Sinnkrise des Jugendalters. In: Baacke, D & Schulze, Th (Hsg): Pädagogische Biographieforschung. Weinheim: Beltz, 1985, 64-106.

Ferchoff, W.: Jugend-(Biographien) und Sinnkrise des Jugendalters.- Pädagogische Interventionsforschung zwischen der Missio pädagogischer Aufklärung und der Kompetenzenteignung (sub-)kultureller Lebensmilieus. In: Baacke, D. & Schulze, Th. (Hsg.) : Pädagogische Biographieforschung. Weinheim: Beltz, 1985, 64-106.

Festinger,L.: The psychological effects of insufficient reward. American Psychologist 1961, 16, 1-11.

Filipp,S.-H.: Ein allgemeines Modell für die Analyse kritischer Lebensereignisse. In: - (Hsg): Kritische Lebensereignisse. München: Urban, 1981,3-52.

Foucault, M.: Ueberwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. franz. erstmals 1975. FFM: Suhrkamp, 1981, 4. Auflage.

Fuchs, W.: Zur Reflexivität der biographischen Methode - Werkstattbericht des Projekts "Lebensweltanalyse von Fernstudenten". FernUniversität - Gesamthochschule Hagen, 1979.

Fuchs, W.: Biographische Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1984.

Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Tübingen, 1975, 4. Auflage.

Gagné, R.M.: Die Bedingungen des menschlichen Lernens. Hannover: Schroedel, 1969.

Garfinkel,H.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, rororo, 1973,189-262.

Glaser, B.,Strauss,A.: The Discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research, Chicago, 1967.

Goffmann,E.: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Englisch erstmals 1959. München: Piper, 1983, 4.Auflage.

Gonon, Ph., Karrer, D. & Straumann, M. (unter Mitarbeit von B. Geiser und K. Balmer): Der Ausbilder in der Schweiz. Maschinen- und Elektroindustrie. Aarau: Sauerländer, in Vorbereitung.

Gorz, A.: Abschied vom Proletariat. Frankfurt aM: 1980.

Gruschka, A.: Von Spranger zu Oevermann. Zeitschrift für Pädagogik, 1985,31,77-95.

Gstettner, P.: Störungs-Analysen. In: Baacke, D. & Schulze, Th: Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979, 146-181.

Gstettner, P.: Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft. Rowohlt, 1981.

Günther, E., Kopf, G., Mietzner, U., Römer, M. & Schonig, B.: Lebensgeschichten verstehen lernen. Ein Bericht der "Berliner Arbeitsgruppe Lehrerlebensläufe". In: Baacke,D.& Schulze, Th.(Hsg): Pädagogische Biographieforschung. Weinheim: Beltz,1985,107-123.

Habermas, J.: Erkenntis und Interesse. Frankfurt aM: Suhrkamp, 1968.

Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd.I/II. Frankfurt,1980.

Hacker, W.: Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie. Bern: Huber, 1978, 2.Auflage.

Halbwachs,M.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Luchterhand, 1966.

Halbwachs,M.: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart: Enke, 1967.

Heinze, Th. & Klusemann, H.-W. : Ein biographisches Interviews als Zugang zu einer Bildungsgeschicht e. In: Baacke / Schulze (Hsg.): Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979, 182-225.

Heinze, Th. & Klusemann, H.-W.: Versuch einer sozialwissenschaftlichen Paraphrasierung am Beispiel des Ausschnittes einer Bildungsgeschichte. In: Heinze, Th., Klusemann, H.-W. & Söffner, H.-G.: Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Bensheim: päd extra, 1980, 97-152.

Heinze,Th., Klusemann,H. & Söffner,H. (Hsg): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Bensheim: Päd extra, 1980.

Henningsen, J.: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Essen: Neue Deutsche Schule, 1981.

Hermanns, H.: Das narrative Interview in berufsbiografisch orientierten Untersuchungen. Kassel: Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel, 1981.

Hermanns, H.: Ingenieurleben - Der Berufsverlauf von Ingenieuren in biographische r Perspektive, In: Kohli, M. & Robert, G.: (Hsg.): Biographie und soziale Wirlichkeit. Stuttgart: Metzler, 1984, 164-191.

Hermanns, H., Tkocz, Ch., Winkler, H.: Berufsverlauf von Ingenieuren. FFM: Campus, 1984.

Herrmann, U.: Probleme und Aspekte historischer Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D.(Hsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz, 1980, 227-282.

Herrmann, U.: Neue Wege der Sozialgeschichte. Pädagogische Rundschau, 1984a,38,171-187.

Herrmann, U.: Geschichte und Theorie. Ansätze zu neuen Wegen in der erziehungsgeschichtlichen Erforschung von Familie, Kindheit und Jugendalter. ZSE, 1984b,4,11-28.

Herrmann, U., Gestrich, A., & Mutschler,Susanne: Kindheit, Jugendalter und Familienleben in einem schwäbischen Dorf im 19. und 20. Jahrhundert (bis zum Ersten Weltkrieg). In: Borscheid, P.,Teuteberg, H.-J. (Hsg.): Ehe - Liebe - Tod. Münster: Coppenrath, 1983, 66-79.

Hofer, M.: Empirie. In: Wulf, Ch. (Hsg): Wörterbuch der Erziehung. München: Piper, 1984,6.Aufl.160-170.

Hoff,E., Lappe,L. & Lempert,W.: Untersuchungen zur Sozialisation junger Facharbeiter. Zwischenbericht 1983. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (unveröffentlicht), 1983.

Jahoda, Marie, Lazarsfeld, P.F, Zeisel, H.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. (erstmals 1933). Frankfurt aM: Edition Suhrkamp, 1975.

Jeangros, E.: Maximen der Berufserziehung im Betrieb. DBK-Verlag: 1968.

Kade, Sylvia: Methoden des Fremdverstehens. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1983.

Kern, H. & Schumann, M.: Das Ende der Arbeitsteilung ? Rationalisierung in der industriellen Produktion. München: Beck, 1984.

Klafki, W. u.a. Funkkolleg Erziehungswissenschaft. Band 3. Frankfurt: 1970.

Kohli, M.:'Offenes' und 'geschlossenes' Interview: neue Argumente zu einer alten Kontroverse. Soziale Welt: 1978,29,1-25.

Kohli, M.: Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K.,Ulich, D.: Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz, 1980,299-317.

Kohli, M.: Wie es zur "biographischen Methode" kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. Zeitschrift für Soziologie ,10, 1981,273-293.

Kohli, M.: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1985,37, 1-29.

Kohli, M.: Antizipation, Bilanzierung, Irreversibilität. Dimensionen der Auseinandersetzung mit beruflichen Problemen im mittleren Erwachsenenalter. In: Hurrelmann,K. (Hsg.): Lebenslage - Lebensalter - Lebenszeit. Weinheim: Beltz, 1986, 123-136.

Kohn, M.L. (Hsg.): Persönlichkeit, Beruf und soziale Schichtung. Stuttgart: Klett-Cotta, 1981.

Kohn, M.L.: Arbeit und Persönlichkeit: Ungelöste Probleme der Forschung. In: Hoff / Lappe & Lempert (Hsg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern: Huber, 1985,41-73.

Kracauer, S.: The challenge of qualitative content analysis. Public Opinion Quarterly, 1959, 16, 631-641.

Kraft, U., Häfeli, K. & Schallberger, U.: "... natürlich hat mich meine Lehre verändert". Schweiz. Verband für Berufsberatung. Zürich: 1985.

Kruse, W., Kühnlein, Gertrud & Müller, Ursula: Facharbeiter werden - Facharbeiter bleiben ? FFM: Campus, 1981.

Kuhn, S.,Th.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. FFM: Suhrkamp, 1976, 2.Auflage.

König, G. & Schumm,W.: Interessenorientierung, Arbeitserfahrung und Berufsverlauf. In: Hoff / Lappe & Lempert (Hsg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern: Huber, 1985, 165-178.

Langeveld, M.J., Danner,H.: Methodologie und 'Sinn'- Orientierung in der Pädagogik. München: Reinhardt, 1981.

Leithäuser, Th., Volmerg, B. u.a: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewusstseins. FFM: edition suhrkamp, 1977.

Leithäuser, Th., Volmerg, B.: Anleitung zur empirischen Hermeneutik. FFM: edition suhrkamp, 1979.

Lempert, W.: Ausbildung zum Facharbeiter: Startbahn oder Parkplatz, Aufzug oder Abweg? Berlin: Max-Planck-Insitut für Bildungsforschung (unveröffentlicht), 1982.

Lempert, W.: Auswirkungen betrieblicher Erfahrungen auf die Entwicklung moralischer Urteilsstrukturen. ZBW, Beiheft 5, 1984.

Lempert, W., Thomssen, W.: Berufliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewusstsein. Stuttgart: Klett, 1974.

Lempert, W., Hoff, E.& Lappe, L: Konzeptionen zur Analyse der Sozialisation durch Arbeit. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1980,2.Auflage.

Lenzen, D.: Mythologie der Kindheit. Reinbeck: rowohlts enzyklopädie, 1985.

Loch, W.: Lebenslauf und Erziehung. Essen: Neue Deutsche Schule, 1979.

Lorenzer, A.: Die Analyse der subjektiven Struktur von Lebensläufen und das gesellschaftlich Objektive. In: Baacke / Schulze (Hsg.): Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979, 129-145.

Luhmann, N. & Schorr, K.-E. (Hsg.): Zwischen Technologie und Selbstreferenz: Fragen an die Pädagogik. FFM: Suhrkamp, 1982.

Luhmann, N. & Schorr,K.-E. (Hsg.): Zwischen Intransparenz und Verstehen. FFM: Suhrkamp, 1986.

Lutz, B.:Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit. Eine historisch-soziologische Skizze. In: Kreckel,R. (Hsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: 1983, 221-245.

Levy, R.: Der Lebenslauf als Statusbiographie. Stuttgart: 1977.

Maslow, A.: Motivation und Persönlichkeit. Erstmals 1954. Olten: 1977.

Mayer, E., Schumm, W., Flaake, K., Gerberding, H., Reuling, J.: Betriebliche Ausbildung und gesellschaftliches Bewusstsein. FFM: Campus, 1981.

Mayring, Ph.: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim: Beltz, 1983.

Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: 1975.

Mead, Margareth: Kindheit und Jugend in Samoa. In: Jugend und Sexualität in primitiv en Gesellschaften, Band 1. Englisch: Coming of age in Samoa. München: dtv, 1980 - 81, 6.Aufl.

Meissner, M.: The long arm of the job: a study of work and leisure. Industrial Relations, 1971, 10, 239-260.

Moebius, Monica: Das autobiographische Gedächtnis. Psychologie Heute, 13, 1986, 28-33.

Mollenhauer, K. & Rittelmeyer,Ch.: Die Methoden der Erziehungswissenschaft. München: Juventa, 1977.

Moser, H.: Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München: Kösel, 1978, 2.Aufl..

Nietzsche, F.: Götzen-Dämmerung. Werke in drei Bänden, hsg. von Karl Schlechta, Band II. München: Hanser, 1966, 939-1034.

Nohl, H.: Die Theorie der Bildung. In: Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. Frankfurt aM: Schulte, 1970, 7.Auflage.

Oelkers, J.: Verstehen als Bildungsziel. In: Luhmann & Schorr (Hsg.): Zwischen Intransparenz und Verstehen. FFM: Suhrkamp, 1986, 167-218.

Oevermann, U., Allert, T. & Konau, Elisabeth: Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. In: Heinze / Klusemann / Söffner (Hsg): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Bensheim: päd extra, 1980, 15-69.

Oevermann,U., Allert, T., Konau , E. & Krambeck, J.: Die Methodologie der "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Söffner, H.-G.: Interpretative Verfahren in den Text- und Sozialwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 1979, 352-433.

Rauner, F.: Elektrotechnik - Grundbildung. Soest: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung, 1986.

Ritsert, J. Inhaltsanalyse und Idelogiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung. FFM: Fischer Athenäum, 1972.

Pestalozzi, Heinrich: Schriften aus den Jahren 1805 - 1826. Zweiter Teil. Zürich: Rotapfel, 1949.

Rogers, C. Entwicklung der Persönlichkeit. Englisch: On becoming a person, 1961. Stuttgart: 1973.

Samuel, R.: Oral History in Grossbritannien. In: Niethammer, L. (Hsg): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. FFM: Syndikat, 1980, 55-73.

Sander, U. & Vollbrecht, R.: Zur wissenschaftlichen Rekonstruktion jugendlichen Zeitbewusstseins. In: Baacke, D. & Schulze, Th.(Hsg.): Pädagogische Biographieforschung. Weinheim: Beltz, 1985, 141-170.

Schröder, W.H. (Hsg): Lebenslauf und Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta, 1985.

Schulze, Th.: Autobiographie und Lebensgeschichte. In: Baacke, D. & Schulze,T. (Hsg.): Aus Geschichten lernen. München: Juventa, 1979, 51-98.

Schulze, Th.: Lebenslauf und Lebensgeschichte. In: Baacke / Schulze (Hsg.): Pädagogische Biographieforschung. Weinheim: Beltz, 1985, 29-63.

Schumm, W.: Zur Entstehung von Berufsbiographien. Die Bedeutung betrieblicher Ausbildung und der ersten Berufsjahre für die berufliche Sozialisation. ZSE, 1983,3, 245-261.

Schütze, F.: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - .... Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Universität Bielefeld, Nr. 1, 1977.

Schütze, F.: Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes / Pfeifenberger u.a. (Hsg): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: 1981.

Schütze, F.: Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Symposium über Erzählforschung. Stuttgart: Metzler, 1982.

Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. & Robert, G. (Hsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler, 1984, 78-117.

Shell Studie Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Band 2. Herausgegeben vom Jugendwerk der Deutschen Shell. Opladen. 1982.

Sloterdijk, P.: Literatur und Lebenserfahrung. München: Hanser, 1978.

Spranger, E.: Pestalozzis Denkformen. Heidelberg: Quelle, 1959.

Söffner, H.-G.: Interaktion und Interpretation. In: - (Hsg): Interpretative Verfahr en in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 1979, 328-351.

Söffner, H.-G.: Ueberlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem "freien" Interview. In: Heinze / Klusemann & Söffner: Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Bensheim: päd extra, 1980, 70-96.

Terhart, E.: Was bildet in der Lehrerbildung ?. Bildungsforschung und Bildungspraxis, 1985, 7, Heft 3.

Thomae, H.: Das Individuum und seine Welt. Göttingen: 1968.

Volmerg, Birgit, Senghaas-Knoblauch,Eva & Leithäuser, Th.: Betriebliche Lebenswelt. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1986.

Wettstein, E., Bossy,R., Dommann,F. & Villiger,D.: Die Berufsbildung in der Schweiz. Eine Einführung. Luzern: DBK-Verl ag, 1985.

Wilson, Th.P.: Theorien der Interaktion und Modelle der soziologischen Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Rororo, 1973,54-79.

Wolf, J., Kohli, M. & Rosenow, J.: Die Veränderung beruflicher Erwartungen. In: Hoff / Lappe & Lempert (Hsg.): Arbeit und Persönlichkeitsentwicklung. Bern: Huber, 1985,128-141.

Wulf, Ch. Wörterbuch der Erziehung. München: Piper, 1984, 6.Aufl.

Verzeichnis der Abkürzungen

AVOR	Arbeitsvorbereitung - Einsatzbereich eines Facharbeiters
BB	Berufsbiographie
BBG	Bundesgesetz über die Berufsbildung vom 19.4. 1978
BIGA	Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit
CNC	Computerised Numerical Control. Programmierbare Steuerung für Maschinen der Metallbearbeitung.
EVA	Education et Vie Active: Französicher Titel des Nationalen Forschungsprogramms 10: "Bildung und das Wirken in Gesellschaft und Beruf" des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.
FEAM	Fernmelde- und Elektronikapparatemonteur. Seit 1984 zum Lehrberuf des Elektronikers zusammengefasst.
GG	Gruppengespräch (dritter Datenerhebungsschritt)
KUBA	Kurzumfrage über Beruf und Arbeit
NT	Neue Technologien: Sammelbegriff für Technologien, die auf dem Gebiet der Mikroelektronik, Bearbeitungstechnik und Kommunikationstechnik in der Industrie auf breiter Basis Verwendung finden.
SNF	Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Abteilung für Nationale Forschungsprogramme.

Lebenslauf

Ich wurde am 3. September 1950 in Herrliberg ZH als jüngstes von vier Kindern von Jacques und Johanna Straumann-Etter geboren. 1951 zogen meine Eltern nach Bern, wo mein Vator die Stelle eines kaufmännischen Leiters einer Lebensmittelfabrik übernahm. Nach der Primar- und Sekundarschule in der damaligen Grossgemeinde Bolligen besuchte ich das Städtische Gymnasium Kirchenfeld, das ich mit der Matura B abschloss. 1970 begann ich das Studium der Psychologie, Pädagogik und Psychopathologie an der Universität Bern. In den Jahren 1972 - 76 arbeitete ich als Werkstudent in einem Dienstleistungsunternehmen der EDV-Branche und hatte dort einen Einblick in die Berufswelt von Ingenieuren und Computerfachleuten. Deshalb entschloss ich mich, im Hauptfach Arbeits- und Betriebspsychologie zu studieren. Im Jahre 1979 schloss ich das Studium bei Prof. Dr. E. Ulich ab mit einer Lizentiatsarbeit über "Ständige Schicht- und Nachtarbeit", die ich zusammen mit D. Pia und S. Bommer verfasst habe.

1979 trat ich eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent am Pädagogischen Seminar der Universität Bern an. Neben Themen der historischen und systematischen Pädagogik widmete ich mich vorwiegend der Berufspädagogik und der Berufsbildungsforschung. In der Zeit von 1982 bis 1985 arbeitete ich unter der Verantwortung von Prof. Dr. T. Weisskopf in zwei Forschungsprojekten mit, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 10: "Bildung und das Wirken in Gesellschaft und Beruf" durchgeführt wurden. Aus dieser Forschungstätigkeit heraus ist auch die vorliegende Dissertationsarbeit entstanden.

1982 - 83 habe ich berufsbegleitend die Grundausbildung in Gesprächspsychotherapie absolviert.